Georg Forſter's

ſämmtliche Schriften.

Vierter Band.

Georg Forster's
ſämmtliche Schriften.

Herausgegeben von deſſen Tochter
und begleitet
mit einer Charakteriſtik Forſter's
von
G. G. Gervinus.

In neun Bänden.

Vierter Band.
Kleine Schriften.
Erſter Theil.

JUR:POL:
LESEVEREIN

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1843.

LIBRARY
UNIVERSITY OF ALBERTA

Inhalt des vierten Bandes.

Kleine Schriften.

Ein Beitrag zur Völker= und Länderkunde, Naturge=ſchichte und Philoſophie des Lebens.

Seite

Erster Theil.

Die Nordweſtküſte von Amerika und der dortige Pelzhandel..... 3

Schilderung des Nordens von Amerika........................ 111

Neuholland und die brittiſche Colonie in Botany=Bai........ 184

O=Taheiti.. 204

Des Schiffshauptmanns Forreſt zerſtreute Nachrichten von der Inſel Maginbanao.. 242

Ueber die Inſel Madagaskar................................. 264

Etwas über die Menſchenracen............................... 280

Ein Blick in das Ganze der Natur........................... 307

Der Brotbaum... 328

Ueber die Pygmäen.. 360

2215547

Seite
Beſchreibung des rothen Baumläufers von der Inſel O-Waihi.. 374
Ein Verſuch mit dephlogiſtiſirter Luft........ 377
Limites Historiae naturalis........ 381
Praefatio in Dissertationem de Plantis esculentis insularum oceani Australis........ 397

Seite
Waihi.. 374
.... 377
.... 381
nsularum
.... 397

Kleine Schriften.

Ein Beitrag

zur Völker- und Länderkunde, Naturgeſchichte und Philoſophie des Lebens.

Erster Theil.

[illegible]

Kleine Schriften.

Ein Beitrag

zur Völker- und Länderkunde, Naturgeschichte
und Philosophie des Lebens.

Erster Theil.

Die Nordweſtküſte von Amerika und der dortige Pelzhandel.

Impiger extremos currit mercator ad Indos,
Per mare pauperiem fugiens per saxa, per ignes.

Einleitung.

§. 1. Der Zeitpunkt nähert ſich mit ſchnellen Schritten, wo der ganze Erdboden dem europäiſchen Forſchungsgeiſte offenbar werden und jede Lücke in unſeren Erfahrungswiſſenſchaften ſich, wo nicht ganz ausfüllen, doch in ſo weit ergänzen muß, daß wir den Zuſammenhang der Dinge, wenigſtens auf dem Punkt im Aether den wir bewohnen, vollſtändiger überſehen können. Bald iſt es Nationaleitelkeit, bald politiſches Intereſſe, Spekulation des Kaufmanns, oder Enthuſiasmus für Wahrheit, was auf jenes Ziel hinarbeitet und dem wichtigen Endzwecke mit oder ohne Bewußtſein dienen muß. Wie greifen alsdann die Räder des großen kosmiſchen Mechanismus ſo wunderbar in einander! Könige müſſen mit der Macht den Willen verbinden, die Erdkunde zu erweitern; ein Cook muß aus dem großen Haufen ſeiner Zeitgenoſſen, wie ein ſchöner Stern hervorgehen; eigner Trieb muß Männer, wie Banks und Solander, wie Thunberg, Pallas, Sparrmann, Bruce, le Vaillant, Hearne, Jones, Phillip, Volney, Savary, Anquetil, Sonnerat, le Gentil und ſo viele andere faſt zu gleicher Zeit beſeelen, um den Mühſeligkeiten des Forſcheramtes zu trotzen und die ſchönſten Jahre ihres Lebens in entfernten Welttheilen, unter ungewohnten Himmelsſtrichen und bei fremden Völkern zuzubringen; der Britte muß ſich genöthigt ſehen,

neue Handelszweige auszukundſchaften und neuentdeckte Länder mit ſeinem Vaterlande näher zu verbinden; ein Pflanzvolk muß ſich losreißen von dem Mutterlande; die Menſchlichkeit muß den Anblick ſelbſt eines Verbrechers in Ketten nicht ertragen können, und ein Land ſo groß wie Europa muß mit den verbannten Miſſethätern der brittiſchen Inſeln bevölkert werden; das eigenſinnige Schickſal muß wollen, daß auf einen Richterſtuhl in Bengalen ein Gelehrter komme*), deſſen gründliche und ausgebreitete Kenntniſſe, verbunden mit der lieblichen Phantaſie des Dichters, und geadelt durch richtiges Urtheil und er[illegible]en Geſchmack, auch unter mehrere Menſchen vereinzelt hinreichend wären, ſie alle berühmt zu machen; — und kurz, unzählige Verhältniſſe, deren verborgener Verkettung wir hier nicht nachgehen können, müſſen zuſammentreffen, um in einem Decennium mehr Entdeckungen zu concentriren, als ſeit drei Jahrhunderten durch Zufall oder Abſicht ans Licht getreten ſind; müſſen ſich wunderbar kreuzen und verbinden, um dem aufgeklärten Theile der Bewohner von Europa Unterricht und Unterhaltung zu gewähren und unzählige Bilder von den entfernteſten Weltgegenden vor ihrem Geiſtesauge vorüberſchweben zu laſſen.

§. 2. Es hieße der Einſicht unſerer Zeitgenoſſen ſpotten, wenn wir uns bei dem Beweiſe aufhalten wollten, daß ihr Gewinn von dieſem Studium unzertrennlich iſt. Mit der Verwickelung unſerer gegenſeitigen Beziehungen iſt es dahin gekommen, daß wir dem Bedürfniſſe des Jahrhunderts, welches zur Einſammlung dieſer Kenntniſſe den Sporn hergab, auch die Verbreitung und allgemeine Aufnahme derſelben gänzlich anheimſtellen können. Die Thätigkeit der Menſchen hat, wenigſtens in unſerm Welttheil, den Punkt erreicht, wo ſie jene allgemeinen Impulſionen aufhebt, welche ehedem das Gleichgewicht der Völker zerrütteten; Krieg iſt in unſerm Zeitalter kaum noch möglich, und alle mechaniſche Kräfte, die dem Menſchen zu Gebote ſtehen, ſind ſo ſcharf berechnet, daß die Vernachläſſigung der einen, oder die Verſchwendung der andern ſich ſelbſt unausbleiblich durch politiſche Ohnmacht beſtraft. Das Phänomen der politiſchen und bürgerlichen Freiheit, welches zu den Merkwürdigkeiten dieſer Zeit gehört, iſt die unmittelbare Folge jener höheren Staatskunſt, welche

*) Sir William Jones, der in der klaſſiſchen, orientaliſchen und neueren Litteratur Proben ſeiner Kenntniſſe abgelegt hat.

alle Hoffnung verloren hat, durch Eroberung ihr Glück zu machen, und jetzt nur in dem Maaße, wie ſie phyſiſche und metaphyſiſche Kräfte im Innern des Staats in Bewegung ſetzt, ihre Präponderanz behaupten kann. Das Studium der Natur und des Menſchen, welches gegenwärtig ſo ſchnell und ſicher zu den wichtigſten Reſultaten führt, iſt gleichſam ein neues Organ geworden, vermöge deſſen man von der Nationalwohlfahrt und vom Einfluſſe lokaler Verhältniſſe auf die Beſchäftigungen, die Organiſation und die Denkart der Menſchen richtigere Begriffe erlangt; man iſt in der Anwendung jener wichtigen Wahrheit, daß große Wirkungen von der Vollkommenheit der Werkzeuge abhangen, weiter fortgeſchritten, und ſchon gibt es in der Hand des ächten Staatsmannes kein edleres, göttlicheres Inſtrument, als die feſſelfreie, reife, entwickelte Vernunft; ſchon gibt es keine falſche Politik als diejenige, die der individuellen Bildung und der Spontaneität des Bürgers entgegenwirkt. Sobald der Mann am Ruder des Staats mit dieſem Pfunde wuchert, dann iſt es Zeit, daß auch der Privatmann in ſeinem engeren Wirkungskreiſe es geltend zu machen ſucht; wenn man den intellektuellen Kräften endlich in dem Staatskörper ihre lange verkannte Würde einräumt, dann wird es mehr als jemals zum Bedürfniß des einzelnen Menſchen, in einem Gedränge, wo auch ihm zum mechaniſchen Wirken kein Spielraum übrig bleibt, dieſe Schwingungen, wozu er keinen Raum bedarf, in ſich ſelbſt zu befördern, und ſeine Kräfte zur Vervollkommnung ſeines eigenen Weſens, wie zur Beförderung ſeines Glücks, anzuwenden.

§. 3. Wer einigermaßen mit dem Zuſtande unſerer wiſſenſchaftlichen Ausbildung bekannt iſt, dem wird die Bemerkung nicht entgangen ſein, daß, wenn gleich auf der einen Seite die Einführung einer ſtrengen Methodik eine gewiſſe ſeichte, oberflächliche Univerſalität hervorbringen kann, dagegen auf der andern weniger unrichtige, falſche Vorſtellungen in Umlauf kommen, als vor dieſem, wo die Vernunft unter dem Joche der Autoritäten erliegen mußte und die erworbene Unwiſſenheit verderblicher und unheilbarer als die natürliche war. Um jenes Mißbrauches willen, dem alles Gute unterworfen iſt, wird man aber doch im gegenwärtigen Falle nicht läugnen wollen, daß die Mittel zur Einſammlung gründlicher und umfaſſender Kenntniſſe zu keiner Zeit ſo zahlreich und allgemein geweſen ſind, als eben jetzt, da wir, ohne das Geringſte von den Vorräthen unſerer Lehrer

aus dem vorigen Jahrhunderte eingebüßt zu haben, alle Vortheile eines zweckmäßigeren, vorbereitenden Unterrichts genießen. Wenn ſich nun zu dieſen Mitteln noch die Antriebe des Bedürfniſſes und der Nothwendigkeit geſellen, um uns im gegenwärtigen Zeitpunkte die ſchnellere Anwendung und Entwickelung unſerer Geiſteskräfte zum Geſetze zu machen; wird alsdann nicht von ſelbſt folgen, daß ſo viele Zweige des Wiſſens, die man ſonſt trocken, ermüdend, unwichtig fand und der Spekulation oder dem Pedantismus überließ, jetzt ein allgemeines Intereſſe erhalten, ſich mit dem ganzen Syſtem unſerer Vorſtellungen verweben und auf unſere Thätigkeit zurückwirken müſſen? Sichtbar iſt dieſe Verwebung und dieſes Zurückwirken vorzüglich in den neueren Bemühungen, die Beſchaffenheit der Erde, ihrer Erzeugniſſe und Bewohner in allen ihren Theilen, ſelbſt den entlegenſten, zu erforſchen. Die wiſſenſchaftlichen Vorkenntniſſe der Forſcher und Entdecker erleichterten ihnen die Umfaſſung ihres Gegenſtandes. Sobald man wußte, worauf es bei einer jeden Gattung von Beobachtungen ankäme, welche Beſtimmungen noch geſucht würden; ſobald man feine Unterſchiede, zarte Schattirungen auffaſſen und Verhältniſſe vervielfältigen konnte, indem man bereits ein vielſeitiges Schema im Kopfe zum Ausfüllen hinzubrachte: alſobald erſchöpfte man vollſtändiger den Bezirk, den man der Unterſuchung unterwarf, und bereicherte die Wiſſenſchaft mit richtigeren, ſchärfer beſtimmten und gemeinnützigeren Begriffen, als zuvor.

So iſt nicht nur unſere jetzige phyſiſche und ſtatiſtiſche Kenntniß von Europa zur Vollkommenheit gediehen, ſondern auch die entfernteſten Welttheile gehen allmälig aus dem Schatten hervor, in welchem ſie noch vor Kurzem begraben lagen. Das nördliche Aſien hat uns Katharina, die Weiſe und Große, durch die Reiſen der St. Petersburger Akademiker enthüllt, und das ſüdliche wird uns bald der Eifer der in Bengalen geſtifteten Aſiatiſchen Geſellſchaft offenbaren. Schon im erſten Bande ihrer Nachforſchungen liefert ſie uns einen reichhaltigen Stoff, der über die Geſchichte nicht Indiens allein, ſondern der geſammten Urwelt, Licht verbreitet. Auf die neuen Angaben, welche man dem Forſchungsgeiſte der Reiſenden und der Beamten der Oſtindiſchen Compagnie verdankt, hat bereits der berühmte Robertſon ſeine ältere Geſchichte von Indien und des in vorigen Zeiten dahin geführten Handels gegründet. Rennell's geographiſche Arbeiten

machen die Lage der Oerter, den Lauf der Flüſſe, und die Richtungen der Gebirgsrücken in jenem merkwürdigen Lande genau bekannt; Dalrymple's Atlas ergänzt dieſe Kenntniß, in ſo fern ſie dem Seefahrer wichtig iſt, und ſein Orientaliſches Repertorium verſpricht manchen wichtigen Zug zur Bezeichnung der öſtlichen aſiatiſchen Reiche. Tibet wird von Bengalen aus erforſcht; von Japan gibt Thunberg neuere Bemerkungen; Sumatra hat Marsden beſchrieben; über die Inſelgruppen, welche die Holländer in Indien beſitzen, erhalten wir topographiſche Details von der in Batavia errichteten Geſellſchaft; über die Beſitzungen des türkiſchen Reichs und über Perſien geben Niebuhr, Volney, Tott, Ohſſon, Franklin richtigere Begriffe. — Afrika wird ſeinem Innern nach durch die Bemühungen der in England zuſammgetretenen Geſellſchaft näher bekannt. Die Aufhebung des Sclavenhandels, die, trotz der Barberei des jetzt ſitzenden engliſchen Parlaments, gewiß nicht mehr weit entfernt iſt, wird dieſen Nachforſchungen für den brittiſchen Handel neue Wichtigkeit verleihen. Auch hat man bereits von Matthews, Norris, und dem ungenannten Verfaſſer der Beſchreibung von Nigritien die erſten ſtatiſtiſchen Grundlinien von der weſtlichen Küſte dieſes Welttheils erhalten, und Iſert hat in Guinea zu botaniſiren angefangen. Im Norden und Oſten haben Niebuhr, Forskål, Höſt, Poiret, Desfointaines, Savary, Volney und Bruce die wichtigſten Nachrichten geſammelt, ſo wie im Süden Thunberg, Sparrmann, Patterſon und le Vaillant. — Die Unabhängigkeit, welche die Colonien in Nord-Amerika ſich errungen haben, und die, welche den ſpaniſchen Colonien in den mittleren und ſüdlicheren Gegenden dieſes Welttheils bevorſteht, werden die genaue Kenntniß deſſelben, worin indeß, bei aller Indolenz und aller Verheimlichung der ſpaniſchen Regierung, unter der Hand ſchon große Fortſchritte gemacht worden ſind, in Kurzem vollenden. Was Cook mit ſeinen Gefährten zur Erforſchung des Südmeeres und der darin befindlichen Inſeln geleiſtet hat, iſt zu bekannt, um einer Erwähnung zu bedürfen, und was die durch ſeine Entdeckungen veranlaßte Colonie an der Oſtküſte von Neuholland zur vollſtändigeren Kenntniß dieſes großen Landes beitragen könne, läßt ſich aus dem, was Phillip und White ſchon geliefert haben, leicht berechnen.

§. 5. Wir kommen jetzt näher zu dem eigentlichen Gegenſtande dieſer Abhandlung: zu den Entdeckungen in dem höchſten

Norden und an der Nordweſtſeite von Amerika, woran Cook ebenfalls einen ſo großen, ſo wichtigen Antheil hat, daß ohne ihn wohl ſchwerlich der Pelzhandel zwiſchen China und dieſer neuentdeckten Küſte zu Stande gekommen und zwiſchen den Höfen von Madrid und London eine Colliſion desfalls entſtanden wäre. Hier beginnt eine neue Epoche in der ſo merkwürdigen Geſchichte des europäiſchen Handels, dieſes Handels, in welchen ſich allmälig die ganze Weltgeſchichte aufzulöſen ſcheint. Hier drängen ſich dem Forſcher ſo viele Ideen und Thatſachen auf, daß es nöthig ſcheint, alles, was auf die Kenntniß derſelben Beziehung hat, in einen Brennpunkt zu ſammeln und zumal einem Publikum, wie das unſrige, welches nur einen litterariſchen mittelbaren Antheil an den Entdeckungen der Seemächte nehmen kann, die Ueberſicht deſſen, was bisher unternommen worden iſt, und das Urtheil über die Wichtigkeit dieſer ganzen Sache zu erleichtern. Solche Zuſammenſtellungen ſind, wenn ſie gleich kein großes, inneres Verdienſt haben, wenigſtens in ſo fern nicht ohne Nutzen, als ſie das Nachſchlagen vieler Bücher zum Verſtehen eines einzelnen entbehrlich machen, und, wenn ſie mit Gewiſſenhaftigkeit verfertigt werden, überhaupt auf das große nie genug zu empfehlende Bedürfniß unſerer Zeit, die Concentration der Kenntniſſe und ihr durch Ordnung zu erleichterndes Einſammeln, hin zu arbeiten ſuchen. Ich will alſo meinen Leſern zuerſt eine kurze chronologiſch geordnete Nachricht von den Entdeckungen an der Nordweſtküſte von Amerika, dann die Geſchichte der Irrungen zwiſchen England und Spanien, ferner eine Berechnung von dem bisherigen Ertrage des ganzen Pelzhandels, und endlich einige wahrſcheinliche Muthmaßungen über den Grad der Wichtigkeit, wohin es mit dieſem Handel kommen kann, hauptſächlich gegründet auf die geographiſche Beſchaffenheit des Nordens von Amerika und des dadurch erleichterten Waarentransports, vorlegen.

I.

Chronologiſche Nachricht von den Entdeckungen an der Nordweſtküſte von Amerika.

§. 6. Ausdehnung dieſer Küſte.

Zuerſt müſſen wir die Grenzen beſtimmen, innerhalb deren der etwas zu allgemeine Ausdruck: Nordweſtküſte von Amerika, hier gelten ſoll. Bekanntlich nimmt die amerikaniſche Küſte, welche von dem großen Ocean oder dem ſo genannten ſtillen, friedlichen Meere beſpült wird, ſchon vom Vorgebirge Corrientes an, etwa in 5° nördlicher Breite, die Richtung nach Nordweſten hin, welche ſie mit mehr oder weniger Abweichung bis zum 60.° nördlicher Breite, in der Gegend des Vorgebirges Suckling behält. Vom Prinz Wilhelm's-Sunde an bis an die Fuchsinſeln nimmt ſie dann eine ſüdweſtliche Richtung, und kehrt von der Spitze der Halbinſel Alaska wieder nach Norden zurück, indem ſie die beiden großen Meerbuſen, Briſtolbai und Nortonſund bildet. Vom Eiscap an, welches in 70° 29′ N. Br. liegt, iſt die Lage der Nordküſte unbekannt; doch läßt ſich nicht wohl zweifeln, daß ſie eine öſtliche und zum Theil, beſonders in der Nähe der Baffinsbai, nördliche Richtung nimmt. Von dieſer langen Strecke, zwiſchen Cap Corrientes und dem Eiscap, welche nicht weniger als 65 Grade der Breite in ſich faßt, pflegt gleichwohl derjenige Theil, der die Küſte von Terrafirma, Panama, Mexico und Californien ausmacht, als hinlänglich bekannt und einer europäiſchen Macht zugehörig, abgerechnet zu werden, wenn von der Scene der neueren Entdeckungen die Rede iſt. Daher ſcheint die Benennung der Nordweſtküſte von Amerika eigentlich nur von dem 40.° der Breite an, bis zum Eiscap oder 70° 29′, anwendbar, und zwiſchen dem 192. und dem 237. Meridian, von der Sternwarte zu Greenwich oſtwärts gerechnet, eingeſchloſſen zu ſein. In dieſem Sinne wird ſie von den neueren engliſchen Seefahrern gebraucht, und folglich auch hier gelten müſſen. — Das Meer, welches an dieſe Küſte grenzt, iſt ein Theil des großen, zwiſchen dem öſtlichen Aſien und dem weſtlichen Amerika weit ausgebreiteten Oceans, dem man ſeit Magellan's Reiſe den unſchicklichen Namen: Mare pacificum,

friedliches, ſtilles Meer gelaſſen hat, und das der Aequator in das ſüdliche und nördliche theilt. Allenfalls möchte es noch hingehen, wenn man dem Meeresſtrich, welcher zwiſchen den Wendekreiſen in der Bahn der öſtlichen Paſſatwinde liegt, dieſe Benennung beilegte, weil hier die Stürme wirklich ſeltner ſind; aber ſie bis an beide Polarkreiſe auszudehnen, und zumal den tiefen Buſen zwiſchen Alaska, Prinz Wilhelm's-Sund und Cap Blanco dazu zu rechnen, wo die fürchterlichſten Orkane herrſchen: — dies gehört zu den Beiſpielen des Widerſinnigen, welches der unphiloſophiſche Sprachgebrauch in Gang gebracht hat. — Nicht minder widerſinnig iſt es auch, den nordwärts vom Aequator gelegenen Theil dieſes Oceans die Südſee oder das Südmeer zu nennen, welches doch aus Mangel an Ueberlegung noch oft geſchieht. Meines Erachtens gibt es für dieſes zwiſchen Aſien und Amerika gelegene Meer keinen ſchicklicheren Namen als den des großen Oceans, indem es ohne allen Vergleich, beides der Länge und der Breite nach, alle anderen Meere an Größe weit übertrifft.

§. 7. Frühere Entdeckungsverſuche.

Viele Reiſen der Portugieſen und Spanier im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert haben das Schickſal gehabt, in gänzliche Vergeſſenheit zu gerathen; von vielen iſt kein Denkmal, ſelbſt nicht in Archiven, übrig geblieben, und dieſe Fahrläſſigkeit der Geſchichtſchreiber jener Zeit, oder dieſer Eigenſinn des Schickſals, hat ſchon manchen gelehrten Streit über das Daſein des einen oder des andern Seefahrers veranlaßt. Es kann ſein, daß die damaligen Abentheurer zur See ſorglos genug zu Werke gingen, um von ihren Fahrten kein ordentliches Tagebuch zu halten; auch können die Kriege zwiſchen beiden erwähnten Nationen, mit dem daraus entſtandenen Haß, am Untergange mancher Reiſebeſchreibung Schuld geworden ſein. Was insbeſondere dieſe Vermuthung beſtätigt, iſt die Erſcheinung unzähliger geographiſcher Entdeckungen in den um jene Zeit entworfenen Karten, wo ganze Strecken Land mit ihren Vorgebirgen, Häfen, Flüſſen u. ſ. w. bezeichnet werden, ohne daß ſich auch nur der Name von ihren Entdeckern nachweiſen ließe. Ich kann nicht umhin, hier als Beiſpiel eine merkwürdige Karte anzuführen, die ich im vorigen Jahre während meines Aufenthalts in London unter-

ſuchte. Sie wird daſelbſt im Brittiſchen Muſeum aufbewahrt, wiewohl man viele Jahre lang nicht wußte, was für einen Schatz man an ihr beſäße. Endlich fiel ſie einem Kenner in die Hände, und 1787 ließ Herr Alexander Dalrymple den wichtigſten Theil derſelben in Kupfer ſtechen. Wahrſcheinlich iſt ſie ganz zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts entworfen worden; und da ſich das Wappen des Dauphins, und die Benennungen in franzöſiſcher Sprache darauf befinden, ſo ſcheint ſie zur Belehrung eines franzöſiſchen Thronerben beſtimmt geweſen zu ſein. Die Zeit ihrer Verfertigung läßt ſich ſchon daraus ſchließen, daß Japan nur eben mit einem auf Gerathewohl hingezeichneten Umriß im Meere, als eine ungeheuer große Inſel, mit dem von Marco Polo entlehnten Namen Zipangri, angegeben wird. Auffallender iſt es aber, daß die Oſtküſte von Neuholland, von der man immer geglaubt hat, daß Cook ſie 1770 zuerſt entdeckt habe, darauf mit einer beſondern Ausführlichkeit und mit Anführung verſchiedener Namen, z. B. Coste dangereuse, Baye perdue, R. de beaucoup d'ysles, Coste des herbages, Baye neufve, Cap de Fermose etc. hingezeichnet iſt. Faſt ſcheint es ſogar, nach dem Verhältniſſe der Theile dieſer Küſte gegen einander zu ſchließen, daß auch Neuſeeland ſchon von demſelben Seefahrer beſucht worden iſt, der es aber für eine Fortſetzung von der neuholländiſchen Küſte gehalten haben muß, indem das Cap de Fermoſe mit Cook's Oſtcap übereinkommt. Ferner findet man hier in der Mitte zwiſchen der weſtlichen Küſte von Neuholland und Madagaskar eine große Inſel Zanzibar: ysle des geantz, welche der Lage nach mit der von Kerguelen und Cook beſuchten Inſel Desolation zutrifft. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den alten Karten von der Nordküſte von Neuguinea. Hier findet man Alles mit ſpaniſchen Namen dicht beſetzt, obgleich der Seefahrer gänzlich unbekannt iſt, von deſſen Entdeckung ſie ſich herſchreiben. So leicht konnten alſo in jenen Zeiten die Nachrichten von mancher wichtigen Schifffahrt verloren gehen, indeß die Spur derſelben in den Karten, und zum Theil auch in der Ueberlieferung, übrig blieb. Die Portugieſen waren damals unternehmende Abentheurer zur See, und die Demarcationslinie des Papſtes hielt ſie ſo wenig, wie die Spanier, ab, auf Entdeckungen auszugehen, wo ſie hoffen konnten, den zu jener Zeit ſo ausſchweifenden Trieb nach großen Reichthümern zu befriedigen. Viele von ihnen

wurden Lootſen auf ſpaniſchen Schiffen, und 1519 trat ſogar der große Magellan (eigentlich Magalhaens) als Admiral in ſpaniſche Dienſte.

Indien war eigentlich das goldreiche Ziel, wohin die erſten Entdecker der neuen Welt ihr Augenmerk gerichtet hatten. Columbus ſollicitirte viele Jahre lang an den Höfen von Europa um Unterſtützung für das Projekt ſeines neuen weſtlichen Weges nach Indien, und als Ferdinand ihn endlich ausrüſtete, fand er auf dem dritten Theile des Weges Amerika. Der berühmte Vaſco de Gama umſchiffte zwar wenige Jahre darauf das Vorgebirge der guten Hoffnung, und erreichte glücklich die Küſte Malabar; allein die Hoffnung, einen kürzern Weg dorthin zu finden, ward darum ſelbſt von Portugal nicht aufgegeben. Vielmehr ſchmeichelte ſich der König, man würde das neue von Columbus gefundene Land umſchiffen können; und um hierin den Spaniern zuvorzukommen, ſchickte er ſchon im Jahre 1500 den Don Gaspar de Cortereal nach Weſten. Dieſer entdeckte das Land Labrador, und ſuchte mit dieſem Namen anzudeuten, daß es zum Anbau fähig ſei. Im 60. Grade der Breite zeigte ſich eine weite Einfahrt, eine Meerenge, die nach Weſten ging. Nun glaubte Cortereal, die Durchfahrt ſchon gefunden zu haben, die den Weg nach Indien abkürzen ſollte. Er nannte ſie Anian, und kehrte wieder nach Liſſabon zurück, um dem Könige Bericht abzuſtatten. Der Verfolg ſeiner Unternehmungen gehört nicht hierher, und ſelbſt dieſe erſte Reiſe hätte keine Erwähnung verdient, wenn es nicht höchſt wahrſcheinlich wäre, daß die Meerenge Anian, von welcher alle folgende Nachrichten ſprechen, keinen andern Urſprung hat, als dieſe Entdeckung derſelben Einfahrt, welche 110 Jahre ſpäter von ihrem unglücklichen zweiten Entdecker den Namen Hudſon's Straße erhielt.

§. 8 Die Straße oder Meerenge Anian.

Woher dieſer fremd klingende Name Anian entlehnt ſei, ob er, wie eine Nachricht *) ſagt, die drei Brüder bedeutet, oder ob es der Name zweier Brüder geweſen, wie an einem andern

---

*) *Gemma Frisius* (beim *Theodor Swaine Drage* in) The great probability of a Northwestpassage. Lond. 1786. 4. p. 82.

Orte behauptet wird *), läßt ſich nicht mehr beſtimmen, da die Notiz von Cortereal's Reiſe ſo kurz und unbefriedigend iſt. Wenigſtens kommt dieſe Benennung nicht früher als 1500 vor, und konnte auch nicht früher vorkommen, da nur ſieben Jahre ſeit der erſten Entdeckung von Amerika verfloſſen waren. Indeß, von wem auch immer dieſer Name erfunden ſein, und was man auch urſprünglich darunter verſtanden haben mag; ſo behauptete er ſich doch im Andenken der ſeefahrenden Mächte, und kam von der Zeit an in den Karten der Geographen vor. Es ſcheint auch ſehr frühzeitig als eine ausgemachte Sache gegolten zu haben, daß eine Durchfahrt im Norden, über Neufundland, welches damals Bacallao hieß, exiſtire, indem es bereits der Eroberer von Mexico, Hernando Cortez, in ſeinem Briefe an Kaiſer Karl V. vom 15. October 1524, mit der größten Zuverläſſigkeit anführt. Der Kaiſer ſelbſt ſcheint gleichfalls dieſer Meinung geweſen zu ſein; denn er hatte in eben dieſem Jahre den Eſtevan Gomez von Coruña nach dem Norden von Amerika geſchickt, um eine Fahrt nach den Molukken aufzuſuchen. Vor dieſer Zeit an kommen lauter ſchwankende Begriffe von der Meerenge Anian zum Vorſchein; jede Entdeckung, die man an der Nordweſtküſte von Amerika, über Californien hin machte, rückte die Einfahrt dieſer Meerenge von jener Seite höher hinauf, bis man endlich von einem Reich Anian zu ſprechen anfing, welches ſich ſo weit nach Norden erſtreckte, daß nur eine enge Durchfahrt es von Aſien ſchiede. So ward endlich die in unſerm Jahrhundert befahrene Behringsſtraße ein Synonym der Straße Anian, ſo wenig der Erfinder dieſes Namens an jene erſtere je gedacht haben konnte.

§. 9. Erſte Beſchiffung der Nordweſtküſte.

Cortez ruhete nach der Eroberung von Mexico nicht; er bauete die erſten Schiffe an den Küſten des großen Oceans, und Californien ward zuerſt im Jahre 1534 durch einige von ſeinen Gefährten entdeckt, dann 1536 von ihm in eigner Perſon, und hierauf 1537 von Franciſco de Ulloa beſucht. Sein Nachfolger, der Vicekönig Mendoza, bediente ſich des Vorwandes einer übertriebenen, fabelhaften Nachricht von einem im Norden von

*) Geſchichte der Entdeckungen im Norden; von Joh. Reinh. Forſter. Frankfurt a. d. Oder, 1784. 8. S. 527.

Mexico gelegenen, geſitteten Lande Quivira, die ein Franciscaner Miſſionar verbreitet hatte, und ſchickte im Jahr 1540 den Francisco de Vasquez de Coronado zu Lande, den Capitain Francisco de Alarçon aber zur See mit einigen Schiffen aus, um gemeinſchaftlich zur Eroberung dieſes reichen Wunderlandes zu wirken. Alarçon hatte überdies den Auftrag, bis zum 53. Grade der Breite die Küſte zu verfolgen, um die Straße Anian zu finden; folglich vermuthete man, daß auf dieſer Seite die Einfahrt der Straße ſüdlicher läge, als an der öſtlichen Küſte von Nordamerika. Diesmal aber blieb der ſpaniſche Seefahrer fern vom Ziele, und erreichte nur den 36. Grad der Breite, ohne irgend eine wichtige Entdeckung zu machen.

§. 10. Zweite Spaniſche Reiſe.

Die verunglückte Expedition nach Quivira reizte den Entdeckungsgeiſt der damaligen Spanier nur noch mehr. Der Vicekönig ließ im Jahr 1542 wieder zwei Schiffe ausrüſten, womit Juan Rodriguez de Cabrilho, ein Portugieſe von Geburt, den Weg nach Norden nahm. Er beſtimmte die Lage verſchiedener Vorgebirge an der Küſte, nämlich: Capo Enganno in 32°, de la Cruz in 33° und de la Galera in 36° $30'$ N. Breite. In 37° $30'$ fand er waldige Gebirge, und nannte ſie St. Martins Berge, ſo wie das Vorgebirge am Fuße derſelben ebenfalls: Capo de S. Martin. Seinem Vicekönige zu Ehren nannte er das in 40° entdeckte Vorgebirge Capo Mendocino. Ein Hafen nahe dabei wurde wegen der vielen Fichten Baia de Pinos genannt. Noch entdeckte er in 41° das Capo de Fortuna, und erreichte den 44. Grad der Breite im März 1543, da ihn die durchdringende Kälte zur Rückkehr nach Neuſpanien zwang. Wirklich begreift man nicht wohl, wie die Spanier die Zeit zu ihren Entdeckungen ſo übel wählen und in jenen rauhen, ſtürmiſchen Meeren mitten im Winter haben umherſchiffen können. Die Lage des Cap Mendocino hat neuerlich einen Streit zwiſchen den Schiffscapitainen Meares und Dixon veranlaßt. Jener führt es in ſeiner Karte zweimal an, weil es auf der von Roberts zu Cook's dritter Reiſe verfertigten Karte in 42° $30'$ ſonſt aber in 40° N. Br. angegeben wird. Hier trieb Herr Meares die Achtung für Cook viel zu weit; denn der Geiſt dieſes großen Mannes ruhet wahrlich nicht auf ſeinem Zögling, wie die

große Karte des Herrn Roberts an vielen Stellen verräth, und Cook ſelbſt würde, wenn er am Leben geblieben wäre, die Sorgloſigkeit, womit ſie entworfen iſt, verurtheilt haben.

§. 11. Martin Chacke.

Dreizehn Jahre ſpäter, ungefähr um das Jahr 1555, ſoll eine merkwürdige Reiſe gemacht worden ſein, die nach der jetzt bekannten Lage der Länder im Norden von Amerika ſehr räthſelhaft iſt. Martin Chacke oder Chaque, ein Portugieſe, ſoll ſich mit einem kleinen Fahrzeuge von vier andern größeren und ſchwer beladenen Schiffen, in einem Sturm auf der Rückreiſe von Indien getrennt haben und nach Norden verſchlagen worden ſein. Er kam an einer Menge Inſeln vorüber, die im Meerbuſen des neuen Landes (Newfoundland) lagen. Dieſen Meerbuſen legt er in 59° N. Breite. Sodann ſchiffte er den Meerbuſen ſelbſt vorbei (overshot the Gulph), und ſah kein Land wieder, bis er die Nordweſtſeite von Ireland erreichte. Was hier durch das neue Land (Newfoundland) und den Meerbuſen verſtanden werde, läßt ſich auf keine Weiſe beſtimmen; denn angenommen, es ſei wirklich wahr, daß Chaque dieſe Reiſe zurückgelegt habe, ſo mußte er doch wohl nahe an den Pol hinauffahren, um, wie er ſagt, vom 59ſten Grade an kein Land zu ſehen, bis er Ireland erblickte. Die ganze Erzählung ſteht im Northwest-Fox (London 1635. 4. S. 162), und beruhet auf der eidlichen Ausſage eines Engländers, Namens Cowles, der den Martin Chacke ſeine eigne Reiſegeſchichte aus einem gedruckten Buche, welches nachher confiscirt wurde, zu Liſſabon hatte vorleſen hören. Es wäre noch zu früh, über die Authenticität dieſer Nachricht ein Endurtheil fällen zu wollen. Immer kann etwas an dieſer Geſchichte wahr und durch hinzugekommene Zuſätze verunſtaltet worden ſein. Wenn nach Verlauf von wenigen Jahren die bereits angefangene nähere Erforſchung der Nordweſtküſte von Amerika vollendet ſein wird, dann dürfte es ſich eher entſcheiden laſſen, ob nicht der hier erwähnte Meerbuſen das große mittelländiſche Meer im nördlichen Amerika ſein könne, auf welches, von dieſer Reiſe an, ſo viele Nachrichten hindeuten, oder ob vielleicht der mit Inſeln angefüllte Buſen zwiſchen 55° und 62° N. Br., der in einer Karte in der Noticia de California angegeben und mit dem Eismeer in Verbindung gezeichnet wird, auf dieſen Meerbuſen von Chacke hingedeutet werden müſſe.

§. 12. Andres de Urdanietta.

Auch der unter den ſpaniſchen Seefahrern des ſechzehnten Jahrhunderts berühmte Name Urdanietta wird zur Beſtätigung der Möglichkeit einer Durchfahrt im Norden von Amerika von dem eifrigen Sir Humphrey Gilbert *) angeführt; allein in dem Schriftſteller, der am ausführlichſten von ihm ſpricht, dem Fray Gaſpar de San Auguſtin **) kommt nichts von dieſer Entdeckung vor. Andres de Urdanietta war ein berühmter Seefahrer und Kosmograph. Bereits im Jahre 1525 befand er ſich als Capitain eines Schiffs in Don Garcia de Loayſa's Flotte, die von Spanien nach den Gewürzinſeln ging. Auf dieſer Weltumſchiffung blieb Urdanietta in den Molukken zurück. Nachdem er ſich mehrere Jahre daſelbſt aufgehalten hatte, kam er 1536 über Portugal wieder nach Spanien, und trat hernach in den Auguſtiner-Orden. Man hatte aber von ſeinen Kenntniſſen und Fähigkeiten einen ſo hohen Begriff, daß der König von Spanien ihn durch ein eigenhändiges Schreiben erſuchte, die Flotte, die er unter Legaſpi's Führung im Jahre 1564 nach den Philippinen ſchickte, zu begleiten und ihr zum Piloten zu dienen. Urdanietta gehorchte, führte die Flotte nach den Philippinen, wo Legaſpi die erſte Niederlaſſung anlegte, und kam, 1565 auf dem Wege, den hernach die Gallionen von Manila beſtändig genommen haben, nach Neuſpanien zurück. Don Manuel Galvez in Samboangan verſicherte Herrn Alexander Dalrymple im Jahre 1761, daß die ſpaniſchen Lootſen ſich zu dieſer Fahrt noch immer der Karte von Urdanietta bedienten, wovon Lord Anſon in ſeiner Reiſe eine Copie bekannt gemacht hat ***). Von dieſem Urdanietta nun wird behauptet, daß er in Mexico dem Salvatierra eine, nach eigner Erfahrung auf ſeinen Schifffahrten entworfene Seekarte gezeigt habe, worin die nordweſtliche Durchfahrt deutlich gezeichnet und beſchrieben geweſen ſei. Salvatierra ſoll 1568 ſogar behauptet haben, daß Urdanietta acht Jahre zuvor, alſo 1560, durch dieſen Weg von der Südſee nach Deutſchland gekommen wäre. — Es iſt leicht möglich, daß Urdanietta unter ſeinen Karten einen Entwurf von der damals

---

*) Discourse for a new Passage to Cataia.

**) Conquistas de las islas Philipinas. Madrid, 1698. Fol.

***) Plan for promoting the Furtrade. gr. 8. London, 789.

geglaubten Durchfahrt, wo ſie von den Portugieſen angegeben wird, beſeſſen und vorgezeigt hat; und da er übrigens die Lage vieler Küſten und Länder darauf nach eigner Erfahrung beſtimmt haben konnte, ſo iſt die Quelle des Mißverſtandes begreiflich. Man braucht nur anzunehmen, daß Salvatierra eine Aeußerung welche gewiſſe Theil der Karte betraf, von allen Theilen derſelben verſtanden habe.

§. 13. Erſte brittiſche Entdeckungsreiſe an dieſer Küſte.

Aus dem Vorhergehenden iſt offenbar, daß die Spanier in der Reiſe des Cabrilho die Nordweſtküſte von Amerika nur bis zum 44. Grad der nördlichen Breite entdeckten. Die vorgeblichen Entdeckungen des Martin Chacke und des Urdanietta können um ſo weniger zu Gunſten ihres Rechts angeführt werden, da ſie nirgends in ſpaniſchen Schriftſtellern vorkommen, ſondern auf bloßer Ueberlieferung beruhen, und die von Chacke noch dazu eine portugieſiſche Entdeckung wäre. Im Jahre 1574 geſtand auch Abraham Ortelius, der Geograph des Königs von Spanien, noch ſelbſt, daß jene nördliche Gegend von Amerika gänzlich unbekannt ſei *). — Einige Jahre nach dieſer Erklärung ſchickte die Königin Eliſabeth den Ritter Francis Drake um das ſpäterhin ſo benannte Cap Horn, welchem er den Namen „Inſel der Königin Eliſabeth“ gab **), nach der Nordweſtküſte von Amerika, die er bis zum 48. Grade der Breite, wo nicht noch höher hinauf, beſchiffte. Sie bekam von ihm in dieſer Gegend den Namen Neu-Albion, den ſie auch in allen Karten beibehalten hat ***). Drake beſtimmte die Lage des Cap Mendocino ebenfalls auf 40° N. Br., wie es die Spanier vor ihm gethan hatten. Der Hafen, der ſeinen Namen trägt, Port Sir Francis Drake, liegt in 38° 30′ N. Br. Hier nahm er Beſitz von dieſer Küſte im Namen ſeiner Monarchin, und begrün-

---

*) Herr Dalrymple beſitzt die ſeltene Ausgabe des Ortelius vom J. 1574, und hat ein Stück der Karte daraus nachſtechen laſſen.

**) So wird es in einer von *I. Hondius* 1602 geſtochenen Karte der ganzen Welt angegeben.

***) Die beſte Nachricht von ſeiner Reiſe iſt betitelt: World Encompassed. London, 1628. 4. Sie hat den Schiffsprediger des Admirals, Namens Francis Fletcher, zum Verfaſſer. Eine andere Auflage iſt vom Jahre 1652.

dete ſogleich die Anſprüche Großbritanniens, ſoweit nämlich Entdeckung und Beſitznehmung eines ſchon bewohnten Landes, ohne Einwilligung der Einwohner, ein Recht geben können. Die raubſüchtige Politik des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts hat zwar dieſe Grundſätze des Völkerrechts, die zuerſt aus der unlautern Quelle hierarchiſcher Anmaßungen floſſen, durch öftern Gebrauch gleichſam geltend gemacht; allein endlich, gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, fängt man an, die Nichtigkeit ſolcher Rechte, die auf die unverſchämteſte Verletzung des Eigenthums und der Freiheit der urſprünglichen Einwohner hinauslaufen, und die Abſcheulichkeit ihrer Folgen einzuſehen. Die Vernunft kann nicht länger mit ſich ſelbſt in Widerſpruch bleiben; und wenn man noch, wie leider nicht geläugnet werden kann, Inconſequenzen dieſer Art begeht, ſo ſchämt man ſich — und das iſt viel gewonnen — man ſchämt ſich vor dem Spott und Hohngelächter der Zeitgenoſſen; man nimmt lieber Convenienz und politiſche Nothwendigkeit zum Vorwand, und mag lieber ungerecht und ehrgeizig, als ſophiſtiſch oder unvernünftig, und dadurch lächerlich erſcheinen.

§. 14. Francisco Gualle.

Die Reiſe des Admirals Drake, und noch mehr der Schade, den er dem Küſtenhandel von Neuſpanien und Peru zufügte, erweckten bei dem ſpaniſchen Hofe die Beſorgniß, daß England endlich die nordweſtliche Durchfahrt finden, Niederlaſſungen an der Küſte oberhalb Californien anlegen und zuletzt von dort her die Eroberung von Mexico verſuchen, ja vielleicht vollbringen könnte, ehe es möglich wäre, von Spanien aus dem Lande zu Hülfe zu kommen. Man ſchickte alſo im Jahr 1582 den Don Francisco Gualle auf Entdeckungen aus, der aber, ſo viel man aus den verſtümmelten Nachrichten des Linſchooten und de Couto ſchließen kann, nicht einmal ſo weit als Cabrilho gekommen zu ſein und keine neue Entdeckung gemacht zu haben ſcheint. Er urtheilte nicht ganz ohne Grund, daß zwiſchen dem feſten Lande von Amerika und der Tartarei oder Aſien ein Canal oder eine Straße vorhanden ſein müſſe, weil er zwiſchen Japan und Neuſpanien ſtarke Strömungen aus Norden wahrgenommen habe. Allein dieſe Strömungen, die offenbar durch die jetzt bekannte Behringsſtraße kommen, ſind der Vorausſetzung, daß anderwärts

ſüdlicher noch eine andere Verbindung zwiſchen dem großen Ocean und dem Eismeere oder auch dem atlantiſchen Meere Statt finde, keineswegeſ günſtig.

§. 15. Juan de Fuca.

Unſtreitig gehört es unter die ſeltſamſten Erſcheinungen in der Geſchichte, daß gerade diejenigen Reiſen, die, wenn ſie beglaubigt wären, den Spaniern die Ehre der erſten und wichtigſten Entdeckungen an der Nordweſtküſte von Amerika zuſichern würden, von ſpaniſchen Geſchichtſchreibern mit tiefem Stillſchweigen übergangen worden ſind, und dadurch ein apokryphiſches Anſehn erhalten. Ich habe ſchon von Urbanietta's angeblicher Durchſchiffung der nordweſtlichen Durchfahrt erinnert, daß der einzige engliſche Schriftſteller der ſie erwähnt, kein anderes als ein bloß mündliches Zeugniß dafür anzuführen weiß. Eben ſo verhält es ſich mit der Reiſe des Juan de Fuca, welche Purchas und Fox nach einigen mündlichen Aeußerungen dieſes Seefahrers erzählen. Sie ſcheint indeß vor jener einen Grad der Glaubwürdigkeit voraus zn haben, da der Mann, dem man dieſe Nachricht mittheilte, der engliſche Kaufmann Lock in Venedig, als ein angeſehener Mann bekannt geweſen iſt, und mehrere noch vorhandene Briefe an die Miniſter der Königin Eliſabeth, Cecil und Sir Walther Raleigh, und an den gelehrten Kosmographen Richard Hackluit in dieſer Angelegenheit geſchrieben hat. Als Herr Lock den de Fuca kennen lernte, war dieſer ein ſehr alter Mann; auch ſtarb er in Cephalonia, ſeinem Vaterlande, während daß Herr Lock ihn für England anzuwerben ſuchte. De Fuca, der dieſen Namen nur in Portugal angenommen hatte, und eigentlich Valerianos Apoſtolos hieß, verlangte von der Königin von England die Erſtattung von 60,000 Dukaten, die ihm Sir Thomas Candiſh an der Küſte von Neuſpanien im Acapulcoſchiffe genommen haben ſollte. Unter dieſer Bedingung war er noch in ſeinem hohen Alter erbötig, den Engländern die von ihm im Jahre 1592 gemachte Entdeckung der nordweſtlichen Durchfahrt mitzutheilen. In dieſem Jahre hatte ihn, nachdem er 40 Jahre lang als Seemann und Pilot im ſpaniſchen Weſtindien geſtanden, der Vicekönig von Mexico mit zwei kleinen Fahrzeugen auf die Entdeckung der Straße Anian ausgeſandt. Zwiſchen dem 47. und 48. Grade nördlicher Breite

fand er, nach ſeiner Ausſage, eine weite Einfahrt, worin er 20 Tage lang fortſchiffte. Das Land hatte bald eine nordweſtliche, bald eine nordöſtliche, auch an einigen Stellen eine ſüdöſtliche Richtung, und die See innerhalb der Einfahrt ward immer breiter. Nachdem er nun ſo weit gekommen war, und bereits das nördliche Meer (vermuthlich das Eismeer) erreicht hatte, hielt er es für rathſam, zurückzukehren und Bericht von ſeiner Entdeckung abzuſtatten. Der Vicekönig ließ ihn zwei Jahre vergeblich auf eine Belohnung warten und rieth ihm dann, nach Spanien zu gehen. Er folgte dieſem Rath, ward am Hofe gut aufgenommen, aber nach langem Warten nicht belohnt. Die Einwohner waren an mehreren Orten, wo er während ſeiner Reiſe landete, in Thierfelle gekleidet; das Land war fruchtbar und, wie der Zuſatz lautet, reich an Gold, Silber und Perlen. Dieſer Zuſatz klingt in der That ſehr fabelhaft; allein wenn ich bedenke, daß Fernando de Quiros ſeine neuen Entdeckungen im Südmeer (im Jahr 1606) eben ſo herausſtreicht, ſo gerathe ich auf den Verdacht, daß die Indolenz der ſpaniſchen Regierung nicht anders als durch ſolche Vorſpiegelungen, die ihre Habſucht reizten, zur Fortſetzung der Entdeckungsreiſen gewonnen werden konnte. Cook hat die Angaben des wackern Quiros richtig befunden, bis auf den einzigen Umſtand der natürlichen Schätze, die er auf ſeinen neuen Inſeln entdeckt haben wollte. De Fuca's nautiſche und geographiſche Angaben könnten alſo wohl auch richtig ſein, ohne daß man es mit dem Golde, dem Silber und den Perlen ſo genau nehmen müßte. Ein merkwürdiger Umſtand in ſeiner mündlichen Erzählung darf nicht übergangen werden, nämlich daß im Eingange ſeiner Straße an der Nordweſtküſte eine große Landſpitze oder Inſel liegt, worauf ein außerordentlich hoher, thurmähnlicher Felſen, wie ein Pfeiler ſteht. Rechnet man die Folgerungen ab, welche man, bei dem damals ſo regen überſpannten Glauben an eine nordweſtliche Durchfahrt, aus der Angabe dieſes Mannes zog, ſo bleibt als reines Reſultat nur übrig, daß er in ein großes, mittelländiſches Meer gerathen ſei, worin er 20 Tage lang fortſchiffen konnte; denn, daß er in das Nordmeer oder Eismeer gekommen, iſt bloß ſeine Muthmaßung, und daß dadurch die Durchfahrt ſchon entdeckt worden, eine kühne, aber in unſeren Zeiten nicht mehr wie ehemals wahrſcheinliche Hypotheſe.

§. 16. Sebaſtian Vizcaino und Martin de Aguilar.

Der ſpaniſche Hof mochte zwar um die Zeit, da Philipp III. zur Regierung kam, den Gedanken an eine Durchfahrt ſchon aufgegeben haben; allein die Bekehrung der Californier war ihm noch immer eine wichtige Angelegenheit, und nebenher fand man es auch bisweilen nöthig, etwas für den Handel zwiſchen Acapulco und Manila zu thun. Zu dieſem letztern Endzweck wünſchte man insbeſondere einen nördlichen Hafen zu einer Niederlaſſung ausfindig zu machen, wo die Gallionen bei ihrer Ankunft an der Küſte eine Zuflucht haben und ſich mit friſchen Vorräthen bis nach Neuſpanien verſorgen könnten. Sebaſtian Vizcaino, der ſchon 1596 eine kleine, unglücklich abgelaufene Expedition nach Californien geführt hatte, lief im Jahr 1602 in Begleitung des Lieutenants Martin de Aguilar, der ein zweites Fahrzeug unter ihm kommandirte, von Acapulco nach Norden aus. Er entdeckte in 37° N. Br. (eigentlich in 36° 40′ einen Hafen dicht an der Fichtenſpitze (Punta de Pinos), welcher die erwünſchten Eigenſchaften hatte, und nannte ihn, nach dem damaligen Vicekönig, Monterei. In 40 Grad fand er wieder das Cap Mendocino, und in 41° 30′ ein anderes, durch ſeine Weiße auffallendes Vorgebirge, welches er San Sebaſtian nannte. In 43° fand er das Cap Blanco, und nahe dabei einen großen Fluß, an deſſen Ufer er wegen der Strömung nicht landen konnte. Was hier ein Fluß genannt wird, iſt die in allen ſpäteren Karten ſo berühmte Einfahrt des Martin de Aguilar; und aus dem freilich nicht mit nautiſcher Präciſion abgefaßten, weitſchweiſigen Berichte von dieſer Reiſe im Torquemada *) ſcheint zu erhellen, daß man dieſe Einfahrt ſchon früher gekannt und gewußt daß ſie nach Quivira gehe. Der Umſtand, der in der Noticia de California **) angeführt wird, daß dieſer (ſo genannte) Fluß wohl die Aniansſtraße ſein könne, von welcher man kurz zuvor vernommen, daß ein holländiſches Schiff hindurch gefahren ſei, weshalb der König auch die gegenwärtige Expedition angeordnet habe, muß mit einer andern Stelle ***) zuſammengehalten werden, wo es heißt, daß Vizcaino's Inſtruc-

---

*) Monarchia Indiana. Madrid, 1723.

**) Deutſche Ueberſ. III Th. S. 120.

***) Ebend. I. Th. S. 120.

tion ihm den 42. Grad der Breite zur Grenze beſtimmt habe; alsdann wird es wirklich wahrſcheinlich, daß dieſer erfahrne Mann nicht aufs Gerathewohl ausgeſchickt worden iſt. Die Benennung Fluß giebt hier weiter keinen Anſtoß; man werfe nur einen Blick auf die Karte, und ſehe, welch einen Buſen man z. B. unter Rio de la Plata verſteht. Dieſelbe faſt unbegreifliche Gleichgiltigkeit in der Wahl einer ſchicklichen Jahreszeit zu dieſen Entdeckungen, die ich ſchon bei Cabrilho's Reiſe bemerkte, hätte bald den gänzlichen Untergang der gegenwärtigen Expedition verurſacht. Jene Fahrt an der Küſte bis zum 43. Grade der Breite ward im tiefſten Winter 1603 vorgenommen. Vizcaino hatte auf ſeinem Schiffe kaum noch einen geſunden, zum Dienſte fähigen Mann; alle ſeine Leute lagen am Scharbock darnieder, woran auch Martin de Aguilar und einige andere Offiziere ſtarben, ehe das Geſchwader Neuſpanien wieder erreichen konnte.

§. 17. Der Admiral de Fonte.

Zu den Entdeckungen, deren Spur ſich in Spanien und Mexico ganz verloren zu haben ſcheint, ob ſie gleich angeblich unter ſpaniſcher Flagge gemacht worden ſind, gehört die berüchtigte Schifffahrt des Admirals Bartholomäus de Fonte, von dem es heißt, daß er im Jahr 1640 ſehr weit in das Innere von Nordamerika, und zwar zu Schiffe, mithin auf einem inländiſchen Meere, eingedrungen ſei. Die einzige Nachricht von dieſer Reiſe, in einem Briefe, den er ſelbſt geſchrieben haben ſoll, ſteht in einer engliſchen Monatsſchrift, Memoirs of the Curious, in den Monaten April und Junius 1708, und iſt allein aus dieſer Quelle in andere Werke, beſonders in die Streitſchriften über die nordweſtliche Durchfahrt, eingefloſſen. Um dasjenige deutlicher zu machen, was über die Authenticität dieſer Nachricht erinnert werden muß, wird es nicht überflüſſig ſein, hier den ganzen Brief einzurücken, der überdies, wegen der ſonderbaren Abentheuer die darin vorkommen, geleſen zu werden verdient.

Ein Brief vom Admiral Bartholomäus de Fonte, damals Admiral von Neuſpanien und Peru, jetzt Prinz*) von Chili,

*) Der Brief iſt augenſcheinlich aus dem Spaniſchen überſetzt. Wahrſcheinlich ſtand im Original bloß Pe als Abkürzung für Presidente; der Ueberſetzer machte aber in ſeiner Einfalt Prinz daraus. Dies merkt Dalrymple an, in ſeinem Plan for promoting the Furtrade, p. 19.

worin die wichtigſten Begebenheiten ſeines Tagebuchs, von Callao de Lima *) in Peru auf ſeiner Entdeckungsreiſe erzählt werden, wo er ausfindig zu machen ſuchte, ob eine nordweſtliche Durchfahrt aus dem atlantiſchen Ocean in die Süd- oder tartariſche See vorhanden ſei.

„Als die Vicekönige von Neuſpanien und Peru vom ſpaniſchen Hofe Nachricht erhalten hatten, daß die verſchiedenen Verſuche der Engländer Hudſon und James, unter der Regierung der Königin Eliſabeth und des Königs Jakob, in dem zweiten, dritten und vierten Regierungsjahre des Königs Karl, jetzt im vierzehnten Jahre deſſelben Königs Karl, im J. 639 von einigen unternehmenden Seefahrern zu Boſton in Neuengland wieder erneuert werden ſollten, erhielt ich, Admiral de Fonte, den Befehl von Spanien und den Vicekönigen, vier ſtarke Schiffe auszurüſten, und als ſie ſegelfertig waren, ſtachen wir in See von Callao de Lima den 3. April 1640; nämlich ich, Admiral Bartholomäus de Fonte, im Schiff genannt der heilige Geiſt (Espiritu Santo), der Viceadmiral Don Diego de Penneloſſa in dem Schiffe Santa Lucia, Pedro de Bonardà in dem Schiffe Roſaria, und Philipp de Ronquillo im Schiffe König Philipp."

„Den 7. April um fünf Uhr Nachmittags befanden wir uns in der Gegend von St. Helena, zweihundert Seemeilen an der Nordſeite der Bai von Guayaquil in 2° S. Br., und gingen im Hafen St. Helena innerhalb des Vorgebirges vor Anker. Hier nahm jede Mannſchaft eine Quantität Erdharz, gemeiniglich Theer genannt, (an Bord). Es iſt von dunkler ins Grüne ſpielender Farbe, und ein vortreffliches Mittel gegen den Scharbock und die Waſſerſucht; man braucht es auch als Theer für das Schiff, wir aber bedienten uns deſſen nur als Arznei. Es quillt aus der Erde hervor, und iſt daſelbſt in Menge vorhanden."

„Den 10. gingen wir beim Cap del Paſſao über den Aequator; den 11. umſchifften wir Cap de Francisco in 1° 7' N. Br. und ankerten in dem Fluſſe S. Jago, wo wir mit einem großen Netz eine Menge guter Fiſche fingen. Von jedem Schiffe begaben ſich einige Leute ans Land, und tödteten einige

---

*) Im Engliſchen ſteht Calo of Lima. Solcher Beweiſe von des Ueberſetzers geringer Bekanntſchaft mit der ſpaniſchen Sprache, Geſchichte und Rechtſchreibung kommen viele vor.

Ziegen und Schweine, die man dort häufig wild antrifft. Andere kauften von den Eingebornen 20 Dutzend Truthühner, Enten und eine Menge vortrefflicher Früchte, in einem Dorfe, welches zwei ſpaniſche Seemeilen (6½ engl. Meilen) den S. Jagofluß hinaufwärts, am linken Ufer liegt. Der Fluß iſt für kleine Fahrzeuge gegen 14 ſpaniſche Seemeilen von der Mündung hinauf in ſüdöſtlicher Richtung ſchiffbar, ungefähr den halben Weg nach der ſchönen Stadt Quita, in 22 Minuten ſüdlicher Breite, einer ſehr reichen Stadt."

„Den 16. April ſegelten wir ab vom San Jagofluß nach dem Hafen und der Stadt Raleo (Realejo), 320 Seemeilen W. N. W. etwa in 11° 14′ N. Br. Der Berg S. Miguel bleibt links, und die Spitze Caſamina (Caravina) rechts liegen. Der Hafen Raleo iſt ſehr ſicher, und wird gegen die See von den Inſeln Ampallo und Mangreza, welche beide mit eingebornen Indianern ſtark bevölkert ſind, nebſt noch drei kleinen Inſeln gedeckt *). Raleo liegt nur vier Meilen über Land vom obern Theile des Sees Nicaragua, der in 12° N. Br., unweit der Kron- oder Perleninſeln, in die Nordſee fällt. Hier in der Stadt Raleo, wo man vortreffliches Bauholz von dichtem Gefüge, unter andern eine röthliche Ceder, und alle übrigen Materialien zum Schiffbau in Menge vorräthig hat, kauften wir vier lange, gut betakelte Schaluppen, zum Segeln, vor Anker Liegen und Rudern gebauet, von 12 Tonnen Laſt und von 32füßigem Kiel."

„Den 26. ſegelten wir von Raleo nach dem Hafen Saragua oder eigentlich Salagua, innerhalb der Inſeln und Untiefen Chamily, (Chiametla) weshalb auch die Spanier den Hafen ſelbſt oftmals mit dieſem Namen nennen. Er liegt in 17° 31′ N. Br., 400 Seemeilen N. W. b. W. etwas weſtlich von Raleo. Von der Stadt Saragua, etwas öſtlich von Chamily bei Saragua und von Compoſtella in der Nähe dieſes Hafens, nahmen wir einen Schiffer (master) und ſechs Matroſen auf, die des Perlenhandels mit den Eingebornen an der Oſtſeite von Californien kundig waren. Sie fiſchten auf einer Bank in 19° N. Br. von den Untiefen (Baxos) von S. Juan in 24° N. Br. 20 Seemeilen N. N. O. vom Cap San Lucar, der Südoſtſpitze von Californien. Der Schiffer, den der Admiral de

*) In Neuſpanien bauet man nur zu Raleo große Schiffe.

Fonte *) mit ſeinem Fahrzeug und ſeinen Matroſen gemiethet hatte, berichtete dem Admiral, daß 200 Seemeilen nordwärts von Cap S. Lucas eine Strömung von Norden der Strömung von Süden begegnete, und daß er gewiß dafür hielte, es (nämlich Californien F.) müſſe eine Inſel ſein. Don Diego Penneloſſa, (Schweſterſohn von Don Luis de Haro) ein junger Edelmann von vielen Kenntniſſen und Fähigkeiten in der Kosmographie und Schifffahrtskunde, übernahm die Unterſuchung, ob Californien eine Inſel wäre oder nicht; denn bis dahin wußte man nicht, ob es eine Halbinſel oder Inſel ſei. Sein Schiff und die vier Schaluppen, die ſie zu Raleo gekauft hatten, und der Schiffer ſammt den Matroſen, die zu Salagua gemiethet wurden gingen auf dieſe Entdeckung aus."

„Der Admiral de Fonte ſegelte von ihnen mit den andern drei Schiffen innerhalb der Inſeln Chamily den 10. Mai 1640. In der Gegend des Cap Abel (Christabel) an der Weſtſüdweſtſeite von Californien in 26° N. Br. 160 Seemeilen N. W. b. W. von den Inſeln Chamily, ſetzte ſich der Wind feſt in Südſüdoſten, ſodaß er vom 26. Mai bis zum 14. Junius den Fluß los Reyes in 53° N. Br. erreicht hatte, ohne nur ein Bramſegel einnehmen zu müſſen, auf einer Fahrt von 866 Seemeilen N. N. W. 410 Seemeilen vom Hafen Abel bis Cap Blanco, und 456 Seemeilen bis Rio de los Reyes, wobei die ganze Zeit über ſehr angenehmes Wetter war. Hier ſteuerte er 260 Seemeilen in krummen Durchfahrten (oder Canälen, channels) zwiſchen Inſeln, die er den Archipelagus von San Lazarus nannte, wo ſeine Schiffsboote viele Meilen weit

*) Hier iſt ein Uebergang von der erſten zur dritten Perſon, woraus man auf Erdichtung und Unächtheit hat ſchließen wollen. Allein Herr Dalrymple merkt an: wenn dies hinreichend wäre, einer ſeemänniſchen Nachricht das Verdammungsurtheil zu ſprechen, ſo müßte man viele Manuſcripte von unbezweifelter Aechtheit, die er ſelbſt beſitzt, ſämmtlich verwerfen. Es iſt gar zu natürlich, wenn Handſchriften kopirt oder überſetzt werden, hier und dort, der Kürze wegen, oder weil eben nichts Wichtiges vorkommt, die Nachrichten nur auszugsweiſe zu liefern; wobei es ſich doch wieder trifft, daß zuweilen die eigenen Worte des Originals eingerückt werden, um den Sinn nicht zu verfälſchen. Kommen nun gar Anmerkungen zwiſchen ( ) Klammern in den Text, ſo kann es ſich ereignen, daß eine ſolche Handſchrift, wenn ſie einem ſorgloſen oder unwiſſenden Herausgeber in die Hände geräth, genau ſo wenig Zuſammenhang behält, wie der hier mitgetheilte Aufſatz. A. a. O. p. 18.

voran ſegelten, um das Sénkblei zu werfen, und zu ſehen, welche Tiefe, und wo Felſen oder Sandbänke wären."

„Den 22. Junius ſchickte der Admiral de Fonte einen ſeiner Capitaine, Pedro de Barnarda *), daß er einen ſchönen, ſanftſtrömenden Fluß mit tiefem Waſſer hinaufſegeln ſollte. Er ging erſt Nord, ſodann Nordoſt, dann Nord und Nordweſt in einen großen mit Inſeln angefüllten See mit einer ſtark bevölkerten Halbinſel; die Einwohner in dieſem See waren friedliche, gutartige Leute. Man nannte ihn den See Velasco. Capitain Barnarda verließ hier ſein Schiff, denn den ganzen Fluß hinauf hatte er nicht weniger als vier, fünf, ſechs, ſieben und acht Faden Tiefe gehabt, und Fluß und See waren reichlich mit Lachsforellen und großen weißen, bisweilen zwei Fuß langen Perſchen beſetzt. Hier aber ſegelte er zuerſt in drei großen indianiſchen Booten, von ihnen Periagos **) genannt, die aus zwei großen, 50 bis 60 Fuß langen Bäumen gemacht werden, von den Schiffen in See ab, 140 Seemeilen Weſt, und ſodann 436 O. N. O. bis in 77° N. Br."

„Nachdem der Admiral de Fonte den Capitain Barnarda auf die Entdeckung der nordöſtlichen Gegend des tartariſchen Meeres ausgeſchickt hatte, ſegelte er einen ſehr ſchiffbaren Fluß, den er Rio de los Reyes nannte, hinauf in nordöſtlicher Richtung, doch zuweilen nach einer oder der andern Seite abweichend, 60 Seemeilen weit. Der Fluß war zur Ebbezeit ſchiffbar, und hatte wenigſtens vier bis fünf Faden Tiefe. In beiden Flüſſen ***) ſteigt die Fluth beinahe gleich hoch, nämlich im Fluß los Reyes 24 Fuß zur Zeit des Vollmonds und des Wechſels, und wenn der Mond S. S. O. ſtand, war es Hochwaſſer. Im Fluſſe de Haro ſteigt es zur Zeit des Voll- und Neumonds 22 Fuß. Sie hatten zwei Jeſuiten mit, die auf ihren Miſſionen bis zum 66.° N. Br. gekommen waren, und merkwürdige Beobachtungen gemacht hatten."

---

*) Nicht einmal dieſelben Namen werden gleichförmig geſchrieben; dieſer Barnarda hieß oben Bonardä.

**) Dies iſt nicht ſo zu verſtehen, als ob die Einwohner des Sees Velasco dieſe Kähne Periagos nennten, ſondern es iſt der indianiſche, in Neuſpanien übliche und gangbare Name.

***) Man ſieht, wie nachläſſig das Excerpt gemacht iſt, da hier der zweite Fluß noch nicht genannt iſt, und gleichwohl ſchon von beiden Flüſſen geſprochen wird.

„Der Admiral de Fonte erhielt einen Brief vom Capitain Barnarda, datirt den 27. Junius 1640: daß er ſein Schiff im See Velaſco, in einem ſichern Hafen, zwiſchen der Inſel Barnarda und der Halbinſel Conibaſſet, gelaſſen hätte. Vom See ginge ein Fluß mit drei Fällen, 80 Seemeilen, und fiele in 61° in das tartariſche Meer. Er ſchiffte mit den Jeſuiten*) und 36 Eingebornen in drei von ihren Booten, nebſt 20 von ſeinen ſpaniſchen Matroſen. Das Land hätte eine nordöſtliche Richtung. An Mundvorrath würde es ihnen nicht fehlen, denn das Land hätte dreierlei Wildpret in Ueberfluß; die See und die Flüſſe lieferten vortreffliche Fiſche in Menge, und Brot, Salz, Oel und Branntwein hätten ſie mitgenommen. Er verſicherte, daß er thun würde, was nur möglich wäre."

„Beim Empfange dieſes Briefes vom Capitain Barnarda war der Admiral bei einem indianiſchen Flecken, Conoſſet, einem angenehmen Orte, an der Südſeite des Sees Belle angekommen, wo die beiden Patres Jeſuiten zwei Jahre lang auf ihrer Miſſion geweſen waren. Der Admiral war mit ſeinen Schiffen am 22. Junius eine Stunde vor Hochwaſſer in den See gekommen. Er fand keinen Waſſerfall, und vier bis fünf, ja im See Belle meiſtens ſechs und ſieben Faden Tiefe. Bis zur halben Fluth bemerkt man einen kleinen Fall; aber fünf Viertelſtunden vor Hochwaſſer läuft die Fluth ſchon gelinde in den See. Der Fluß hat friſches oder ſüßes Waſſer, 20 Seemeilen oberhalb der Mündung oder Einfahrt des Fluſſes de los Reyes. Lachſe, Lachsforellen, Hechte, Perſche und Barben, nebſt zwei anderen, dieſem Fluß eigenthümlichen und wohlſchmeckenden Fiſchgattungen ſind häufig im Fluß und im See; auch ſagt der Admiral de Fonte, daß die Barben aus Rio de los Reyes und dem See Belle ſeines Bedünkens weit delicater ſchmecken, als die in irgend einem andern Welttheile**)."

„Den 1. Julius 1640 ſegelte der Admiral de Fonte von ſeinen übrigen Schiffen***), die in einem guten, durch eine ſchöne

---

*) Alſo hatten dieſe wohl dem Admiral ſeinen Brief überbracht; denn ſie waren jetzt bei dem Admiral.

**) So weit geht das Aprilſtück der Monatſchrift. Was folgt iſt aus dem Juniusſtück.

***) Vermuthlich auch in einem Kahn oder Boot.

2 *

Inſel gedeckten Hafen lagen, nach einem Fluß, den ich *) Parmentiers nannte, zu Ehren meines einſichtsvollen und fleißigen Gefährten, Herrn Parmentiers, der Alles in und um dieſen Fluß mit der größten Genauigkeit aufzeichnete. Wir kamen über acht Fälle, in allem 32 Fuß ſenkrecht von dem Urſprunge des Fluſſes im See Belle. Er ergießt ſich in den großen See, den ich den See de Fonte nannte, und wo wir den 6. Julius ankamen. Dieſer See iſt 160 Seemeilen lang und 60 breit; die Länge erſtreckt ſich Oſtnordoſt und Weſtſüdweſt, und die Tiefe iſt 20 — 30, auch an einigen Stellen 60 Faden. Man findet vortrefflichen Kabeljau und ſehr großen fetten Leng (ling) in Menge darin. Es ſind daſelbſt einige ſehr große und 10 kleine Inſeln mit ſtaudigem Geſtrüpp bewachſen; das Moos wird ſechs bis ſieben Schuh lang, und das Moosthier (Elenn), eine ſehr große Hirſchart, nebſt anderen kleineren Rehen und Dannhirſchen, werden davon im Winter fett. Wilde Kirſchen, Erdbeeren, Johannisbeeren, Heidelbeeren findet man im Ueberfluß, imgleichen wildes Geflügel, Auerhähne, Repphühner, Truthühner und an der Südſeite auch Seevögel in Menge. Eine ſehr große fruchtbare Inſel in dem See hatte eine große Anzahl Einwohner und vortreffliches Bauholz, als Eichen, Eſchen, Ulmen und Fichten von beträchtlicher Höhe und Dicke."

„Den 14. Julius ſegelten wir aus dem Oſtnordoſt-Ende des Sees de Fonte, und kamen durch einen See, den ich Estrecho de Ronquillo (Ronquillo's Enge) nannte. Er iſt 34 Seemeilen lang, zwei bis drei Seemeilen breit, und hat 20, 26, auch 28 Faden Tiefe. Wir durchſchifften dieſe Enge in 10 Stunden mit einem ſtarken Winde und ganzer Ebbe **). Wie wir öſtlicher kamen, ward das Land merklich ſchlechter, wie es im Norden ſowohl als im Süden von Amerika der Fall iſt, vom 36.° der Breite an, nach den beiden äußerſten Enden zu. Die Weſtſeite iſt nicht nur an Fruchtbarkeit, ſondern auch an milder Lufttemperatur wenigſtens um 10 Grade verſchieden, und die beſten ſpaniſchen Entdecker zur Zeit Karl's V. bis auf Philipp III. haben ſie wärmer als die Oſtſeite befunden, wie

*) Hier läßt der Epitomator den Admiral wieder ſprechen.

**) Dieſe Ebbe mußte alſo wohl ſchon eine Verbindung mit dem nördlichen, oder Eismeer zur Urſache haben?

ſolches im Alvares, Acoſta, Mariana u. a. m. bemerkt worden iſt."

„Den 17. kamen wir an einen indianiſchen Wohnort, und die Indianer ſagten unſerm Dollmetſcher, Herrn Parmentiers, daß in geringer Entfernung von uns ein großes Schiff läge, wo noch nie eins zuvor geweſen wäre. Wir ſegelten hin, und fanden nur einen bejahrten Mann und einen Jüngling. Der Mann war in Abſicht auf angewandte Mathematik der geſchickteſte Mann, den ich je geſehen habe. Mein zweiter Steuermann war ein Engländer, ein vortrefflicher Seemann, und mein Konſtabel desgleichen, der mit dem Sohne des Schiffers zu Campeche in Gefangenſchaft gerathen war. Sie ſagten mir, das Schiff käme von Neu-England, aus einer Stadt welche Boſton genannt wird. Den 30. kam der Eigenthümer mit der ganzen Mannſchaft an Bord, und der Führer (Navigator) oder Befehlshaber des Schiffs, Capitain Shapley, ſagte mir, der Eigenthümer wäre ein vornehmer Herr und Generalmajor der größten Kolonie in Neu-England, welche Maltechuſets *) heißt. Ich empfing ihn alſo auch wie einen Mann von Stande (Gentleman), und ſagte ihm, mein Auftrag laute zwar dahin, daß ich alle Diejenigen, die ich mit der Aufſuchung einer weſtlichen oder nordweſtlichen Durchfahrt in das Südmeer beſchäftigt fände, gefangen nehmen ſollte; allein ich wollte ſie als Kaufleute anſehen, die mit den Eingebornen einen Handel um Biber, Ottern und anderes Pelzwerk trieben. Gegen ein kleines Geſchenk von Lebensmitteln, deſſen ich nicht bedurfte, gab ich ihm meinen Diamantring, den ich mit 120 Stück von Achten bezahlt hatte, und den der beſcheidene Mann Schwierigkeit machte anzunehmen. Dem wackern Seefahrer, Capitain Shapley, gab ich tauſend Stück von Achten für ſeine ſchönen Karten und Tagebücher, dem Schiffseigenthümer Seimor Gibbons ein Viertelfaß guten peruvianiſchen Wein, und den 10 Matroſen jedem 20 Stück von Achten. Den 6. Auguſt reiſeten wir zurück mit ſo ſtarkem Winde, daß wir gleichſam nur vor demſelben hinflogen, und mit Begünſtigung der Strömungen kamen wir den 11. Auguſt an den erſten Fall des Fluſſes Parmentiers, 86 Seemeilen zurück, und

*) Offenbar eine Verſtümmelung von Maſſachuſets.

am 16. Auguſt an Bord unſerer Schiffe, am ſüdlichen Ufer des Sees Belle, vor dem ſchönen Flecken Conoſſet, wo wir Alles wohl antrafen. Die ehrlichen Eingebornen von Conoſſet waren in unſerer Abweſenheit gegen die Unſrigen ſehr leutſelig geweſen, und Capitain de Ronquillo hatte ihrer Höflichkeit und Billigkeit entſprochen."

„Den 20. Auguſt brachte mir ein Indianer einen Brief nach Conoſſet am See Belle, vom Capitain Barnarda, vom 11. Auguſt datirt. Er berichtete mir, daß er von ſeinem kalten Zuge zurückgekommen ſei, und verſicherte mich, daß es keine Durchfahrt oder Verbindung aus dem ſpaniſchen oder atlantiſchen Meere durch die Davisſtraße gäbe; denn die Einwohner hätten einen von ſeinen Matroſen an das äußerſte Ende der Davisſtraße geführt, welche ſich in 80° N. Br. in einen See von friſchem Waſſer etwa 30 Meilen im Umfange endigte. Nordwärts von demſelben befänden ſich erſtaunlich hohe Berge, und nordweſtwärts von dem See wäre das Eis feſt vom Ufer bis in 100 Faden Tiefe, ſo viel er wüßte, vielleicht von Anbeginn der Schöpfung her; die Menſchen wüßten wenig von den bewundernswürdigen Werken Gottes, beſonders in der Nähe des Nord- und Südpols. Er ſchrieb ferner, daß er von der Inſel Baſſet Nordoſt und Oſtnordoſt, und Nordoſt zu Oſt bis zum 79. Grad nördlicher Breite geſegelt wäre. Hier hätte das Land eine nördliche Richtung genommen, und das Eis auf dem Lande gelegen. In der Folge erhielt ich einen zweiten Brief vom Capitain Barnarda, von Minhanſet datirt, worin er mich benachrichtigte, daß er den Hafen Arena, 20 Seemeilen hinauf im Fluß los Reyes, erreicht hätte, und daſelbſt meine weiteren Befehle erwartete."

„Ich hatte jetzt einen Vorrath von geſalzenen Speiſen, von Wildpret und Fiſchen, die Capitain de Ronquillo, auf meinen Befehl während meiner Abweſenheit eingeſalzen hatte; imgleichen 100 Oxhofte von türkiſchem Korn oder Mais. Hiermit ſegelte ich den 2. September 1640 in Begleitung vieler von den ehrlichen Einwohnern von Conoſſet. Den 5. September ging ich zwiſchen Arena und Minhanſet im Fluß los Reyes vor Anker, und ſegelte dann den Fluß hinab in die Nordoſtgegend der Südſee. Hierauf kehrte ich zurück, da ich nunmehr gefunden hatte, daß man durch eine ſogenannte nordweſtliche Durchfahrt

nicht ins Südmeer kommen kann. Die Karte wird dies noch anſchaulicher machen. *)“

§. 18. Bemerkungen über dieſe Nachricht.

Wer ſich einen Begriff von der Ungewißheit hiſtoriſcher Angaben und zugleich vom Mißbrauche der Kritik verſchaffen will, der mag ſich die undankbare Mühe nehmen, das verworrene, unzuſammenhangende Gewäſch durchzuleſen, welches müßige Hypotheſenmacher über dieſe unvollſtändige Nachricht von de Fonte's Reiſe verſchwendet haben. Es bedürfte wirklich nicht der Hälfte des Aufwands an Sophismen und unauflösbaren Zweifeln, um die Exiſtenz der berühmteſten Helden, Staatsmänner, Geſetzgeber und Religionsſtifter wegzudiſputiren. Die Schwierigkeit liegt aber gar nicht in der Kunſt paradox zu ſein und halbe Quartbände hindurch gegen die Authenticität eines Documents zu kämpfen; es kommt auch auf Sachkenntniſſe an, die nur Erfahrung lehren, oder Studium mit Urtheilskraft gepaart, ſich erwerben kann. Wenige Menſchen haben die Zeit und den Beruf, in der Prüfung eines einzelnen Faktums, wie die Wahrheit dieſer Reiſe, einzugehen; und eben dieſer Umſtand machte jene Erörterungen gefährlich, indem der Wuſt von unverdauten Citaten ſelbſt denkende Männer ſo leicht verführen kann, an eine Gründlichkeit der Behandlung zu glauben und ſich auf die Reſultate des Pſeudokritikers zu verlaſſen. Deſto mehr wird es demjenigen, der Gelegenheit findet eine Reviſion vorzunehmen, zu dringender Pflicht, vor übereilter Annahme dieſer Reſultate zu warnen. Herr Dalrymple ſagt mit Recht, (Furtrade p. 20.): die Anmaßung, klüger zu ſein als die guten Alten, verleite zu dergleichen Orakelſprüchen; und man müſſe, da Verlachen ſo viel leichter iſt als Unterſuchen, ſich nicht wundern, wenn ſie Beifall erhalten. Will man das Fragment in den Memoirs of the Curious recht beurtheilen, ſo kommt zuerſt der ganz erbärmliche Styl in Betrachtung, der wahrſcheinlich einen Stümper im Ueberſetzen verräth. Mit einiger Kenntniß des Engliſchen und Spaniſchen kann man ſogar die Wendungen der Urſchrift errathen, die der unwiſſende Ueberſetzer nur halb oder gar nicht verſtanden hat. Das Alles räumt ſchon manche Schwierigkeit aus dem

*) Dieſe Karte iſt nicht bekannt geworden.

Wege. Sodann ergibt ſich aus einiger Bekanntſchaft mit der Schifffahrt, daß viele Punkte ſich zur vollkommenſten Befriedigung erklären laſſen, die man unbegreiflich findet, wenn man ſein Studirzimmer nie verlaſſen hat. Die Einwendungen gegen die Aechtheit dieſer Nachricht ſind übrigens von zweierlei Art: einige betreffen Nebenumſtände, als die Namen und Verhältniſſe der darin vorkommenden Perſonen; andere ſind aus den geographiſchen Kenntniſſen hergenommen, die man von dem nördlichſten Amerika zu beſitzen glaubte.

1. Man hat gezweifelt, daß ein de Fonte exiſtirt habe und als Seefahrer bekannt geweſen ſei. Dagegen zeugt Don Antonio de Ulloa, der berühmte ſpaniſche Admiral: er habe eine Abſchrift von einer Entdeckungsnachricht beſeſſen, ſie aber bei ſeiner Gefangennehmung durch die Engländer auf dem Rückwege von Amerika eingebüßt; der Name des Entdeckers ſei ihm zwar entfallen, allein er glaube doch, es ſei Bartolomeo de Fuentes (die ſpaniſche Ausſprache von de Fonte) geweſen *). Ob dieſer de Fonte oder de Fuentes wirklich ein Präſident der Audiencia von Chili war oder nicht, iſt eine andere Frage. Daß ein Mann dieſes Namens in dieſem Poſten geweſen ſein ſoll, behauptet Drage **) in Erfahrung gebracht zu haben. Wichtiger iſt aber der neulich von Herrn Dalrymple bekannt gemachte Umſtand, daß der berühmte Bürgermeiſter von Amſterdam Nicolaus Witſen, in ſeiner Noord-en Oost-Tartarye. Amst. Fol. 1705, (drei Jahre früher als die Bekanntmachung des Briefes in den Memoirs of the Curious) erzählt, er hätte ein Manuſcript vor ſich, von dem berühmten portugieſiſchen Seefahrer de Fonta ***), der im Jahr 1649 auf Koſten des Königs von Spanien das Feuerland (Tierra del Fuego) unterſuchte. Dieſe Anekdote beweiſet zwar keine Identität, auch nicht die Wirklichkeit der Reiſe von 1640, aber wenigſtens das Daſein eines berühmten

*) *Delisle*, Nouvelles cartes des découvertes de l'Amiral *de Fonte*. Paris, 1753. p. 20.

**) Great probability etc. p. 24.

***) So ſchreibt Witſen dieſen Namen; allein wie werden nicht Namen verunſtaltet? Norton Nicolls, ein engliſcher Renegat zu Manila im Jahr 1761, ward Don Nicolas Norton genannt. War de Fonta oder de Fonte ein Portugieſe von Geburt, ſo konnte doch in Spanien de Fuentes daraus gemacht werden. S. Dalrymple, Furtrade, p. 20.

Mannes, der de Fonta hieß, in jenem Zeitpunkt; und hiermit gibt ſie einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit gegen diejenigen, die den Brief für eine bloße Erdichtung halten.

2. Herr Dalrymple verſichert, es ſei vollkommen ausgemacht, daß zu jener Zeit ein Generalmajor Gibbons in oder um Boſton gelebt, und den Sir Thomas Button auf deſſen Entdeckungsfahrt nach Hudſonsbai begleitet habe. Auch hat ihn der große Franklin vergewiſſert, daß Capitain Nicolaus Shapley ein überaus geſchickter Mann geweſen, und deswegen gewöhnlich nur Old Nic*) genannt worden ſei. Herr Dalrymple hat im Brittiſchen Muſeum eine handſchriftliche Karte von einem Theile der Küſte von Neu-England geſehen, welche von dieſem Shapley entworfen iſt.

3. Ob de Fonte ein Portugieſe oder ein Spanier geweſen ſei, iſt unentſchieden. Das Erſtere vorausgeſetzt, hat man ſeinen Brief für erdichtet gehalten, unter dem Vorwande, daß man keine Portugieſen in ſpaniſche Dienſte nehme. Allein Magellan und Cabrilho waren Portugieſen, und ſtiegen zu anſehnlichen Bedienungen in der ſpaniſchen Flotte. Dieſes Argument beweiſet alſo nichts, und fällt ganz weg, wenn es ſich am Ende zeigte, daß de Fonte ein Spanier war.

4. Der unzulänglichſte Einwurf gegen die Aechtheit des Briefes wird von dem Umſtande hergenommen, daß keine andere Urkunden von der Reiſe des Admirals de Fonte vorhanden ſind. Einmal iſt das Faktum noch nicht ausgemacht; es kann allerdings ſolche Urkunden geben, ſie ſind nur nicht bekannt. Erwägt man dann aber, was ich hier von dem Schickſale ſo vieler andern Entdeckungsreiſen geſagt habe, ſo wird man ſich nicht wundern, wenn auch von der Reiſe des de Fonte ſich keine Spur weiter erhalten hätte. Aber welch ein Schluß: Wir haben von de Fonte's Entdeckung nur Eine Nachricht; alſo iſt dieſe untergeſchoben! Dieſes Argument konnte hier gar nicht gebraucht werden; die innere Glaubwürdigkeit der Nachricht allein mußte man prüfen.

5. In der Erzählung ſelbſt will man unauflösliche Schwie-

---

*) Ein Spottname, worunter eigentlich der Teufel verſtanden wird, der aber hier zugleich auf den Taufnamen, und auf Shapley's vermeinte Bekanntſchaft mit magiſchen Künſten zielte. *Drage*, Great probability etc. p. 65.

rigkeiten gefunden haben. Ich für mein Theil ſehe keine, ob ich es gleich ſehr begreiflich finde, wie de Fonte und Bonarda auf einer inländiſchen Schifffahrt, wo ſie keine aſtronomiſchen Beobachtungen, wenigſtens auch nicht einmal mit der damals möglichen Genauigkeit anſtellen konnten, in den Entfernungen der Oerter ſich um vieles geirrt haben mögen. De Fonte behauptet mit Recht, es gebe keine nordweſtliche Durchfahrt; denn er mußte vom See B..le an in Booten nach der Enge Ronquillo ſchiffen, und auf dem Parmentiers-Fluß fand er acht abſchüſſige Stellen oder Fälle, wo das Waſſer bei jedem ungefähr vier Fuß fiel. Dieſe Fälle konnten nur dann die Schifffahrt im Boote hemmen, wenn ſie ſich jäh abſtürzten; nahmen ſie eine lange Strecke ein, etwa wie die Fälle im Dnepr, ſo verhinderten ſie die Beſchiffung des Fluſſes nicht. Was aber das Erſtere, ſo mußte man, wie es in Amerika gewöhnlich iſt, das Boot ans Land ſchleppen und jenſeits des Falles wieder in den Fluß ſetzen.

6. Der Fluß de los Reyes ſteht auf allen Karten, nur auf einigen irrig in 43°, weil man ihn mit Martin de Aguilar's Einfahrt verwechſelte. In einer ſpaniſchen Handſchrift, die von Mexico den 24. October 1770 datirt iſt, und den Marſch der ſpaniſchen Truppen nach Monterey im Jahre 1768 beſchreibt, heißt es ausdrücklich: Rio de los Reyes iſt die Grenze der ſpaniſchen Entdeckungen *). Alſo ſind wenigſtens die Reſultate von de Fonte's Reiſe bekannt geworden, wenn ſchon die Nachricht von der Reiſe ſelbſt ſich (bis auf dieſen einen Brief) verloren hat. Kein anderer ſpaniſcher Seefahrer vor 1640 iſt ſo weit nach Norden gekommen.

Die weiteren Entdeckungen des Admirals de Fonte und ſeiner Gefährten laſſen ſich nicht mit der Genauigkeit beſtimmen, daß man ſie auf der Karte entwerfen könnte. Sie dienen in ihrem jetzigen Zuſtande lediglich dazu, die Aufmerkſamkeit der neueren Seefahrer zu erregen; und hätte nicht die lächerliche Unwiſſenheit des engliſchen Admiralitäts-Collegii und des Chefs dieſes Departements, des Grafen Sandwich, im Jahr 1776 den großen Cook durch die abſurdeſten Verhaltungsbefehle von der genauen Erforſchung der Nordweſtküſte von Amerika zwiſchen 40° und 60° N. Br. abgehalten, ſo würden wir um viele

*) *Dalrymple*, Furtrade p. 15. Note a.

Jahre früher mit der wahren Lage jener Länder bekannt und dadurch in Stand geſetzt worden ſein, de Fonte's Spur vollſtändig zu verfolgen.

§. 19. Fernere Anzeigen von dem inländiſchen Meere in dieſen Gegenden.

Wenn man, um billig zu ſein, aus den unvollſtändigen Nachrichten, die ſich unter den Namen von Martin Chacke, Andres de Urdanietta, Juan de Fuca, Martin de Aguilar und Bartolomeo de Fonte finden, für das Daſein einer oder mehrerer Oeffnungen an der Nordweſtküſte, die zu einem tief ins Innere von Nordamerika gehenden Meere führen, nichts Poſitives ſchließen will; ſo kann man ſich doch nicht entbrechen, bei der Uebereinſtimmung ſo vieler, ganz verſchiedener und auf ganz verſchiedenen Wegen bis zu uns gekommener Nachrichten eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit anzuerkennen, welche auf das Daſein eines ſolchen innerhalb Landes befindlichen Weſtmeeres hinzudeuten ſcheint. Dieſes Weſtmeer iſt aber auch auf einer Karte in der ſpaniſchen Originalausgabe der Noticia de California vom Jahr 1757 ganz beſtimmt angegeben, und Herr Dalrymple hat dieſe Karte ihrer Seltenheit wegen nachſtechen laſſen. Man ſieht hier den Raum zwiſchen den Einfahrten des Martin de Aguilar in 43° und des Juan de Fuca in 47° N. Br. als eine Inſel gezeichnet. Beide Einfahrten führen zu einem ſehr großen mittelländiſchen Meere, welches ſich von 43° bis 60° N. Br. erſtreckt, und zwiſchen 40 Graden der Länge eingeſchloſſen iſt. Aus einem Landſee zwiſchen 61° und 63° N. Br., etwas nordoſtwärts von dieſem Meere, läuft ein Fluß, welcher eine ſüdliche Richtung behält, bis er in 52° und 54° in zwei Armen ſich weſtwärts wendet und in das eben beſchriebene Meer fällt. Von Juan de Fuca's Einfahrt geht die Küſte nordweſtwärts bis in den 57.° N. Br. Hier findet man einen ſehr weitläuftigen bis 62° gehenden Sund gezeichnet, welcher voll Inſeln und mit zwei aneinanderhangenden Seen in Nordnordoſt, die ſich bis 72° N. Br. nahe an Baffinsbai erſtrecken, in Verbindung iſt. Nach Norden hin geht ein anderer Arm in einen weiten bis 76° hinaufgeführten, inſelreichen weſtlichen Meerbuſen. Dieſe Karte beweiſet, wie mich dünkt, zur Genüge, daß man allerdings in Spanien beſtimmtere Kenntniß von der Lage jener Weltgegend beſaß, als es diejenigen zugeben wollen, die eine jede Nachricht,

welche ſich nicht mit ihren Hypotheſen reimt, erdichtet nennen. Die Jeſuiten, denen man die Noticia de California, folglich auch dieſe Karte verdankt, ſcheinen alſo doch wohl ſo weit nordwärts gekommen zu ſein, wie de Fonte's Brief es behauptet; und da ſie ſelbſt ſolche Zeugniſſe von ihren Entdeckungen vorlegen, ſo fällt abermals eine ſchwache, auf ihrem vermeinten Stillſchweigen beruhende Einwendung gegen die Aechtheit jenes Briefes weg. *)

In dem Arcano del Mare, welches zu Florenz 1661 herausgekommen iſt, befindet ſich unter andern ſchon eine Karte von der Nordweſtküſte von Amerika, worauf in 47° 20′ N. Br. eine tiefe Bai unter dem Namen Baia de los Tachaios angegeben wird. Auch in der Karte von Mexico, die Don Joſeph Antonio y Ramirez 1768 bekannt gemacht hat, ſieht man eine Laguna de Teguyo in 41° 30′ N. Br. (alſo vermuthlich nur nach Hörenſagen angegeben), von welcher es heißt, daß aus der Nähe derſelben die Mexicaner gekommen wären, um ihr Reich zu errichten. Von dieſem See ſpricht ſchon Cox in ſeinen Carolana p. 64., wo er eines Capitains Coxton erwähnt, „der ein Schiff von 26 Kanonen ausgerüſtet hatte, um das Manilaſchiff zu kapern, welches ſich, wie man ihm berichtet, gewöhnlich in 42° N. Br. der Küſte näherte. Als er aber an die obere Gegend von Californien kam, war es noch zu früh für die Ausführung ſeines Vorhabens; er ſchiffte alſo längs der Küſte hin, und lief in einen Fluß ein, der in einen großen See führte. Unweit der Mündung deſſelben fand er eine bequeme Inſel, wo er ſich zwei bis drei Monate lang aufhielt, um ſeine Mannſchaft zu erfriſchen. Er hatte zufälliger Weiſe einen Mann an Bord, der die Sprache der Eingebornen verſtand. Dieſe Leute bezeigten ſich ſehr freundlich gegen ihn, ſobald ſie wußten, daß er ſeinen Zug gegen die Spanier unternommen habe; er ward ſehr vertraut mit ihnen, und erhielt von ihnen Alles, was er brauchte. Er nennt ſie das Volk Thoya; ich finde aber, daß

*) Das gänzliche Stillſchweigen der Jeſuiten wäre kein Beweis gegen de Fonte; aber es iſt ja nicht einmal erwieſen. Iſt denn Alles, was nicht in Druck bekannt iſt, darum auch nicht geſchrieben worden? Ich ſelbſt habe die wichtigſten Handſchriften von den Miſſionarien dieſer Geſellſchaft aus Abiſſinien geſehen, die nicht gedruckt und, ſeit der Aufhebung des Ordens nur durch einen ſeltenen Zuſammenfluß von Umſtänden, von Goa nach England gekommen ſind.

die Spanier in ihren verſchiedenen Expeditionen den Ort Thoyago und bisweilen Tejago nennen. Mit den Spaniern führen ſie öfters Kriege, worin es ihnen noch immer gelungen iſt, die Spanier zurückzuſchlagen. Sie können 30 — 40,000 Menſchen ins Feld ſtellen. Dieſe Nationen nebſt noch zwei andern benachbarten, die ihnen wenig nachgeben, hält man für die klügſten und geſittetſten Indianer in Amerika.

Ein anderes Zeugniß für ein inländiſches Meer findet ſich in einem ſpaniſchen Schriftſteller, Don Franciſco Seixas y Lovera aufbewahrt. Dieſer erzählt in ſeinem Teatro Naval Hydrografico, Madrid, 1668. 4., daß Thomas Peche, ein Engländer, im Jahr 1676, 120 Meilen weit in der Meerenge Anian fortgeſegelt ſei, um auf dieſem Wege nach England zurückzukehren; da es aber bereits ſpät im October und der Nordwind nebſt der ſtarken Strömung von Norden her ihm entgegen geweſen wäre, ſo hätte er ſeinen Lauf zurück nach Californien und dann längs Neuſpanien und Peru gerichtet und wäre durch Magellau's Meerenge im Jahr 1677 nach Hauſe gekommen.

Selbſt die ſo lange verfochtene irrige Meinung, daß Californien eine Inſel ſei, ſcheint auf einem Mißverſtande beruhet zu haben, den nur eine unvollkommene Kenntniß des inländiſchen Meeres oberhalb dieſer Halbinſel veranlaſſen konnte. Endlich muß man noch die mancherlei Zeugniſſe hinzurechnen, welche Delisle geſammelt hat, um darzuthun, daß man in Canada das Daſein eines mittelländiſchen Meeres an der Weſtſeite von Amerika längſt, und zwar auf die Ausſage der Indianer, geglaubt habe; wohin auch noch die Nachricht gehört, daß am Fuße des Gebirges von glänzenden Steinen die Fluth ſteigt und fällt, obgleich dieſes Gebirge noch mehr als 300 geographiſche Meilen *) von der Küſte Neu-Albion entfernt iſt. Die Berichte der Eingebornen in Louiſiana und in Neu-Mexico ſtimmen mit dieſen canadiſchen Nachrichten überein. D'Espejo, der den Fluß Colorado, welcher in den rothen Meerbuſen (Mar Vermejo) zwiſchen Californien und Neuſpanien fällt, hinaufwärts reiſete, hörte, je weiter er kam, deſto mehr von dem großen Meere reden; und la Hontan, der in 46° N. Br. ſehr weit nach Weſten ge-

*) Engliſche geographiſche Meilen, 60 auf einen Aequatorgrad. Alſo ſind jene 300 = 75 deutſchen Meilen.

drungen iſt, erfuhr von der Nation der Moſemleks, daß ein anderer Stamm, den ſie Tahuglauks nannten, an einem großen Meere wohnte und an deſſen Ufern wenigſtens 100 verſchiedene Niederlaſſungen (villes) inne hätte. Dieſe Tahuglauks kleiden ſich in Thierfelle, tragen pyramidaliſche Mützen, ſind verhältnißmäßig gegen die anderen nordamerikaniſchen Stämme in den Künſten ſehr geübt und auf eine höhere Stufe der Cultur gelangt. *) Mir iſt die Aehnlichkeit zwiſchen dieſer Beſchreibung und demjenigen, was wir jetzt von den Einwohnern des Nutkaſundes wiſſen, einigermaßen aufgefallen. Gewiß läßt es ſich nicht läugnen, daß dieſes letztgenannte Volk vor den Horden im innern Nordamerika gewiſſe Vorzüge einer weitern Ausbildung beſitzt; und exiſtirt ein Meer innerhalb des Landes, welches Nutkaſund umgibt, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß die Völkerſchaft an ſeinen Ufern mit den Nutkaern verwandt ſein kann.

§. 20. Verfolg der Entdeckungen im Nordoſten von Amerika.

Während der Zeit, daß Spanien Verſuche machte, an der nordweſtlichen Küſte von Amerika eine Durchfahrt aus dem großen in den nordatlantiſchen Ocean zu finden, waren andere Nationen bemühet, eben dieſe Durchfahrt wo möglich von der nordöſtlichen Seite zu entdecken. Die näheren Umſtände dieſer Entdeckungsverſuche hier aufzuzählen, gehört nicht zu unſerem Zweck; es wird hinreichend ſein, wenn wir im Allgemeinen erinnern, daß die unglaubliche Geduld und Beharrlichkeit, die zumal die Engländer in dieſen Unternehmungen zeigten, keineswegs mit glücklichem Erfolge gekrönt worden ſind. Zwar iſt der ungeheuer große Meerbuſen im höchſten Norden, der ſich unter dem Namen der Baffinsbai bis hinauf in 79° N. Br. erſtreckt, und an der Oſtſeite von der — Inſel? oder — Halbinſel Grönland begrenzt wird, und hiernächſt auch ein zweiter tiefer Buſen, die Hudſonsbai, die zwiſchen 52° und 65° N. Br. liegt, dem Fleiße der Entdecker nicht entgangen. Allein dieſe Entdeckungen, von denen beſonders die letztere für den Pelzhandel ſo wichtig geweſen iſt, daß eine Handlungs-Compagnie unter dem Schutz eines ihr bewilligten Monopoliums daſelbſt verſchiedene Poſten

*) Voyages du Baron *de la Hontan* dans l'Amerique septentrionale. La Haye, 1706. 12. p. 224. seq.

angelegt und ihre Handelsplätze mehrere hundert Meilen weit im Innern des Landes errichtet hat, ſcheinen nur die unüberwindlichen Hinderniſſe, welche die Natur in dieſer Gegend der Schifffahrt entgegenſetzt, in ein helleres Licht geſtellt zu haben. So wenig es der Wunſch und das Intereſſe der Hudſonsbai-Compagnie ſein konnte, die Auffindung einer Durchfahrt zu begünſtigen, ſo iſt es nach ſo vielen mißlungenen Verſuchen doch wohl für ausgemacht anzunehmen, daß nur noch wenige Stellen übrig ſind, wo eine Straße zwiſchen dem atlantiſchen und dem noch weſtlicher gelegenen Eismeer als möglich gedacht werden kann. In der Hudſonsbai gibt es, wie man jetzt mit ziemlicher Zuverſicht behaupten kann, nur Eine ſolche Stelle, nämlich in der ſogenannten Repulſebai, um den 67.° N. Br. Es iſt wahr, daß Middleton, der einzige Seefahrer, der dieſen Buſen je beſuchte, hier im Jahr 1742 keinen Durchgang gefunden hat; allein ohne die Beſchuldigung gegen ihn geltend zu machen, die Arthur Dobbs und andre eifrige Verfechter der nordweſtlichen Durchfahrt auf ihn wälzten, als ſei er von der Hudſonsbai-Compagnie beſtochen worden: ſo muß es doch Jedem, der nur einigermaßen mit dem Entdeckungsgeſchäfte praktiſch bekannt iſt, ſehr lebhaft auffallen, daß die kurze Zeit, die auf dergleichen Unterſuchungen der Küſten verwendet wird, keineswegs hinreichend iſt, um ein Endurtheil fällen zu können. Man läuft in einen Buſen ein, der vielleicht 40 Seemeilen im Durchmeſſer hält; man nähert ſich beiden Ufern, findet Land auf beiden Seiten, ſieht es auch wohl im Maſtkorbe rund um den ganzen Horizont, und kehrt zurück in der Ueberzeugung, daß hier keine Oeffnung zu finden ſei; da doch nichts in der Welt möglicher iſt, als daß, vermittelſt der Lage und Richtung der Küſten, der Eingang einer Durchfahrt verdeckt bleiben und nur in der Nähe ſichtbar werden konnte. Die Karten, welche die Indianer um Hudſonsbai angegeben haben, ſtimmen mit allen mündlichen Ausſagen dahin überein, daß ſie eine Communication zur See zwiſchen Repulſebai und dem Eismeer in der Gegend des von Hearne entdeckten Koppermine- (Kupfergruben-) Fluſſes vermuthen laſſen. Dieſe Durchfahrt konnte vielleicht Shapley gefunden haben, als de Fonte ihm auf den Flüſſen aus Südweſten entgegen kam. Mit ihr wäre aber der Schifffahrt noch wenig geholfen, da ſie die Nothwendigkeit vorausſetzt, an den Küſten des Eismeeres bis in die Behringsſtraße fortzuſchiffen, und ſich alſo

der Gefahr vom Eiſe eingehemmt zu werden, beſtändig auszuſetzen. Die Möglichkeit einer nordweſtlichen Durchfahrt, welche ſüdlicher als die eben erwähnte ginge, und das Land von Amerika etwa in ſüdweſtlicher Richtung von der Hudſonsbai aus durchſchnitte, iſt durch die Reiſe zu Fuß, die Herr Hearne von den Handelspoſten in Hudſonsbai bis an das Eismeer vorgenommen hat, gänzlich verſchwunden; denn geſetzt auch, daß ſeine Berechnung der Breite des Ortes, wo er das Eismeer berührte, wie ſie in dem Verſuch: Cook der Entdecker, (Th. I. d. Samml. S. 70. u. f.) angegeben wird, die Küſte um viertehalb Grade zu weit nach Norden ſetzte, ſo wäre doch ſchon eine Breite von 68° 15′ hoch genug im Norden, um alle mögliche Canäle aus der Hudſonsbai, den aus der Repulſebai ausgenommen, gänzlich abzuſchneiden.

§. 21. Entdeckungen der Ruſſen.

Es gehört zu den merkwürdigſten Erſcheinungen, welche die Ueberlegenheit des Menſchen über die ganze Natur recht anſchaulich machen, daß ſelbſt die roheſten, von Hülfsmitteln beinahe gänzlich entblößten Völker, ohne die Vortheile die uns in unſerm verfeinerten Zuſtande die Vervollkommnung der Künſte und Wiſſenſchaften faſt überall darbietet, den Gefahren der Elemente getrotzt, in kleinen, unſicheren Fahrzeugen ungeheure Meere beſchifft und die entlegenſten Küſten beſucht haben. In der Geſchichte der Vernunft, wenn man ſie je entwerfen ſollte, wäre die Aufzählung dieſer Unternehmungen unſtreitig einer der wichtigſten Abſchnitte; die Bevölkerung der Erde und das Band der Völker unter einander beruhet faſt gänzlich auf gewagten Schifffahrten. Amerika konnte freilich im Norden leicht aus dem nahen Lande der Tſchuktſchen bevölkert werden; allein der große Abſtand der ſüdlicheren Bewohner dieſes Welttheils (vom 56.° der Breite an nach dem Aequator und über denſelben hinaus gerechnet) von den Eskimos, den Grönländern, den Aleyuten und ihren Verwandten, deutet offenbar auf einen andern Urſprung. Die Sonnenkinder in Peru und die Stifter einer ſittlichen Verfaſſung in Mexico ſchwammen vielleicht, eben ſo wie die Bewohner der Südſeeinſeln, auf kleinen Kähnen über ungeheure Räume des Meeres, und verpflanzten die Begriffe des öſtlichen Aſiens in die andere Hälfte der Erde. Wollte man aber an ihrer Ueberkunft auf dieſem Wege zweifeln, ſo bewun-

dern wir doch mit Recht die kühnen Schifffahrten der normänniſchen Helden, die im neunten Jahrhundert Island und Grönland, und im elften ſogar die ſüdlicher gelegenen Küſten von Nordamerika entdeckten. Ohne die Magnetnadel brauchen, ohne die Polhöhe meſſen, geſchweige die Länge berechnen zu können, ohne einen richtigen Begriff von der Geſtalt und Größe der Erde zu beſitzen, ohne ein ordentliches Tagebuch zu führen, mit ungeſchickten Fahrzeugen und einer höchſt mangelhaften Zurüſtung, wagten dieſe Abentheurer ſich über das Meer, und — was ungleich wichtiger und merkwürdiger iſt — ſie wußten den Weg nach ihrer Heimath zurück zu finden. Etwas Aehnliches, obwohl nicht nach dieſem großen Maßſtabe, liefert uns die Geſchichte der erſten ruſſiſchen Verſuche im Norden und Oſten dieſes großen Reiches. Die ganze nördliche Grenze von Aſien längs dem Eismeere ward von Ruſſen entdeckt und beſchifft. Ruſſiſche Abentheurer verirrten ſich bis nach Spitzbergen, und Deſchnew, ein Koſake und Abkömmling der Entdecker und Eroberer Sibiriens, fuhr ſchon 1648 um die nordöſtliche Spitze von Aſien durch die Meerenge, welche dieſen Welttheil von Amerika ſcheidet, nach dem Fluſſe Anadir. Mit eben ſo wenig Kenntniß der mathematiſchen Nautik wurden die ruſſiſchen Eroberer der Halbinſel Kamtſchatka durch den einträglichen Pelzhandel nach dem großen Archipelagus hinüber gelockt, der ſich an die amerikaniſche Halbinſel Alaska anſchließt, und den durch die Behringsſtraße ſtürzenden Strom des Eismeers bricht. Nicht zufrieden mit der Entdeckung und Beſitznahme dieſer Inſeln, folgten ſie der Küſte durch jenes kalte, rauhe, von unaufhörlichen Stürmen zerwühlte Meer, ſammelten mit Lebensgefahr in ihren kleinen Fahrzeugen das reiche Pelzwerk von den Eingebornen, und erreichten ſchon den 55.° der Länge, vom Hafen St. Peter und Paul, eine Entfernung, die mehr als 400 deutſche Meilen in gerader Linie, und, wie die Fahrt genommen werden muß, mehr als 600 ſolche Meilen beträgt.

Dieſe Handelsfahrten wären für den Geographen unfruchtbar geblieben, wenn ſie nicht von Zeit zu Zeit die Aufmerkſamkeit der Regierung auf ſich gezogen und die Sendung geſchickter Seeofficiere mit allen erforderlichen Hülfsmitteln zu genauerer Beſtimmung der Lage der Oerter veranlaßt hätten. Bereits im Jahre 1728 durchſchiffte der Capitain Vitus Behring die in der Folge nach ihm benannte Meerenge, welche Deſchnew zuerſt be-

fahren hatte, und kam von Niſchnei Kamtſchatkoi Oſtrog bis an das Vorgebirge Serdze Kamen (Herzſtein) in 67° 18′ N. Br. So ward alſo zum erſtenmal durch zuverläſſige Beobachtungen beſtimmt, daß die beiden großen Landmaſſen unſerer Erdkugel nicht an einander hangen, obgleich die Entdeckung der amerikaniſchen Küſte zwiſchen 65° und 66° N. Br., die Gwosdew im Jahre 1730 machte, eben ſo deutlich zu erkennen gab, daß ſie einander in jener nördlichen Gegend ſehr nahe kommen, und vielleicht nur durch irgend eine heftige Revolution, deren der Erdball in den älteſten Abſchnitten ſeines Daſeins ſo viele erlitten haben kann, von einander getrennt worden ſind. Die Wichtigkeit dieſer Entdeckung feuerte den Hof von St. Petersburg zu neuen und größeren Unternehmungen an. Behring ward zum zweitenmal mit ſeinen ehemaligen Gefährten Spangberg und Tſchirikow nach den öſtlichen Grenzen von Aſien geſchickt, um die von Engländern und Spaniern ſo oft vergeblich geſuchte nördliche Durchfahrt wo möglich aufzufinden. Man hat von den ungeheuren Koſten und der Anſtrengung der Kräfte, die zu einer ſolchen Ausrüſtung gehören, keine richtige Vorſtellung, wenn man nur bei dem Gedanken verweilt, daß zu der bevorſtehenden Reiſe fünf oder ſechs Fahrzeuge von unbeträchtlicher Größe ausgerüſtet wurden. Allein einen beſſeren Maßſtab gibt die Länge der Zeit, welche lediglich mit dem Transport der Geräthe und Materialien, und zu der nöthigen Vorbereitung auf die Reiſe verſtrich. Im Jahr 1733 ging Behring von St. Petersburg ab, und erſt im Jahr 1738 konnte er den Capitain Spangberg auf die Unterſuchung der Kuriliſchen Inſeln ausſchicken, die er aber im Jahr 1739 erſt vollendete. Im Junius 1741 konnte endlich Behring mit zwei Schiffen, wovon Tſchirikow das zweite commandirte, ſeine größere Entdeckungsreiſe antreten. Die Unfruchtbarkeit der öſtlichen Küſten von Aſien, ihre unwirthbare Kälte, ihr gänzlicher Mangel an Bäumen und vorzüglich an Bauholz aller Art, die Höhe der Gebirge, welche ſich zwiſchen dem Laufe der öſtlichen und der nördlichen ſibiriſchen Flüſſe hinziehen — Alles ſchien dem Bau und der Betakelung der ruſſiſchen Schiffe unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg zu legen; allein der edle Stolz der Kaiſerin, der Muth ihrer Officiere, und das Beharren von beiden Seiten beſiegten den Widerſtand der Natur. Behring entdeckte auf dieſer Reiſe die Inſeln, welche öſtlich längs der Halbinſel Alaska liegen, Rad-

jak oder Kodiak, Schumagin's Inſeln, und die Nebelinſel (Tumannoi Oſtrow). Er erreichte die Bai, die jetzt ſeinen Namen führt (in 59° 18′ N. Br. und 220° 29′ O. Länge von Greenwich,) und beſtimmte die Lage der beiden Vorgebirge St. Elias und St. Hermogenes, zwiſchen denen ſich, wie Cook's Entdeckungen zeigen, die beiden großen Buſen, der Prinz Wilhelm's Sund und der Cooksfluß, nach Norden hin erſtrecken. Auf der Rückreiſe ward er am Scharbock ſo gefährlich krank, daß er das Bett hüten und die Führung ſeines Schiffes dem Lieutenant Waxel anvertrauen mußte. Die ganze Mannſchaft erkrankte ebenfalls an dieſer furchtbaren Peſt der Seefahrer; und um das Maaß ihrer Leiden voll zu machen, litt ſie unweit der Küſte von Kamtſchatka Schiffbruch an einer Inſel, die durch den Tod des Befehlshabers ſeinen Namen erhielt. Tſchirikow hatte während der Zeit die Küſten von Amerika etwas ſüdlicher als Behring, nämlich in 56° N. Br., und nach ſeiner Rechnung 60°, im Grunde aber beinahe 70°, öſtlich von St. Peter und Paul berührt, und war den 11. October glücklich nach Kamtſchatka zurückgekommen.

Durch dieſe Entdeckungsreiſe war nunmehr der Umriß der amerikaniſchen Küſte gegen Norden hin im Allgemeinen beſtimmt. Man hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß ſie von Californien an, bis gegen den 60.° N. Br., ihre nördliche Richtung beizubehalten, von dieſem Parallelkreiſe an aber ſich wieder bis zum 55° ſüdweſtlich herabwärts zu ziehen, und dann erſt nach Norden zu dem von Gwosdew berührten Lande, Tſchukotskoi Nos gegenüber, zwiſchen 65° und 66° hinaufzuſteigen ſchien. Allerdings waren es nur einzelne, oft 100 Meilen von einander entfernte Punkte, die man bis jetzt beſtimmt hatte; zwiſchen ihnen konnte noch manche weite Durchfahrt liegen, und es blieb dem Fleiß und dem Unternehmungsgeiſte künftiger Entdecker noch viel zu erforſchen übrig. Die unruhige Periode in der ruſſiſchen Geſchichte, die auf jene Entdeckung folgte, und hernach der ſchwere ſiebenjährige Krieg unterbrachen die Operationen des ruſſiſchen Hofes auf dieſer Seite, bis die jetzt regierende Kaiſerin im Jahre 1768 dem Capitain Krenitzyn den Befehl ertheilte, die mittlerweile durch die Reiſen der Pelzhändler bekannt gewordenen Inſelgruppen aufzunehmen und bis an das feſte Land zu verfolgen. Das Reſultat dieſer Reiſe und der Privatunternehmungen, die Bragin und Saikof 1772 vollführ-

ten, finden wir in den Karten, welche Coxe in England, und Pallas in Rußland herausgegeben haben; der Archipelagus, der, von der Halbinſel Alaska weſtwärts in einem Bogen hingeſtreuet, das ſeichte Meer von Kamtſchatka gegen Süden begrenzt, iſt, wenn nicht mit der Genauigkeit womit Cook ſeine Entdeckungen zu beſtimmen pflegte, doch bereits, was die Zahl und verhältnißmäßige Lage der Inſeln betrifft, ziemlich ſorgfältig erforſcht.

Dieſe Beſtimmungen gehörten nur zu den entfernten Vorbereitungsanſtalten, die einem weit umfaſſenden Entdeckungsplane voran gehen mußten. Cook's Beſchiffung dieſer Gegenden fiel zwiſchen jenen Reiſen und dem zur Ausführung eines größern Vorhabens beſtimmten Zeitpunkt. Dem Scharfblick der Kaiſerin konnten die großen Ausſichten nicht entgehen, die ſich hier für den Flor ihres ungemeſſenen Reiches und beſonders ſeiner öſtlichen Provinzen öffneten. Wir leſen im Tagebuche des franzöſiſchen Conſuls Leſſeps, daß ein engliſcher Seeofficier, Namens Billings, im Jahr 1788 alle die Schwierigkeiten aufs neue bekämpfte, welche ſein Vorgänger Behring funfzig Jahre zuvor überwand, um nach dem Hafen Ochozk die Materialien und Vorräthe zum Bau und zur Ausrüſtung eines neuen Entdekkungsgeſchwaders zu führen. Wir leſen im Tagebuche des Schiffscapitains Douglas, daß der ſpaniſche Capitain Don Eſtevan Joſeph Martinez, während ſeines Aufenthalts auf Unalaſchka, im Jahr 1788 in Erfahrung gebracht hatte: von Europa aus würden ruſſiſche Schiffe daſelbſt erwartet, um die Entdeckung von Amerika zu vollenden und vielleicht bequemere Handelspoſten auf der nordweſtlichen Küſte dieſes Welttheils anzulegen. Dieſe Nachrichten enthalten indeß nur Bruchſtücke eines Plans, welcher der großen Beherrſcherin Rußlands vollkommen würdig war. Der Augenblick ſchien da zu ſein, wo Amerika zwiſchen Rußland, Japan und China ein dauerhaftes, auf gegenſeitiges Bedürfniß gegründetes Band knüpfen ſollte; und ſelten werden ſo viele günſtige Umſtände zugleich ſich wieder zum Vortheile der Wiſſenſchaften ſo glücklich vereinigen: der Wille und die Weisheit einer mächtigen Monarchin; das Talent eines jungen Seemannes, der in Cooks Fußtapfen getreten wäre; die freie Wahl jedes einzelnen zu dieſer Unternehmung aufgerufenen Gehülfen! In dem Augenblick, da ich dieſes ſchreibe, wären vielleicht die Erwartungen übertroffen, die Europa ſich von der erſten ruſſiſchen Weltumſchiffung machen durfte, und auch mir wäre das Loos

zugefallen, an Entdeckungen Theil zu nehmen, die jetzt nur Möglichkeiten einer fernen Zukunft bleiben. Handelseiferſucht ſtörte dieſes ſo glücklich und groß gedachte Unternehmen; die Barbaren an der Propontis ließen, ohne es nur gewahr zu werden, ſich als Werkzeuge einer ſchlaueren Politik brauchen, und forderten den Krieg, der den Untergang ihres Reiches bereitet hat. Rußland verſchwendete ſeine Schätze, und das Blut ſeiner tapfern Krieger floß auf den erſtürmten Mauern von Otſchakow und Ismail; aber auch Mulowsky, der zum Anführer jener neuen Entdeckungsfahrt auserkohrne Mann, ward das Opfer ſeines Heldenmuthes.*) Wenn die Verkettung der Begebenheiten den wohlthätigſten Entwürfen ſo in den Weg tritt und ſie ohne unſer Zuthun vereitelt, dann dürfen wir vielleicht ſagen, daß die Welt für manches Gute noch nicht reif zu ſein ſcheint! — Doch genug hiervon an dieſem Orte.

§. 22. Neue ſpaniſche Reiſen.

Seit dem Jahre 1764 hatten die Engländer dreimal die Welt umſchifft, als die ſpaniſche Regierung endlich im Jahr 1773 gleichſam aus ihrer Lethargie erwachte, und von Callao in Peru eine neue Entdeckungsreiſe veranſtalten ließ. Ihre Politik hat aber die Bekanntmachung ſowohl dieſer, als einiger folgenden Unternehmungen nicht für rathſam erachtet. Dünkte es ſie wirklich ſo gefährlich, die Lage der Inſeln und Länder, welche andere Seefahrer vor den ihrigen genau beſtimmt hatten, dem Publikum zu verrathen? — oder, daß ich Scherz in Ernſt verwandle, ſchämte ſie ſich, der Welt zu geſtehen, daß man nichts ausgerichtet und im Jahr 1790 noch keine gültigeren Anſprüche, als die Schenkungen in Alexander's VI. Demarcationsbulle, auf den Beſitz der von Cook erforſchten Weltgegenden aufzuweiſen hätte? Allein es war ja nicht die Schuld der braven und geſchickten Officiere, eines Langara y Huarte, eines Buenochea, eines Heceta, eines Bodega y Quadra, eines Martinez, daß der Fluch des Mönchsregiments alle Sehnen jener einſt ſo großen und ſo edlen Monarchie gelähmt hatte und ihre Herrſcher gegen ihren eignen Vortheil wie gegen die Wohl-

*) Er fiel in dem Gefecht am 26. Julius 1788 bei Bornholm auf der Oſtſee, als Brigadier-Capitain und Befehlshaber eines Linienſchiffes, im 28. Jahre ſeines Alters.

fahrt des Staates, erblinden ließ. War ihnen durch die Trägheit und Gleichgültigkeit eines bis in die Wurzel verderbten Regierungsſyſtems die Ehre der erſten Entdeckung in vielen Fällen entgangen, ſo forderte doch die Gerechtigkeit gegen ihre Verdienſte eine vollkommene Darlegung Alles deſſen, was ſie in Befolgung ihres Auftrages ausgerichtet hatten. Nicht genug alſo, daß man ihnen lange die Mittel vorenthielt ſich zu Ruhm und Ehre hinaufzuſchwingen, kümmerte man ihnen auch den Antheil den ſie mit Aufopferungen aller Art ſo theuer erkauften, und das in einer Monarchie, deren Grundpfeiler Ruhm und Ehre ſind. So wundre man ſich aber auch nicht mehr, wenn dieſe Grundfeſten endlich ſinken, und das modernde Gebäude, worin nur noch Ungeziefer gedeihen, plötzlich zuſammenſtürzt und ſie in Schutt begräbt.

Auf einer von den Reiſen, die vor dem Jahre 1775 unternommen wurden, — das genaue Jahr und der Name des Befehlshabers ſind unbekannt — ſollen die Spanier bis zum 55.° N. Br. an der Nordweſtküſte gekommen ſein. Im Jahre 1775 ſchiffte Don Bruno de Heceta bis zu 57° 57′ N. Br. Die Punkte, wo er die Küſte berührte, waren in 41° 7′ der Hafen Trinidad, in 57° 2′ das Vorgebirge Enganno, in 57° 11′ der Hafen Guadalupe, in 57° 18′ dicht neben dem vorigen der Hafen de los Remedios, und auf dem Rückwege in 55° 17′ der Hafen Bucarelly, der dieſen Namen zu Ehren des damaligen Vicekönigs von Mexico erhielt. Der letzte auf dieſer Fahrt beſuchte Ort ward der Hafen de la Bodega genannt, und iſt wahrſcheinlich kein anderer, als der bereits im Jahr 1579 von Sir Francis Drake entdeckte und nach ihm benannte Hafen. Er liegt in 38° 18′ N. Br. Ein kurzes Tagebuch dieſer Reiſe, von Don Antonio Maurelle, dem zweiten Steuermann auf einer dabei gebrauchten Galiote, hat man, ungeachtet der ſpaniſchen Geheimnißkrämerei, in England abſchriftlich erhalten und zum Druck befördert.*) Von einer ſpätern Reiſe längs dieſer Küſte im Jahre 1779 findet man ein ſchönes Denkmal in Herrn Dalrymple's großer Kartenſammlung, wo Nr. 24, in der XIV.

---

*) Die engliſche Ueberſetzung ſteht in *Barrington's* Miscellanies. London, 1781. 4., und von Herrn Pallas iſt eine deutſche in die Neuen Nordiſchen Beiträge, (St. Petersburg 1782. 8.) III. B. S. 198. eingerückt worden.

Claſſe einen ſehr ſorgfältig und mühſam ausgearbeiteten Abriß des Hafens Bucarelly, den die Engländer einen Sund nennen würden, darſtellt. Auf dieſem Blatte lieſt man zugleich die Notiz, daß Don Juan Francisco de la (Bodega y) Quadra dieſen Hafen im Jahre 1779 genau unterſucht habe. Seine Breite wird hier auf 55° 19′ N., und die Länge auf 27° 9′ W. von dem Vorgebirge St. Lucar in Californien beſtimmt. Sir John Macpherſon, Gouverneur von Madras, erfuhr von einigen ſpaniſchen Officieren, mit denen er während ſeines Aufenthalts am Vorgebirge der guten Hoffnung Bekanntſchaft machte, daß die Spanier vor Kurzem in 47° 45′ N. Br. eine Einfahrt entdeckt hätten, durch welche ſie in 27 Tagen bis in die Nähe von Hudſonsbai geſegelt wären. Der Gouverneur theilte dieſe Nachricht Herrn Charles Greville mit, der ſie ſeinem Freunde Alexander Dalrymple zur Bekanntmachung übergab.*) Die genaue Uebereinſtimmung dieſer Entdeckung mit der Erzählung des Griechen Juan de Fuca erregte mit Recht die Aufmerkſamkeit des Geographen; allein an eine weitere Befriedigung iſt wohl nicht eher zu denken, als bis engliſche Seefahrer ſich den Wink zu Nutze machen, und die Lage des innern Amerika durch Bekanntmachung ihrer Wahrnehmungen im eigentlichen Verſtande entdecken. Eine verheimlichte Entdeckung iſt etwas Ungereimtes, ein Unding, worauf ſich Niemand berufen darf. — Jetzt bliebe noch die Reiſe des Don Martinez übrig, die aber in der Folge einen deſto ſchicklicheren Platz erhalten wird, da ſie unter den Entdeckungsreiſen keinen zu verdienen ſcheint.

§. 23. Capitain James Cook.

Die bereits erwähnte geheime Inſtruction, womit man den großen Seemann James Cook auf ſeine dritte Entdeckungsreiſe ſchickte, laut ausdrücklich:

„Bei Eurer Ankunft an der Küſte von Neu-Albion müßt Ihr in den erſten bequemen Hafen einlaufen, um Euren Holz- oder Waſſervorrath zu ergänzen und Erfriſchungen zu bekommen, alsdann aber weiter nordwärts längs der Küſte bis zum 65.° der Breite oder noch weiter ſchiffen, falls Euch kein Land oder Eis im Wege iſt; auch wohl bedacht ſein, keine Zeit mit Unterſuchung der Flüſſe und Einbuſen oder ſonſt zu verlieren, bis Ihr

*) *Dalrymple's* Plan for promoting the Furtrade etc. p 21. 22.

die erwähnte Breite von 65° erreicht, wohin wir wünſchen, daß Ihr im künftigen Junius gelangen möget u. ſ. w."

Wenn man die Karte vor ſich hat, und dieſen Befehl dagegen hält, ſo erkennt man auf den erſten Blick, daß eine buchſtäbliche Befolgung dieſer widerſinnigen Vorſchrift uns um alle Entdeckungen, die Cook hier machen konnte, gebracht haben würde. Schon hat ſie uns die wichtigſten unverantwortlich geraubt, indem Cook bis zu dem Punkte, wo die Küſte ſich in 59° der Breite weſtwärts wendet, nur Einmal einen Hafen ſuchte und fand. Die Anmaßung, da wo alles unbeſtimmt und unbekannt iſt, das Verhalten des Entdeckers vorausbeſtimmen zu wollen, hat nur Eine Entſchuldigung für ſich, die ärger als die Sünde ſelbſt iſt, nämlich die gänzliche Hintanſetzung der wiſſenſchaftlichen Vortheile, die man ſich von einer genauen geographiſchen Unterſuchung der Nordweſtküſte von Amerika mit Zuverſicht verſprechen konnte, gegen den eingebildeten Vortheil der Auffindung einer nordweſtlichen Durchfahrt, die doch, nach der damals dem Admiralitätscollegio ſchon bekannten Wanderung des Hearne, bis in 72° N. Br. hinaufgehen mußte, folglich, wie ſich a priori wiſſen ließ, des Eiſes wegen kaum in 10 Jahren einmal ſchiffbar ſein konnte. Daher kam es denn, daß Cook die Küſte von Amerika, oder, wenn man ſie näher beſtimmen will, von Neu-Albion, in 44° 33′ N. Br. zuerſt hinan fuhr. Ein Vorgebirge welches ſich hier zeigte, lag in 44° 55′ N. Br. und 235° 54′ O. Länge, und erhielt den Namen Cape Foulweather (Vorgebirge des böſen Wetters). Cook kreuzte des widrigen Windes wegen noch etwas ſüdlicher, ſo daß er das Cap Blanco in 43° 10′ und zwei noch nicht bekannte Spitzen, Cap Gregory in 43° 30′ und Cap Perpetua in 44° 6′ N. Br. beſtimmen konnte. Hier hätte er Martin de Aguilar's Fluß oder Einfahrt aufſuchen können; allein das war ihm ja ausdrücklich verboten! In 47° 5′ N. Br. ſchien ſich eine Oeffnung darzubieten; aber bald glaubte man annehmen zu müſſen, es ſei nur flaches Land geweſen, und daher erhielt die unmittelbar dabei nordwärts liegende Spitze den Namen Cape Flattery (Schmeicheley oder falſche Erwartung). Hier wäre der Ort geweſen, Juan de Fuca's Meerenge aufzuſuchen, und ſo lange zu beharren, bis man ſie entweder gefunden, oder ihre Erdichtung unläugbar dargethan hätte. Statt deſſen war Nutka- oder Königs Georg's-Sund in 49° 36′ N. Br. und 233° 17′

O. L. der erſte Hafen, den Cook an dieſer Küſte beſuchte, als ihn der Waſſermangel nöthigte, ſich der desfalls zugeſtandenen gnädigen Erlaubniß zu bedienen. Beim Auslaufen aus dieſem Hafen hinderte ihn ein Sturm, ſich der Küſte vor dem 55.° wieder zu nähern, ſo gern er es auch gethan hätte, um den Streit über das „unwahrſcheinliche Mährchen", wie er es nennt, von de Fonte's Meerenge ein Ende zu machen. Indeß wagte er es doch nicht, auch nur einen von den vielen Häfen, die ſich ihm zwiſchen jener Breite und der Gegend, wo die Küſte ſich nach Weſten lenkt, in ſo großer Anzahl zu öffnen ſchienen, mit ſeiner bekannten Genauigkeit zu unterſuchen, ſondern begnügte ſich, die Stellung anzudeuten, wo er aus der Ferne ganz ſichtbar den Eingang zu dieſen Ankerplätzen wahrgenommen hatte, und die Lage der merkwürdigen Landſpitzen, wie z. B. des Caps Enganno der Spanier, welches er Cap Edgecumbe nannte, des Kreuz-Caps (Cross cape) und des Caps Suckling aſtronomiſch zu beſtimmen. Die [illegible], die er an dieſer Küſte entdeckte, aber nicht unterſuchen durfte, ſind die Inſel-Bai (Bay of Islands), der Kreuz (Cross)-Sund, die Behringsbai und Comptrollersbai. Indem er nun weſtwärts fortſchiffte, kam er endlich an den Eingang eines ſehr geräumigen Buſens, welcher ſich tief und faſt unabſehbar nach Norden erſtreckte. Hier wagte er es alſo, nähere Unterſuchungen anzuſtellen, denen wir den erſten Abriß von Prinz Wilhelm's-Sund verdanken. Die Oſtſpitze des Eingangs, oder das Cap Hinchingbrooke, in 60° 15′ N. Br. und 213° O. L., liegt jedoch nach neueren Beobachtungen auf einer Inſel; und überhaupt möchte wohl das Innere dieſes großen Buſens künftig noch näher unterſucht werden müſſen, um mit Zuverläſſigkeit entſcheiden zu können, ob er nicht mit den großen Einfahrten auf beiden Seiten, ſowohl nach Oſten als nach Weſten, durch einige noch nicht ganz erforſchte Arme zuſammenhange. Cook eilte indeß, da er zu einer nordweſtlichen Durchfahrt keinen Anſchein fand, noch weiter nach Weſten, und entdeckte jetzt den langen merkwürdigen Arm der See, der ſich zwiſchen Cap Eliſabeth und Cap Douglas von 59° bis auf 61° 30′ N. Br. erſtreckt, und ſeitdem in England, ſeinem verewigten Entdecker zu Ehren der Cooksfluß (Cooks River) genannt worden iſt *), weil er wirklich die Gewäſſer eines der größten

*) Wer dieſe Benennung ſchicklich findet, darf nicht Martin de

Ströme in der bekannten Welt empfängt, deſſen fernere Unterſuchung wahrſcheinlich den Zugang zu den großen Landſeen im Inneren von Amerika erleichtern und ſolchergeſtalt eine inländiſche Communication zwiſchen der Oſt- und Weſtküſte eröffnen wird.

Vom Eingange dieſes Buſens oder Fluſſes an, erſtreckt ſich die nordamerikaniſche Küſte weſtſüdweſtwärts bis an die von den Ruſſen ſchon beſuchte Südſpitze der Halbinſel Alaska. Nachdem ſich Cook auf der Inſel Unalaſchka mit Waſſer aufs neue verſehen hatte, vollendete er die Umſchiffung jenes ſchmalen Landſtreifs bis in einen tiefen Buſen, den er Briſtolbai nannte. In ihrer Vertiefung fand er einen anſehnlichen Fluß, den Briſtolfluß, deſſen Mündung in 58° 27′ N. Br. und 201° 55′ O. Länge liegt. Von dem Cap Newenham (man ſpricht Njunham), der Nordweſtſpitze dieſer Bai, in 58° 42′ N. Br. und 197° 36′ O. L. bis Shoal Ness (der Landſpitze der Untiefen) in 60° N. Br. läuft die Küſte beinahe in gerader Richtung nach Norden; allein Cook ſah ſich genöthigt, auf die weitere Verfolgung derſelben in dieſer Gegend Verzicht zu thun, indem das Waſſer für ſeine Schiffe zu ſeicht ward. Er ſteuerte nun in die Behringsſtraße, und durch dieſelbe nordwärts bis in 70° 29′ N. Br. und 198° 20′ O. L., wo er die letzte von ihm geſehene Landſpitze auf der amerikaniſchen Seite das Eiscap nannte. Nach vielen fruchtloſen Bemühungen, durch das Eis zu dringen, welches ihm die weitere Fahrt nach Norden verſperrte, entſchloß er ſich zu Ende des Auguſtmonats 1778 zur Rückreiſe, und erforſchte noch den Theil der Küſte, welcher von der Behringsenge an ſüdoſtwärts hin einen Buſen bildet und ſich in eine Bai endigt, welche er Nortonſund nannte. Im folgenden Jahre machte Capitain Clerke nach dem Tode ſeines bewunderten Anführers im Monat Julius einen zweiten eben ſo fruchtloſen Verſuch, das mit dem Strom des nordiſchen Meeres hier andringende Eis zu durchbrechen.

Aguilar's Einfahrt wegdiſputiren, weil ſie ebenfalls nur ein Fluß genannt wird. Eigentlich hält es auch ſchwer, die Grenze zu beſtimmen, wo man annehmen ſoll, daß der Fluß aufhöre und das Meer anfange; die Höhe, wohin die Fluth das ſalzige Waſſer führt, iſt nicht hinreichend zu dieſer Beſtimmung, wo die Lage der Ufer ſo augenſcheinlich wie hier eine durch die Wirkung des Fluſſes hervorgebrachte Bildung verräth.

§. 24. Beſchiffung von Nordweſtamerika ſeit Cook.

Um ſich eine richtige Vorſtellung von den Entdeckungen an der Nordweſtküſte von Amerika, ſoweit Cook ſie getrieben hatte, und von ihrem Verhältniſſe zur gänzlichen Erforſchung derſelben zu machen, iſt es nicht ge ug, daß man einen Blick auf ſeine Karte von jener Gegend wirft; ſondern man muß dabei an den kleinen Maaßſtab denken, der die Entfernungen von mehreren Meilen zu einem unmeßbaren Punkte verkleinert und noch geringere ganz verſchwinden läßt. Im Allgemeinen hatten wir jetzt einen Abriß von der Richtung der Küſte; wir wußten, daß ſie bis zum 60.° der Breite nordweſtlich fortſtreicht, alsdann aber, vom 220.° O. L. an, Weſt, hernach Südſüdweſt und zuletzt Weſtſüdweſt in einem Bogen herunterſteigt, und aus 55° N. Br. in 196° O. L., wieder Oſtnordoſtwärts, und, nachdem ſie zwei große Buſen gebildet hat, nordwärts bis an das Eiscap in 70° 29′ N. Br. geht. Allein noch waren unzählige Theile dieſer ſo weit ausgedehnten Küſte einer nähern Unterſuchung fähig; man hatte große Strecken theils gar nicht, theils nur aus der Ferne geſehen und ihre verſchiedenen Biegungen, ja ſelbſt die Buchten, Häfen und Durchfahrten zwiſchen Inſeln, die dem Auge dort wie an einander hangende Theile derſelben Küſte erſchienen, nicht einmal gewahr werden können. Hieraus folgte alſo unmittelbar, daß die Wünſche des Geographen auch durch dieſe große Reiſe des berühmteſten und vortrefflichſten Seefahrers noch nicht befriedigt ſein konnten, wenn man auch zugeben mußte, daß eine ſchiffbare nordweſtliche Durchfahrt aus dem ſtillen Meere in das atlantiſche ſich nunmehr wohl ſchwerlich würde realiſiren laſſen. Die Wiſſenſchaft hätte indeß eine neue Ausrüſtung, die bloß ihre Zwecke zu befördern beſtimmt geweſen wäre, lange vergebens wünſchen können. Der Trieb, die Handlung zu erweitern und neue Quellen des Gewinns zu eröffnen, mußte ihr dagegen zufällig dienen. Die Capitaine Gorge und King, denen die traurige Pflicht oblag, nach Cook's und Clerke's Abſterben ihre Schiffe wieder nach England zu führen, hatten auf ihrem Rückwege den Hafen Macao in China berührt, und dadurch der Mannſchaft Gelegenheit gegeben, einiges Pelzwerk, welches ſie in Nordamerika erhandelt hatte, um einen ſehr hohen Preis an die Chineſer zu verkaufen. Beſonders fanden die Seeotterfelle im chineſiſchen Markte einen Abſatz, der die geſpannteſte Erwar-

3 *

tung dieſer Seefahrer weit übertraf. Capitain King gründete auf dieſen Umſtand in ſeiner Nachricht von der Reiſe die Berechnung eines mit vielem Vortheil zu führenden Handels zwiſchen China und der Nordweſtküſte von Amerika. Dieſe Berechnung war ſo einleuchtend, daß die Kaufleute in allen Theilen des brittiſchen Reiches zu derſelben Zeit von einem eifrigen Unternehmungsgeiſt ergriffen wurden und ſich zur Ausrüſtung verſchiedener Handelsſchiffe verbanden. In China, in Bengalen, zu Bombay, an der Küſte Malabar, und in England ſelbſt, wurden Anſtalten getroffen, ſich des neuen Gewinns, den Cook's Entdeckungen der engliſchen Nation gleichſam erworben hatten, frühzeitig zu verſichern; und einige Abentheurer fuhren ſogar unter Kaiſerlicher Flagge, um die Privilegien der Oſtindiſchen und Südſee-Compagnien zu umgehen. Auch in den vereinigten Staaten von Nordamerika fanden ſich einige begüterte Männer, die von jenen glänzenden Ausſichten ihren Vortheil zu ziehen wünſchten. Selbſt die Spanier wurden aufmerkſam auf die allgemeine Impulſion, die ſich in den brittiſchen Häfen wahrnehmen ließ, und ſchickten ihre Seeotterfelle von Monterey und Californien nach den Philippineninſeln, und von da nach China.

Als man es ſich zum Geſchäfte machte, das nordamerikaniſche Pelzwerk längs den Küſten aufzuſuchen und von den Eingebornen des Landes einzutauſchen, ſah man ſich bald genöthigt, (wenn ich mich ſo ausdrücken darf,) den gebahnten Weg zu verlaſſen, und die Häfen, die Cook's letzte Seereiſe bekannt gemacht hatte, nur als Stationen oder Vereinigungspunkte anzuſehen, um von dort aus nordwärts und ſüdwärts zu fahren, und in jeder Bucht oder jedem Hafen, der ſich darböte, mit neuen Völkerſchaften bekannt zu werden und ihren Pelzvorrath zu erhandeln. Auf dieſe Weiſe gab die Einſammlung von Rauchwaare die Veranlaſſung zu einer genaueren Erforſchung der Küſte. Faſt jeder Seefahrer, der er wagte, ein Schiff in jene Gegenden zu führen, brachte neue geographiſche Entdeckungen mit zurück; allein bis jetzt ſind die wenigſten Tagebücher dieſer verſchiedenen Reiſen in öffentlichem Druck erſchienen, nnd es wäre, wenn ſie durch einen Zufall verloren gingen, leicht möglich, daß nach Verlauf eines Jahrhunderts die Exiſtenz dieſer Reiſen ſich eben ſo wenig erweiſen ließe, als man jetzt das Daſein eines de Fonte oder eines de Fuca, und die Wirklichkeit der von ihnen erzählten Entdeckungen mit gleichzeitigen Urkunden belegen kann. Es

wird daher kein überflüſſiges Unternehmen ſein, wenigſtens die bisher bekannt gewordenen Namen der verſchiedenen Seefahrer, die ſeit Cook jene Küſte beſucht haben, hier aufzuzählen und ſo kurz als möglich anzugeben, was ſie zur Erforſchung derſelben leiſteten.

1. James Hanna lief mit einer kleinen Brigantine im April 1785 von Macao aus, kam im Auguſt nach König Georg's= oder Nutka=Sund, wo er eine gute Ladung von Seeotterfellen einſammelte, und kehrte noch im December deſſelben Jahres wieder nach Macao zurück. Auf dieſer erſten Reiſe machte er keine neue Entdeckungen.

2. Im Mai des folgenden Jahres ſegelte er in einem größern Fahrzeuge (der Schnau Seeotter) nach der Küſte von Amerika, und kehrte im Februar 1787 zurück. Auf dieſer Reiſe*) glückte es ihm, den 8. September nordwärts von Nutkaſund die große Bai zu finden, welche ſüdoſtwärts von den Königin Charlotten'sinſeln liegt, indeß dieſe von andern Seefahrern entdeckt wurden. Er nannte einen großen Sund in der Nordoſtgegend dieſer Bai Fitzhugh=Sund, Herrn William Fitzhugh zu Ehren. Weiter nordwärts zeigte ſich eine Oeffnung, die er Mackintoſh=Inlet (Einfahrt) nannte. Das Land nahm hier eine weſtnordweſtliche Richtung, und endigte ſich in einen ſchönen runden Berg, der wie ein kleiner doppelter Pic ausſieht und die Nordſpitze der Bai ausmacht, welche jetzt den Namen Cap Cox erhielt. Ein heftiger Sturm trieb ihn aus dieſer Bai hinaus, aus welcher zugleich eine ſehr ſtarke Strömung kam; und die ganze See war dabei um und um mit Bäumen, Blättern, Gras und allerlei abgeſpültem Schutte bedeckt, welches zuſammen aus Fitzhugh Sund herabgeflößt ward. Den 11. September ſteuerte er wieder mit gutem Winde in dieſen Sund hinein, und ſah eine größere Menge von ſchwimmenden Bäumen u. ſ. w., als er jemals in der Mündung eines Fluſſes geſehen hatte. Noch immer wollte es ihm nicht gelingen, in den Sund einlaufen zu können. Als er endlich den 14. September hineinkam, fand er

*) Meares ſagt in ſeiner Einleitung irrig, Capitain Hanna habe ſeine Entdeckungen auf der erſten Reiſe gemacht. Außer demjenigen, was in der Einleitung zu Dixon's Reiſe hierüber geſagt wird, habe ich für meine Behauptung das Zeugniß des Herrn Alexander Dalrymple, der die Tagebücher von Capitain Hanna's beiden Reiſen handſchriftlich beſitzt.

den Eingang ſechs oder ſieben engliſche Meilen breit, und die Richtung des Sundes ging gerade gegen Norden, ſo daß man dorthin nichts als Luft und Waſſer ſehen konnte. Das weſtliche Ufer iſt hohes Land, welches ſich wie rundliche Hügel zeigt, und kleine Buchten bildet. Das öſtliche beſteht aus unzähligen Inſeln, zwiſchen denen viele Häfen, Baien und andere Ankerplätze ſich wahrnehmen laſſen. Dieſe Inſeln erſtrecken ſich, allem Anſchein nach, noch ſehr weit oſtwärts, und ſind, wie alles Land in dieſer Gegend, bis zum Gipfel der Berge mit Fichten bewachſen, welche indeß kleiner als die in Nutkaſund ſind. Herrn Hanna kam, wegen der beſtändig herausgehenden Strömung und wegen der Menge des herabſchwimmenden Holzes, der ganze Sund wie ein Fluß vor. Er beſtimmt die Lage dieſes Sundes (Fitzhugh Sound) in 51° 34′ Nr. Br., und 231° 50′ O. Länge. Auf dem ſüdweſtlichen Lande, welches die Bai umgiebt, fand er nach der Seeſeite in 50° 41′ N. Br. und 231° 24′ O. L. einen ſehr bequemen Hafen, den er den Seeotter-Hafen nannte.*) — Zu weiteren Entdeckungen hatte der wackere Seefahrer diesmal keine Zeit; und ehe er eine dritte Reiſe antreten konnte, raffte ihn eine Krankheit weg.

2. Capitain Peters ging im Julius 1786 mit der Schnau Lerche ebenfalls von Macao ab, und verunglückte an der Kupferinſel (Mednoi Oſtrow) im kamtſchatkiſchen Meere, wie dies umſtändlicher in Meares' Reiſen erzählt wird. Von ſeinen etwanigen Entdeckungen an der Japaniſchen Küſte iſt uns alſo nichts aufbewahrt worden.

4. Die Capitaine Lowrie und Guiſe führten unter der beſondern Aufſicht des Herrn Strange, eines Beamten der Oſtindiſchen Compagnie, zwei Schiffe unter den Namen Capitain Cook und Experiment zu Anfange des Jahrs 1786 von Bombay nach Nutkaſund. Herr David Scott war der Hauptunternehmer dieſer Ausrüſtung. Von Nutkaſund gingen ſie längs der Küſte bis nach Prinz Wilhelm's-Sund, und ſahen zum erſtenmale die Geſtade, welche hernach vom Capitain Dixon für Inſeln erkannt und mit dem Namen Königin Charlotten's-Inſeln belegt wurden.

5. In Bengalen wurden Capitain Meares und Capitain Tipping ebenfalls im Jahr 1786 mit den Schnauen Nutka und Seeotter ausgeſchickt. Die Entdeckungen des Erſtern ſchrän-

*) *Dalrymple*, Furtrade p. 10 u. f.

ken ſich blos auf die Berichtigung der Küſte ſüdwärts vom Cooksfluß ein; er durchſchiffte hier eine Meerenge, welche vom Cap Douglas bis Foggy (Nebel) = Cap das öſtliche Land abſchneidet und als zwei große Inſeln darſtellt, deren eine das Kadiak der Ruſſen iſt. Die Meerenge nennt er Petries = Straße. Seine ſchreckliche Ueberwinterung in Prinz Wilhelm's = Sund wird in Meares' erſter Reiſe erzählt. Von ſeinem Gehülfen Tipping weiß man nur, daß nachdem er Malacca verlaſſen, er ſeinen Weg zwiſchen Korea und Japan genommen, die kuriliſchen Inſeln berührt und in Prinz Wilhelm's=Sund angelangt iſt. Hier fand er die Capitaine Lowrie und Guiſe, durch welche man in der Folge dieſe wenigen Nachrichten von ſeiner Reiſe erhalten hat. Da er aber nicht hoffen konnte, ſeinen Endzweck in einem Hafen zu erreichen, wo dieſe beiden Seefahrer vermuthlich ſchon einen näheren Verkehr mit den Eingebornen hatten, ſo lief er wieder aus dem Sunde, und wie man glaubt, nach dem Cooksfluſſe. Man hat aber ſeitdem nichts von ihm geſehen und gehört, und ſo wäre denn die Seeotter das zweite Fahrzeug, welches auf dieſen Handelsverſuchen verunglückte.

6. In England entſtand eine Verbindung von Kaufleuten, an deren Spitze ſich vorzüglich die Gebrüder Etches befanden. Dieſe wußten ſich daſelbſt von der Südſee = Compagnie eine Erlaubniß zu bewirken, und zugleich mit der Oſtindiſchen Compagnie einen Vergleich zu treffen, vermöge deſſen ihre Schiffe auf der Rückreiſe von China eine Ladung Thee für Rechnung der Compagnie nach England mitnehmen ſollten. Ihre erſte Ausrüſtung beſtand aus den beiden Schiffen König Georg und Königin Charlotte, die den Capitainen Nathanael Portlock und Georg Dixon anvertrauet wurden. Sie liefen im September 1785 von England aus, und kehrten in drei Jahren zurück, nachdem ſie die Weltumſchiffung glücklich vollendet hatten. Ihre Reiſen ſind für die nautiſche Geographie von gutem Erfolg geweſen und haben verſchiedene Gegenden der von Cook unerforſcht gelaſſenen Küſte ergänzt. Am Eingang in den Cooksfluß, in dem Zwiſchenraume der ihn von Prinz Wilhelms = Sund trennt, und auf den großen Inſeln in dieſem Sunde, haben ſie mehrere Häfen entdeckt. Ihnen verdankt man die Kenntniß, daß das Cap Hinchingbrooke auf einer Inſel liegt. Dixon beſuchte und beſtimmte ferner die Admiralitätsbai, den Norfolkſund bei Cap Edgecumbe, den Hafen Banks und die große Gruppe der Kö=

nigin Charlotten's-Inſeln, die zwiſchen 54° 30′ und 51° 45′ N. Br. liegen. Portlock ſeiner Seits entdeckte in 57° 47′ N. B. den Portlock's-Hafen, unterſuchte den Salisbury-Sund, deſſen Eingang in 57° 35′ N. Br. liegt, und fand, daß das Cap Edgecumbe die Spitze einer langen ſchmalen Inſel iſt, und daß alſo Norfolk- und Salisbury-Sund durch Canäle zuſammenhangen.

7. Capitain Barclay führte zu Anfange des Jahres 1787, das Schiff der Kaiſerliche Adler, unter kaiſerlicher Flagge von Oſtende und England nach Nutkaſund. Hier erforſchte er die Küſte ſüdwärts bis 47° 9′ N. Br., und beſtimmte die Lage verſchiedener Häfen, Einfahrten und Landſpitzen, welche für den künftigen Seefahrer von Wichtigkeit ſein können. Unter andern fand er einen Felſen, der wie ein Thurm geſtaltet war, in 47° 47′ N. Br.; alſo bis auf wenige Minuten genau in der Lage, wo Juan de Fuca den Eingang ſeines inländiſchen Meeres, und einen eben ſolchen kirchthurmähnlichen Felſen gefunden haben will. Deſſen ungeachtet iſt Capitain Barclay der Meinung, daß die von ihm zuerſt geſehene Einfahrt in 48° 26′ N. B., wo man ebenfalls einen ſolchen merkwürdigen einzelnen Felſen neben einer Inſel erblickt, für Juan de Fuca's Straße gehalten werden müſſe, weshalb ſie auch unter dieſem Namen in alle neueren Karten eingetragen worden iſt. Der große inſelreiche Hafen nordwärts von dieſer Straße in 49° N. Br. erhielt von ſeinem Entdecker den Namen Barclay-Sund, und zwiſchen dieſem und Nutka- oder König Georg's-Sund fand er den Aufenthalt des amerikaniſchen Anführers Wikananiſch, der hernach von Meares den Namen Cox-Hafen erhielt. Die von ihm entworfenen Karten nebſt ſeinem Tagebuche beſitzt Herr Alexander Dalrymple. Das Boot, welches er zur Entdeckung von Juan de Fuca's Einfahrt ausſchickte, verlor in der Gegend von Queenhithe (ungefähr in 47° 47′ N. Br.) vier Mann. Auf ſeiner Reiſe nach China berührte Capitain Barclay die Sandwichinſeln, wo ein Mädchen Namens Waini ſeine mit an Bord befindliche Gemahlin ſo lieb gewann, daß ſie mit ihr nach China reiſete. Capitain Meares nahm ſie im folgenden Jahr an Bord, um ſie nach ihrem Vaterlande zurückzubringen; allein ſie ſtarb gleich im Anfange der Reiſe an der Auszehrung, welche ſie ſchon verhindert hatte, Madame Barclay nach Europa zu begleiten.

8. Capitain James Colnett und Capitain Charles Duncan,

zwei Officiere, die unter Cook gedient hatten, wurden ſchon im Jahre 1786 von derſelben Geſellſchaft, in deren Dienſten die Capitaine Portlock und Dixon nach der Nordweſtküſte von Amerika gegangen waren, mit dem Prinzen von Wales, einem Fahrzeuge von 200, und der Kronprinzeſſin von 50 Tonnen, zur ferneren Betreibung des Pelzhandels ausgeſchickt. Sie umſchifften das Cap Horn, wie die beiden letztgenannten Seefahrer vor ihnen, und brachten zwei auf einander folgende Jahreszeiten in den jenſeitigen Meeren zu, in welcher Abſicht die Sandwichinſeln ihnen, wie den vorigen Abentheurern, auf den Winter ſichere Zuflucht und Erfriſchung gewährten. Vor ihrer Ankunft auf der Küſte, im März 1788, trennten ſie ſich, um ihre Handelsoperationen deſto vollſtändiger zu betreiben. Capitain Duncan war ſo glücklich, eine Menge Entdeckungen zu machen von denen die genauen und vortrefflichen Karten in Herrn Dalrymple's Sammlung das beſte Zeugniß geben. Schon im Jahre 1787 hatte er verſchiedene neue Häfen entdeckt; ſeine wichtigſte Schifffahrt aber war die in jenem großen Buſen, welcher Königin Charlotten's-Inſeln von dem gegenüber liegenden öſtlichen Lande trennt. An dieſen Inſeln, die er damals Nova Hibernia (Neu-Irland) nannte, fand er zwei Häfen. Der eine, den er am 14. Mai 1788 unweit des Caps St. James entdeckte, erhielt den Namen Bai Lux-Aena, welches in der Sprache der Eingebornen die ſchönen Weiber bedeutet. Dieſer Hafen liegt in 52° 7′ N. Br., und 131° 12′ W L. — Der andere iſt etwas weniges nördlicher, nämlich in 52° 25′ N. Br. und in 131° 48′ W. L., gelegen, und wurde Etches-Sund genannt. — Von dieſem letzteren Ankerplatze ſteuerte er hinüber an das öſtliche Land, und erblickte am erſten Junius die Princeß Royal (Kronprinzeſſin)-Inſeln, wo er ſich genöthigt ſah, mit Tauen um die Bäume am Ufer ſein Schiff feſt zu machen, weil er keinen Ankergrund finden konnte. Den folgenden Tag ging er in die Mündung eines Fluſſes, den er Aiton's-Fluß nannte, vor Anker, und ſchiffte ſo immer weiter an der Küſte fort, indem er bald den Anker warf, bald, wo er keinen Grund fand, das Fahrzeug am Ufer befeſtigte. Auf einem von dieſen Ankerplätzen war er in großer Gefahr, ſeine Bootsmannſchaft durch die Verrätherei der Eingebornen zu verlieren. Den 10. Junius ſegelte er den Sund, in welchem er bis dahin ſo weit vorgedrungen war wieder herabwärts, und kam den 15. im Hafen Stephens

an, welcher in 53° 30′ N. Br. und 130° 12′ W. L. liegt. Ein Indianer diente ihm zum Lootſen, als er in den Hafen einlief, weil er glaubte, daß er daſelbſt einen großen Befehlshaber, Namens Siax, finden würde, der ihn bereits im vorigen Jahre in einem andern Hafen an derſelben Küſte beſucht hatte. Siax war mit ſeinen Leuten ſchon davon gegangen und hatte nur acht Mann zurückgelaſſen, welche Einiges von ſeiner Habe bewachen mußten. Ihre Wohnung lag auf dem Gipfel eines kegelförmigen, ſehr hohen und oben flachen, vom Waſſer ganz umfloſſenen Felſen, wohin man nur vermittelſt einer Leiter, oder eigentlich einer eingekerbten Stange, hinaufſtieg. — Von hier aus beſuchte Capitain Duncan zum zweitenmal die Charlotten's-Inſeln, aber in der Gegend von Trollope's Fluß, wo er vieles Pelzwerk eintauſchte. Nachdem er die Küſten dieſer Inſeln bis zu Etches-Sund ſüdwärts befahren hatte, ging er nochmals zu den Prinzeß Royal-Inſeln hinüber, und ankerte daſelbſt den 14. in Milbank-Sund in 52° 14′ N. Br. und den 18. Julius an einer Inſel, der er den Namen Calvert's-Inſel gab. Den 21. ſteuerte er in einen weitläuftigen Sund, welcher Sir Charles Middleton's-Sund benannt wurde, und worin er mit 180 Faden keinen Grund finden konnte. Das Waſſer hatte daſelbſt nur einen ſchwachen Salzgeſchmack. In dem Hafen Safety (Sicherheit) auf der Landſeite der Calvert's Inſel, in 51° 41′ N. Br. und 128° 31′ W. L., legte er ſein Fahrzeug ans Land, um den Boden deſſelben rein zu machen, und ging dann den 2. Auguſt wieder in See, um längs der Küſte ſüdwärts zu ſteuern. Bei Nutkaſund vorüber, wo er mit Capitain Meares ſprach, kam er nach der Bai Ahauſet in 49° 12′ N. Br. und 126° 12′ W. L. und den 15. Auguſt ankerte er vor dem Dorfe Claaſſet an der Südſeite der vermeinten Einfahrt von Juan de Fuca. Von hier aus eilte er nach den Sandwichinſeln, vereinigte ſich wieder mit Capitain Colnett, und ging zu Ende des Jahres in deſſen Geſellſchaft nach China. Sein Tagebuch beſitzt Herr Alexander Dalrymple.

9. Während der Zeit hatte Capitain Meares (Nr. 5.), ſobald er von ſeiner erſten Reiſe nach China zurückgekommen war, mit einigen, ſowohl engliſchen als portugieſiſchen Kaufleuten eine neue Handlungsverbindung geſtiftet, und war im Jahr 1787 mit zwei Schiffen, der Felice und der Iphigenia Nubiana (letztere unter Capitain William Douglas), nach Nordweſtamerika

gegangen. Die ausführliche Geſchichte dieſer für den Pelzhandel, die Geographie und die Menſchenkunde gleich wichtigen Reiſe hat er ſelbſt beſchrieben, und ſie iſt von mir ins Deutſche überſetzt. Hier wird es hinreichend ſein, zu erinnern, daß Capitain Meares die amerikaniſche Küſte ſüdwärts vom Nutkaſunde bis 45° 30′ N. Br. unterſuchte. In dieſer Breite liegt das Cap Lookout (des Umherſchauens), und nordwärts von demſelben Quickſand (Triebſand)-Bai, Deception (Täuſchung)-Bai, und Shoalwater (ſeichte)-Bai, drei große aber mit Untiefen ſehr verſchlemmte Einbuchten der Küſte, welche wohl erſt künftige Seefahrer genau erforſchen werden. Die Entdeckungen des Capitains Douglas in der Iphigenia betreffen hauptſächlich die nördlich von Nutkaſund liegenden Küſten. In dem von Cook geſehenen, aber nicht erforſchten Croß (Kreuz)-Sund ſah er ungeheuer große ſchwimmende Eisinſeln, worüber wir in der Folge noch Einiges anführen müſſen. In der Gegend der Küſte, welche nordwärts von Königin Charlotten's-Inſeln liegt und den großen Buſen daſelbſt bildet, entdeckte er den Seeotter-Hafen, Meares'-Bai, Haines-Cove- und Buccleugh-Sund, und an der Nordſeite von Königin Charlotten's-Inſeln die tiefe Mac Intires-Bai. Meares verließ die Küſte im September 1788 und kehrte nach China zurück; Douglas hingegen überwinterte in den Sandwichinſeln, fuhr im April 1789 wieder nach dem Nutkaſund, und ward daſelbſt von einer ſpaniſchen Fregatte angehalten, nach einiger Zeit aber wieder frei gelaſſen. Nun machte er denn ſeine letztgenannten Entdeckungen, und erreichte im October ebenfalls Macao.

10. Capitain Meares hatte in der Zwiſchenzeit mit der in London errichteten Handelsgeſellſchaft, oder, wie ſie ſich nannte, der König Georg's-Sund-Compagnie, einen Vergleich getroffen, vermöge deſſen ſie fortan ihre Unternehmungen gemeinſchaftlich betrieben. Einer von den Gebrüdern Etches war mit dem Prinzen von Wales, dem Schiffe, welches Colnett führte, ſelbſt nach China gekommen, und ſeine Gegenwart erleichterte dieſes Vereinigungsgeſchäft. Man rüſtete abermals zwei Schiffe aus, von denen das eine, der Argonaut, der Führung des Capitains Colnett anvertrauet ward, das kleinere hingegen, die Princeß Royal oder Kronprinzeſſin, (welche Duncan vorher commandirt hatte) den Capitain Robert Hudſon zum Befehlshaber erhielt. Dieſe beiden Schiffe fielen aber bei ihrer Ankunft in Nutkaſund den

daſelbſt befindlichen ſpaniſchen Officieren in die Hände, und wurden nach Neuſpanien geführt.

11. Dem kaufmänniſchen Geiſte der Betriebſamkeit, der in den vereinigten Staaten von Nordamerika von jeher ſo rege geweſen war, daß er ſich bereits in den früheren Perioden der Anſiedelung, gegen Norden und Süden den Polargegenden genähert hatte, entging die Ausſicht nicht, auf jener, der Republik entgegengeſetzten Küſte, den Gewinn des Handels mit den Seemächten von Europa zu theilen. Auch mochte noch ein beſonders nahe liegender Beweggrund die Amerikaner anfeuern, von der Lage jener Küſte genauere Erkundigung einzuziehen; ſie konnten nämlich nicht wiſſen, wie inskünftige ihr inländiſcher Handel durch die Entdeckung der wahren Beſchaffenheit von dem jenſeitigen Ufer ihres Continents, eine Richtung erhalten, oder in ſeinen Fortſchritten gehemmt werden möchte. Dem zufolge verbanden ſich, wahrſcheinlich mit Genehmigung und unter dem Schutze des Congreſſes, verſchiedene wohlhabende Männer zur Ausrüſtung zweier Schiffe, denen ſie die Namen Columbia und Waſhington ertheilten. Die Führung des erſteren, nebſt dem Oberbefehl, ward dem Schiffscapitain John Kendrick, die Führung des zweiten, eines kleinen Fahrzeuges, dem Capitain Grey anvertrauet. Sie verließen Boſton im Auguſt 1787, umſchifften das Cap Horn, und trennten ſich in 59° ſüdlicher Breite in einem Sturm. Herr Grey erreichte zuerſt den beſtimmten Sammelplatz, nämlich Nutkaſund, wo er den Capitain Meares noch antraf. Von den weiteren Unternehmungen beider Schiffe iſt wenig bekannt, indem man in dem freien Nordamerika, um auch einmal inconſequent zu ſein, die Geheimhaltuug der Reiſebegebenheiten, nach Art der Spanier, für gut befunden hat. So viel erhellt aus Herrn Douglas' Tagebuche, daß die Schiffe im Jahre 1789 die Küſte nordwärts befahren haben, und in Nutkaſund von den Spaniern ſehr begünſtigt worden ſind. Herr Meares aber erzählt noch eine wichtige Entdeckung, welche Capitain Grey im Waſhington gemacht haben ſoll. Er lief, wie man behauptet, in Juan de Fuca's Einfahrt, von der er durch Capitain Meares die erſte Nachricht erhalten hatte, oſtwärts ein, und gelangte in ein weitläuftiges Meer, worin er nordwärts und oſtwärts ſteuerte und Verkehr mit den verſchiedenen Stämmen hatte, die hinter Nutkaſund die daſelbſt befindlichen zahlreichen Inſeln bewohnen. Dieſe Stämme ſprechen mit geringen Ab-

weichungen die Nutkaiſche Sprache. Durch den Lauf dieſes kleinen Fahrzeuges, nämlich des Waſhington's, wird alſo augenſcheinlich dargethan, daß ſowohl das Land, worin der Nutkaſund liegt, als die angrenzenden Länder, aus lauter Inſeln beſtehen, und einen großen nordiſchen Archipelagus ausmachen. Die See oſtwärts von dieſen Inſelgruppen iſt von anſehnlicher Weite. — Dieſe Entdeckung, wenn ſie ihre Richtigkeit hätte, wäre zu wichtig, um nicht die Aufmerkſamkeit der Geographen im höchſten Grade zu erregen. Ich habe mir daher alle Mühe gegeben, nähere Erkundigungen desfalls einzuziehen, aber weder eine offenbare Widerlegung jener Nachricht, noch eine zuverläſſige Beſtätigung derſelben erhalten. Herr Meares iſt in England verſchiedentlich angegangen worden, die Quelle anzugeben, woher er jene Nachricht genommen habe; und da man nichts unverſucht ließ, ſeine Glaubwürdigkeit in Zweifel zu ziehen, ſo hat er ſich endlich genöthigt geſehen, ſeinen Gewährsmann zu nennen. Dies iſt ein in England bekannter und angeſehener Mann, Herr Neville, der mit dem Oſtindienfahrer Cheſterfield aus China zurückgekommen iſt, und während ſeines Aufenthalts daſelbſt mit dem Befehlshaber der amerikaniſchen Schiffe, Capitain Kendrick, viel Umgang gehabt, auch von ihm die näheren Umſtände von der Entdeckung des Capitains Grey erhalten haben ſoll. Mit dieſem Berichte des Herrn Neville ſtimmen aber die Nachrichten nicht gänzlich überein, die Herr Alexander Dalrymple ſich von jener Reiſe des Capitains Grey hat verſchaffen können. Auch weiß ich aus Amerika, daß die Seeleute des Fahrzeuges Waſhington daſelbſt keine ähnliche Nachricht bekannt gemacht haben, obwohl gleich nach der Rückkehr des Waſhington nach Boſton in Neuengland verſchiedene neue Fahrzeuge daſelbſt ausgerüſtet worden ſind, um den Pelzhandel an der Nordweſtküſte fortzuſetzen.

12. Zu den Entdeckern in dieſer Weltgegend zählen wir endlich noch den unglücklichen franzöſiſchen Seefahrer de la Perouſe, der mit den Schiffen Bouſſole und Aſtrolabe im Jahr 1785 Frankreich verließ, um eine Entdeckungsreiſe anzutreten, die, wenn man ſeinen wiſſenſchaftlichen Apparat, ferner die Anzahl und die Geſchicklichkeit ſeiner gelehrten Begleiter erwägt, die Welt mit einem Schatze von neuen Bemerkungen zu bereichern verſprach, aber leider dem Unſtern, der fortwährend über ſie gewaltet zu haben ſcheint, endlich hat erliegen müſſen. Indeß, was von dieſem Seefahrer an den amerikaniſchen Geſtaden geleiſtet

worden iſt, werden wir einſt aus den durch Herrn Leſſeps über Land von Kamtſchatka nach Frankreich gebrachten Tagesbüchern erfahren. Der Verluſt jener Boote voll Mannſchaft, worunter ſich einige junge Leute von vortrefflichen Anlagen befanden, an der Nordweſtküſte von Amerika, und die unglückliche Ermordung des Befehlshabers von dem Aſtrolabe, des Capitains de Langle, auf den Navigateurs-Inſeln, waren nur Vorläufer einer ſchrecklicheren Kataſtrophe, welche vermuthlich in Einem Zeitpunkte beide Schiffe dem zürnenden Schickſale geopfert hat.

II.

Störung des Pelzhandels durch die Gewaltthätigkeit der Spanier, und Verlauf der letzten Streitigkeit zwiſchen den Höfen von London und Madrid.

§. 25. Die Iphigenia wird in Beſchlag genommen.

Das ſchöne Schauſpiel eines friedlichen Wetteifers, wie er dem Handel angemeſſen iſt, und wie Cook's Entdeckungen ihn hier angefacht hatten, ward ſchon im Jahre 1789 von der ſpaniſchen Regierung geſtört. Wer unſerer ins Kurze zuſammengedrängten Darſtellung gefolgt iſt, wird nicht ohne ein gewiſſes theilnehmendes und erhebendes Gefühl die neue Thätigkeit auf den Wogen eines Jahrtauſende hindurch unbeſchifften Oceans wahrgenommen haben. Das Band, welches entfernte Welttheile wohlthuend und zwanglos an einander knüpft, das Band der Schifffahrt und des Waarentauſches, ſchien jetzt den Kreis der Erde ganz zu umſchlingen, und es ließ ſich erwarten, daß Aſiens und Europens Begriffe und Erzeugniſſe, nach dem wilden amerikaniſchen Ufer geführt, eine ſanfte, allmälige Veränderung in der Denkart und Handlungsweiſe des rohen Bewohners der neuen Welt bewirken würden. Die Nationen von Europa begegneten einander friedlich in jenen kaum erſt erforſchten Häfen eines noch wenig beſuchten Landes; der neue Freiſtaat an den öſtlichen Ufern von Amerika theilte mit ihnen die Vortheile und die Gefahren des dortigen Handels. Bei dem Anblick dieſer wohlgeordneten Geſchäftigkeit hätte man verſucht werden können, zu glauben was gutmüthige Schwärmer ſchon ſo oft und immer vergebens verkündigt haben: die Annäherung eines Zeitalters, wo Men-

ſchenliebe und Gerechtigkeit den alten Groll der Staaten verſöhnen und über ihre eiferſüchtigen und neidiſchen Regeln der Politik die Oberhand gewinnen würden. Allein auch dieſesmal hatte man ſich mit leeren Hoffnungen gewiegt. Gut und edel ſein und handeln, iſt die höchſte Stufe der Vollkommenheit, wohin der menſchliche Geiſt gelangen kann; zwiſchen ihr und der ſinnlichen oder leidenſchaftlichen Gewaltthätigkeit liegt die Geſetzmäßigkeit der Vernunft. Vernünftig muß der Menſch zuvor werden, um ſeinen wahren Vortheil im Wohl des Andern zu erkennen; aus Eigennutz und Verlangen nach einem glücklichen Genuſſe des Daſeins muß er Gerechtigkeit und Billigkeit ausüben, und durch die Gewohnheit recht zu handeln, den wohlthätigen Trieb der Bruderliebe erſt von ſeinen Feſſeln entbinden, ehe es ihm gelingt zu der hohen Einfalt jenes reinen Gefühls zurückzukehren, welches, ohne Rückſicht auf die kalten Geſetze der Vernunft, göttlich ahnet, was er, göttlich liebend, Gutes wirken ſoll. So hoch iſt die Menſchheit, als ein Ganzes betrachtet, noch nirgends geſtiegen. In jenen glücklichen Ländern, welche die Vorſehung zuerſt dem Joche der Geiſtesſclaverei entriß, in jenen Ländern wo das edelſte Geſchenk des Himmels in uns, die Vernunft im Sonnenſcheine der Freiheit ſich entfaltete, und, ſorgſam gepflegt, zu männlicher Stärke gedieh, da lernten Menſchen zuerſt die Unverletzbarkeit, die Heiligkeit der Menſchenrechte erkennen. Die Vernunft bewies unumſtößlich, was einſt die Liebe auf Glauben anzunehmen gebot, daß Niemand ein Recht behaupten dürfe, der nicht ein gleiches Recht in ſeinem Mitmenſchen ehrt; und dieſe hohe Anerkennung der Menſchheitsrechte in Andern beſchrieb zugleich den Kreis der erlaubten Thätigkeit, innerhalb deſſen man ohne Beeinträchtigung fremder Rechte wirken darf. Der eigennützige, vernünftige, freie brittiſche Kaufmann konnte wenigſtens gerecht ſein, wenn er ſeiner Ueberzeugung, und nicht ſeiner Leidenſchaft folgte. Gerecht aber kann ein Volk nicht handeln, den Begriff der Gerechtigkeit kann ein Volk nicht faſſen, dem eine fremde Quelle der Erkenntniß heiliger iſt, als ſeine eigene prüfende und richtende Vernunft. Wo andere Menſchen ſich auf die angeborne Fähigkeit zu empfinden, zu denken und zu urtheilen, und auf die natürliche Untrüglichkeit und Allgemeinheit der Vernunftſchlüſſe berufen, verläugnen die Sclaven einer fremden Autorität ihre Empfindung, ihre Denk- und Urtheilskraft, erſticken die Stimme des Gewiſſens, und folgen blind-

lings der Impulſion, die ihnen durch jene äußere Kraft der Autorität gegeben ward. Vernunft, Gerechtigkeit, Billigkeit, Menſchenliebe ſind für ſie Worte ohne Sinn, ſobald ſie ſich berufen glauben, den Machtſprüchen, die ihnen alles aufwiegen, Nachdruck zu verleihen. Umſonſt verſucht man es, ihnen die ſanft überredende Kraft der Gründe entgegen zu ſetzen: ſie thun Verzicht auf Alles was die Menſchheit adelt; ſie gehorchen nur der offenbaren phyſiſchen Gewalt; und, um ſich ihrer zu erwehren, ſieht man ſich gezwungen, mit ihren Waffen zu ſtreiten.

Aus allem Vorhergehenden erhellet ſonnenkar, daß Spanien, ſelbſt nach den thörichten Anmaßungen des neuen Völkerrechtes, (dem zufolge man auf Entdeckungen ein Recht zum Beſitz und Eigenthum fremder, von freien Völkern ſchon bewohnter Länder gegründet,) ſchlechterdings nicht die entfernteſten Anſprüche auf die nordweſtlichen Gegenden von Amerika jenſeits des 40. Grades der Breite, machen konnte. Sir Francis Drake war 1579 ungleich weiter gegen Norden gekommen, als vor ihm alle ſpaniſchen Entdecker; er hatte jenſeits Cap Blanco dem Lande den Namen Neu-Albion gegeben, und, wie es damals üblich war, für ſeine Königin davon Beſitz genommen. Allein was galten dieſe Gründe in einem Cabinet, welches ſich auf die Schenkung eines Menſchen berief, der die Erde nach Willkühr ausſpendete, ohne ihre Größe und die Lage ihrer Länder zu kennen? Man war zu Aranjuez von der unbezweifelten Gültigkeit dieſer Schenkung ſo feſt überzeugt, daß daſelbſt die Vertreibung der Engländer von der Nordweſtküſte von Amerika, ohne weitere Rückſprache mit dem Hofe von London zu nehmen, beſchloſſen war. Jahrhunderte wären vielleicht noch verſtrichen, ehe die unglückliche um Energie und politiſches Gewicht betrogene ſpaniſche Nation es verſucht hätte, überhalb Californien einen Pelzhandel zu treiben, und königliche Monopolien würden ihn, wenn er auch entſtanden wäre, in ſeiner Blüthe erſtickt haben; allein ſobald es darauf ankam, eine andere Nation in ihrer erlaubten, freien Thätigkeit zu ſtören, ſetzte die raubſüchtige Politik Habe und Blut der Unterthanen auf das gewagte Spiel.

Kaum war Capitain Douglas im Frühlinge 1789 mit ſeinem Schiff Iphigenia von den Sandwichinſeln nach König Georg's-Sund zurückgekehrt, um den Handel mit den Einwohnern längs der Küſte fortzuſetzen, als am 6. Mai die ſpaniſche Fregatte Princeſa von 26 Kanonen, unter dem

Befehl des Capitains Don Eſtevan Joſeph Martinez, daſelbſt einlief, und am 13. ein kleineres Fahrzeug von 16 Kanonen, die Schnau S. Carlos, ihr folgte. Die Freundſchaftsbezeugungen und die verſtellte Herzlichkeit des Umgangs, womit Martinez ſich das Zutrauen des engliſchen Befehlshabers zu erwerben geſucht hatte, nahmen mit der Ankunft dieſer Schnau, welche mit Geſchütz und Kriegesvorrath beladen war, plötzlich ein Ende. Bereits am folgenden Tage ließ der ſpaniſche Befehlshaber Herrn Douglas zu ſich fordern, und kündigte ihm ſeine Gefangennehmung an, indem er zugleich vermöge ſeiner Vollmacht ſeinen Officieren den Befehl ertheilte, die Iphigenia in Beſitz zu nehmen. Die Mannſchaft des engliſchen Schiffes ward auf die ſpaniſchen Schiffe gebracht, in Feſſeln geſchlagen und gröblich gemißhandelt. Martinez bemächtigte ſich eines Hauſes, welches die Engländer zu ihrem Aufenthalt am Lande erbauet und eingerichtet hatten, und ließ die ſpaniſche Flagge darauf wehen. Bei dieſer feierlichen Beſitznehmung erklärte er die Länder von Amerika vom Cap Horn an bis zum 60. Grade der Breite, folglich auch den Nutkaſund, oder, wie ihn die Spanier nennen, die Bai San Lorenzo, für ein Eigenthum des katholiſchen Königs, und errichtete dann auf den Inſeln im Sunde Batterien, erbauete Magazine und Vorrathshäuſer, ließ nach Erzen ſchürfen, und zwang einen Theil der Gefangenen, bei dem Baue der Häuſer Hand anzulegen. Das genommene Schiff ließ er ſogleich ausladen, nahm die ganze Ladung, die in Waaren zum Tauſchhandel beſtand, in Beſitz, bemächtigte ſich der Schiffsmunition, der Mundvorräthe, der aſtronomiſchen Inſtrumente, der Karten und Tagebücher, kurz Alles deſſen, was im Schiffe befindlich war, die Uhr und einige Kleidungsſtücke des Capitains nicht ausgenommen, und ließ nur 12 Stangen Eiſen zurück.

Nach Verlauf von wenigen Tagen bewies ſich gleichwohl der ſtrenge Spanier zu einem Vergleiche geneigt. Vermöge deſſelben verſprach er, das Schiff wieder freizugeben; doch ſollten Capitain Douglas und der zweite Capitain der Iphigenia, Joſeph Viana, zuvor mit ihres Namens Unterſchrift bezeugen, daß er ſie im Nutkaſunde in einer bedrängten Lage gefunden, mit Allem zur Reiſe nach den Sandwichinſeln Erforderlichen verſehen, und ihrer Fahrt dahin kein Hinderniß in den Weg gelegt hätte. Douglas ſah ſich endlich genöthigt, dieſes ihm zur Un-

terſchrift vorgelegte, in ſpaniſcher Sprache abgefaßte Zeugniß zu geben, um nur einen geringen Vorrath der unentbehrlichſten Schiffsvorräthe und Lebensmittel zu erhalten, wofür er überdieß einen Wechſel auf die Eigenthümer ſeines Schiffes ſtellen, und Alles zu dem unbilligſten Preiſe bezahlen mußte.

Man begreift nicht leicht auf den erſten Blick, was den ſpaniſchen Befehlshaber bewegen konnte, nach einem ſo äußerſt gewaltthätigen Verfahren plötzlich gelindere Saiten aufzuziehen; allein unſtreitig hatte er in den Documenten, womit Capitain Douglas verſehen war, einen hinreichenden Grund zu einem gemäßigteren Verfahren gefunden. Capitain Meares war nämlich in mancherlei Abſicht ſo vorſichtig geweſen, ſich in Macao mit einem Portugieſen, Namens Juan Cavalho, zu verbinden, und denſelben in die Handelsfirma der Eigenthümer und Unternehmer dieſer Ausrüſtung aufzunehmen. Cavalho, der in Bombay naturaliſirt worden war, und daſelbſt viele Jahre unter dem Schutze der Oſtindiſchen Compagnie gewohnt hatte, war folglich im Beſitz der Vorrechte eines Engländers, und zugleich ein Portugieſe von Geburt. Seine vertraute Freundſchaft mit dem Gouverneur von Macao hatte ihn in den Stand geſetzt, für die beiden Schiffe Felice und Iphigenia die Erlaubniß auszuwirken, daß ſie erforderlichen Falls unter portugieſiſcher Flagge handeln, und die derſelben zuſtändigen Vorrechte für ſich verlangen dürften. Dadurch hatte man ſo viel gewonnen, daß man weder von der ſogenannten Südſee-Compagnie, noch von der Engliſch-Oſtindiſchen eine Erlaubniß zu erbitten oder zu erkaufen brauchte; zweitens, daß man die ungeheuern Hafengebühren, welche die Chineſen von allen europäiſchen Nationen, nur nicht von den Portugieſen fordern, gänzlich erſparte; und endlich, daß man auch an der Nordweſtküſte von Amerika eine Sicherheit mehr hatte. Wirklich ſcheint die Beſorgniß, den ſpaniſchen Hof mit dem portugieſiſchen in Uneinigkeiten zu verwickeln, die Hauptveranlaſſung zur Rückgabe der Iphigenia gegeben zu haben. Don Eſtevan Joſeph Martinez folgte hierin, wie es ſcheint, ziemlich beſtimmten Verhaltungsbefehlen; denn die beiden amerikaniſchen Fahrzeuge Waſhington und Columbia lagen zu eben dieſer Zeit im Nutkaſund, ohne daß man ſpaniſcher Seits nur Miene gemacht hätte, ſich ihrer zu bemächtigen, oder ihre Operationen zu erſchweren. Im Gegentheil ließ Spanien es ſich bei dem jetzigen Schritte ſo angelegen ſein, mit allen andern Mächten in gutem Verneh-

men zu bleiben, daß Martinez ſogar nach Unalaſchka hatte ſegeln müſſen, um mit den Ruſſen dort einen freundſchaftlichen Verkehr zu errichten, indeß das Miniſterium beider Höfe eben ſo freundſchaftliche Verabredungen über die an jener Küſte zu beſtimmenden Grenzen für den Wirkungskreis beider Nationen getroffen hatte. Wahrſcheinlich ſchmeichelte man ſich in Spanien, mit den andern ſich zum Pelzhandel hinzudrängenden Mächten in der Folge ſpielend fertig zu werden, wenn man nur zuvor mit ihrer Hülfe, oder vor ihrer Gegenwirkung ſicher, den thätigſten und mächtigſten Feind vertreiben und demüthigen könnte.

§. 26. Wegnahme mehrerer Schiffe.

Capitain Meares hatte während ſeines Aufenthalts im Nutkaſund aus dem daſelbſt wachſenden vortrefflichen Bauholz ein kleines Fahrzeug erbauet, welches er die Nordweſt-Amerika nannte, und es bei ſeiner Abreiſe nach China unter dem Befehl des Capitains Douglas zurückgelaſſen. Dieſer führte ſowohl die Iphigenia, als das dem Schiffer Robert Funter anvertraute neue Fahrzeug, zum Ueberwintern nach den Sandwichinſeln. Bei ſeiner Rückkehr an die Küſte ſchickte er aber die Nordweſt-Amerika ſogleich auf den Pelzhandel in den kleinen Buchten an dem nahe gelegenen Lande aus. Sobald der ſpaniſche Befehlshaber vernommen hatte, daß noch ein zweites Fahrzeug unter dem Oberbefehl des Capitains Douglas ſich in der Nähe befände, verlangte er die Auslieferung deſſelben. Als man dieſe verweigerte, äußerte er den Wunſch, das Fahrzeug zu kaufen, und ließ es in dieſer Abſicht von dem einen amerikaniſchen Schiffscapitain ſchätzen. Herr Douglas konnte indeß ein Fahrzeug, welches ihm nicht gehörte, weder ausliefern noch verkaufen, und ſegelte endlich den 1. Junius 1789 vom Nutkaſund ab, ohne ſich in den Handel eingelaſſen zu haben.

Den 9. Junius ließ das kleine Fahrzeug, die Nordweſt-Amerika, ſich vor dem Eingange des Nutkaſundes ſehen. Martinez fertigte unverzüglich bewaffnete Boote dahin ab, die das Fahrzeug in Beſitz nehmen und in den Sund bugſiren mußten. Die Officiere und die Mannſchaft deſſelben wurden als Kriegsgefangene auf die ſpaniſchen Schiffe vertheilt, und einige von ihnen ſogar in Feſſeln geſchlagen. Die eingeſammelten Felle von der beſten Qualität, 215 an der Zahl, wurden nebſt

der ganzen Ladung und Betakelung als rechtmäßig erworbene Beute angeſehen. Das Fahrzeug bemannte der ſpaniſche Befehlshaber ſogleich mit ſeinen Leuten, und ſchickte es unter ſpaniſcher Flagge wieder auf den Pelzhandel aus; auch hatte er, vermuthlich um dieſen Endzweck vollſtändiger zu erreichen, von dem amerikaniſchen Fahrzeuge Waſhington einen Steuermann, David Coolidge, erhalten, deſſen Kenntniß von der angrenzenden Küſte den Spaniern ſehr nützlich war. Im Julius kam die Nordweſt-Amerika, mit Pelzwerk beladen, wieder zurück.

Den 14. Julius, alſo nur fünf Tage nach der Wegnahme dieſes kleinen Fahrzeuges, zeigte ſich die Princeß Royal (Kronprinzeſſin) aus China, unter Capitain Hudſon's Führung, vor dem Eingange des Hafens. Martinez hatte die ſchlaue Politik, dieſes kleine Schiff ruhig einlaufen, unter engliſcher Flagge in dem Sunde liegen, und nach einigen Tagen wieder auslaufen zu laſſen, ohne nur die entfernteſte Abſicht auf daſſelbe zu verrathen. Er überlieferte ſogar dem Capitain Hudſon die an Bord der Nordweſt-Amerika gefundenen Seeotterfelle, (bis auf zwölf der ſchönſten, die er für ſich behielt) vermuthlich, weil er die Wegnahme dieſes Fahrzeuges als einen Ankauf deſſelben geltend zu machen wünſchte.

Den Tag nach der Abreiſe des Capitains Hudſon, nämlich den 3. Julius, kam endlich auch das Schiff Argonaut, von dem Capitain Colnett geführt, auf der Höhe vom Nutkaſund an. Thomas Barnett, einer von den Seeleuten, die man in der Nordweſt-Amerika zu Gefangenen gemacht hatte, fand Mittel, ſich in ein Canot zu werfen und Herrn Colnett von Allem was vorgegangen war zu benachrichtigen, um ihn vor der Gefahr, worin er ſchwebte, zu warnen. Allein Don Eſtevan Joſeph begab ſich ſelbſt in ſeinem Boote zu Herrn Colnett an Bord, verſprach ihm unter vielen Freundſchaftsbezeugungen bei ſeinem Ehrenworte die vollkommenſte Sicherheit, erbot ſich zu allen Dienſtleiſtungen die in ſeiner Macht ſtänden, berief ſich auf ſein Benehmen gegen Capitain Hudſon, und beredete den treuherzigen engliſchen Befehlshaber in den Hafen einzulaufen. Der Mangel friſcher Lebensmittel an Bord des Argonaut trug indeß viel dazu bei, den Letzteren zu dieſem Schritte zu bewegen. Am folgenden Morgen brach die Treuloſigkeit des Spaniers ſchon in Gewaltthätigkeiten aus; er ſchickte ſeinen erſten Lieutenant mit einer bewaffneten Mannſchaft an Bord des Ar-

gonaut, ließ das Schiff im Namen ſeines Königs in Beſitz nehmen, die brittiſche Flagge herunterreißen, die ſpaniſche an ihrer Stelle aufſtecken und die ganze Beſatzung mit Inbegriff der Officiere zu Kriegsgefangenen machen. Herr Colnett, den man bei dieſem Auftritt bedrohete, daß man ihn augenblicklich an der Segelſtange aufhängen würde, wofern er Miene machte ſich zu widerſetzen, gerieth in eine Gemüthsbewegung, die ihn ſeines Verſtandes beraubte. Mehrmals verſuchte er es, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen.

Den 13. Julius kam die Princeß Royal (Kronprinzeſſin) zurück. Capitain Hudſon eilte in ſeinem Boote voran, weil er Herrn Colnett, ſeinen Oberbefehlshaber, anzutreffen hoffte; allein Martinez, ließ ihn gefangen nehmen, und, indem er auch ihn mit dem Aufhängen bedrohete, einen Befehl an ſeine Leute von ihm erpreſſen, dem zufolge ſie das Schiff ohne Weigerung den Spaniern überliefern mußten. Man verfuhr bei dieſer Gelegenheit genau wie vorhin mit dem Argonaut, und nahm ſowohl das Schiff als die Ladung, worunter 473 Seeotterfelle befindlich waren, in Beſchlag. Dieſer Wegnahme ungeachtet, verſuchte Martinez, die Gemüthsverwirrung des Capitains Colnett zu ſeinem Vortheile zu benutzen, und ihn zum Verkaufe des Kupfers zu bereden, worin zum Theil die Ladung der Princeß Royal beſtand. Dieſe Unterhandlung ward indeß bei Zeiten durch die Dazwiſchenkunft der übrigen engliſchen Officiere hintertrieben.

Die gefangene Mannſchaft der Nordweſt-Amerika mußte ſich auf Befehl des ſpaniſchen Capitains an Bord der Columbia begeben, und dieſes Schiff, welches einen Theil ſeiner Mannſchaft und ſeiner Vorräthe an den Waſhington abgegeben hatte, nach China führen helfen. Aus dem Argonaut verproviantirte Martinez die amerikaniſchen Schiffe; und damit Capitain Kendrick, der die Columbia führte, den Leuten der Nordweſt-Amerika ihre Löhnung zu bezahlen im Stande wäre, gab er ihm 96 Seeotterfelle mit, weil er vorausſetzte, daß die ehemaligen Rheder die Forderungen der Mannſchaft nicht würden befriedigen können; doch ſollte Capitain Kendrick 30 Procent vom Verkaufspreiſe für die Fracht der Felle einbehalten. Der Letztere begab ſich hierauf mit ſeinem Schiffe Columbia nach dem Hafen Cox. Eben dahin folgte ihm das andere amerikaniſche Fahrzeug, Waſhington, und lieferte alle von den engliſchen,

ſpaniſchen und amerikaniſchen Kaufleuten in den verſchiedenen Schiffen geſammelte Seeotterfelle an ihn ab. Mit dieſer Ladung nahm er ſeinen Lauf nach China, wo er den 2. November 1789 anlangte.

Die Schiffe Argonaut und Princeß Royal wurden, nebſt den gefangenen Officieren und Matroſen, auf Befehl des Don Eſtevan Joſeph Martinez nach dem Hafen San Blas in Mexico gebracht. Sobald der Zeitpunkt ihrer Abreiſe näher rückte, behandelte man die Engländer glimpflicher, und Martinez ſchmeichelte ihnen ſogar mit der Hoffnung, daß man ihnen vielleicht ihre Schiffe wiedergeben würde. Die Ungerechtigkeit und Schamloſigkeit des Cabinets ſchien alſo zwar die Sittlichkeit der Untergebenen befleckt, aber doch nicht alles Billigkeitsgefühl gänzlich in ihnen ausgelöſcht zu haben. Sie plünderten und mißhandelten, nach dem Beiſpiele des Hofes; allein ſie zitterten noch vor den Folgen ihrer niedrigen Gewaltthätigkeit. Dieſer feindſelige Geiſt, der ihre Vorgeſetzten antrieb, die Rechte der Menſchheit mit Füßen zu treten und ſie ſogar der erſten Seemacht in Europa zu verweigern, wirkte auch in den einzelnen zur Ausführung dieſes ſeeräuberiſchen Unternehmens gebrauchten Werkzeugen eine Geringſchätzung der Rechte einzelner, freier Menſchen, die ſeit undenklichen Zeiten die Küſten von Amerika bewohnten. Die Engländer waren mit den Einwohnern des Nutkaſundes wie mit ihres Gleichen umgegangen; ſie hatten ihre Eigenthumsrechte anerkannt, und nur mit ihrer Erlaubniß, auf ihrem Boden ſich eine Hütte und ein Schiff gebauet. Die Spanier hingegen ſahen in dieſen Wilden heidniſche Geſchöpfe, die der Chriſtengott zum Zeitvertreibe ſeiner Anhänger geſchaffen hätte, die auf Nichts Anſpruch machen durften, und die man wie das Wild in den Wäldern niederſchießen mußte, ſobald ſie es wagten Menſchen ſein und Menſchenrechte fordern zu wollen. Schauderhafte Beiſpiele von der fühlloſen Grauſamkeit dieſer Spanier findet man in der Reiſebeſchreibung des Capitains Meares aufgezeichnet: einer Grauſamkeit, die man nicht ſowohl der menſchlichen Natur, als der Ruchloſigkeit gewiſſer Lehrer der Menſchen Schuld geben muß..

§. 27. Mißhelligkeiten zwiſchen England und Spanien.

Die im Nutkaſund verübten Gewaltthätigkeiten mußten von Seiten der engliſchen Stifter des Pelzhandels zwiſchen China

und Amerika, laute Reclamationen verurſachen; Spanien mußte ſie vorausgeſehen und ſich ſchon darauf gefaßt haben. Ohne Zweifel hatte das ſpaniſche Cabinet ſich mit der Hoffnung geſchmeichelt, daß es einen glücklichen Zeitpunkt gefunden hätte, wo es unangefochten ſeine alten Anmaßungen geltend machen und durchſetzen könnte; denn ſelbſt der werkthätigſte Glaube pflegt bei ganzen Nationen die Tollkühnheit nicht ſo weit zu treiben, daß er einen überlegenen Widerſacher gegen ſich aufreitzen ſollte. In der That war der Zeitpunkt auch ziemlich klug gewählt, wenn überhaupt eine Politik dieſes Beiwort verdient, die das innere Wohl des Staates vernachläſſigt, um einem Hirngeſpinſte von äußerer Wichtigkeit oder gar nur von Rechthaberei nachzugehen. Seit dem für England ſo koſtſpieligen, obgleich ſo glücklich geführten ſiebenjährigen Kriege, noch entſchiedener aber ſeit dem Friedensſchluſſe von 1782, durch welchen Nordoſt-Amerika für unabhängig erklärt ward, hatte man im brittiſchen Cabinet und Parlamente einer friedfertigen Staatskunſt den Vorzug zuerkannt, als der einzigen, die einem mächtigen, für ſich ſelbſt beſtehenden Handelsſtaate angemeſſen, der einzigen, die ihn von ſeiner ungeheuren Schuldenlaſt zu retten fähig iſt. Schon im Jahr 1771 fand Lord North, der damals am Ruder ſaß, es ungleich rathſamer, mit Spanien über das Eigenthumsrecht und den Beſitz der Falklandsinſeln zu negociiren, als die Gewaltthätigkeit, die man daſelbſt an brittiſchen Unterthanen verübt hatte, durch eine Kriegserklärung oder die Wegnahme der reichen Regiſterſchiffe, wie im Jahre 1760, zu ahnden. Schon damals ließ man ſich herab, die Frage von Rechtmäßigkeit unentſchieden zu laſſen; man beſtand nur darauf, ſich im Beſitz zu behaupten, der indeß von Spanien kaum zugeſtanden war, als England bereits freiwillig Verzicht darauf that. Der berühmte Dr. Samuel Johnſon mußte damals mit ſeiner nachdrücklichen Sprache die Falklandsinſeln als ſo öde, gänzlich unbrauchbare Felſen ſchildern, daß es der Mühe nicht verlohne, um den Beſitz derſelben nur einen Kanonenſchuß zu thun. Jetzt waren die Ausſichten für Spanien noch ungleich günſtiger. Die engliſche Nationalſchuld hatte jene furchtbare Höhe erreicht, wo ſelbſt der blühendſte Zuſtand des Landes und ſeiner Einkünfte die Vergrößerung jener Laſt nicht länger rechtfertigte. Die weiſeſte, von einem jungen Finanzminiſter eingeführte Oekonomie konnte zwar den Flor des Staats und ſeinen Credit ſichern; allein ihr künſtliches Syſtem

litt keine äußere Erſchütterung, und Pitt mußte, um in der Geldverwaltung zu glänzen, Verzicht auf die armſeligen Lobſprüche thun, die man einem ehrgeizigen, nach Kriegsruhm begierigen Miniſter zu urtheilen pflegt.

Im Vertrauen auf dieſe friedfertige Stimmung des engliſchen Miniſteriums, ließ der ſpaniſche Hof ſelbſt am 10. Februar 1790 durch ſeinen Geſandten in London dem Staatsſecretair der auswärtigen Angelegenheiten die erſte Nachricht von der Wegnahme der Iphigenia geben, und zugleich dieſen Schritt als eine unmittelbar aus den Rechten der Krone Spanien fließende Nothwehr gegen die unerlaubten Anmaßungen der engliſchen Kauffahrer vertheidigen; ja man ſcheuete ſich nicht, von dem engliſchen Cabinet ein förmliches Verbot an alle brittiſche Unterthanen zu fordern, vermöge deſſen ſie weder an der Nordweſtküſte, noch auch an den ſüdlichen Ufern von Amerika, wo ſie bisher ganz ungehindert den Wallfiſchfang trieben, ſich je wieder betreten laſſen ſollten. Florida Blanca, der ſpaniſche Miniſter, hatte ſich in ſeiner erſten Ausrechnung nicht geirrt; das engliſche Cabinet ließ ſich im Publikum Nichts von der geſchehenen Eröffnung merken, ſondern fing an, ganz insgeheim durch den damaligen Geſandtſchaftsſecretair Liſton in Madrid zu negociiren, während daß Spanien, unter dem Vorwande, ſich in die franzöſiſchen Angelegenheiten zu miſchen, ſeine Flotten ausrüſten ließ. Es bedarf eben keines Scharfblicks, um die Folgen von dieſer anſcheinenden Indolenz der Engländer vorauszuſehen; das ſpaniſche Cabinet glaubte ſeine Leute ganz errathen zu haben, glaubte ſeines Sieges gewiß zu ſein, beſtand auf ſeine Anſprüche, und ſtimmte, wo möglich, den Ton ſeiner Forderungen noch höher. Während der Zeit liefen aber die Klagen der geplünderten Kaufleute mit den rückkehrenden Chinafahrern zu London ein. Capitain Meares, der in der königlichen Flotte den Rang eines Lieutenants bekleidete, erſchien perſönlich in England, um ſeiner Mitintereſſenten Sache zu führen. Man hörte nunmehr, daß nicht Ein Schiff allein, wie der ſpaniſche Geſandte berichtet hat, ſondern daß vier Schiffe von den Spaniern in Beſchlag genommen wären; daß ſie nur das erſte freigelaſſen, die drei übrigen hingegen mit ihren Ladungen nach Mexico geführt, und wie im Kriege, ohne weitere Form des Prozeſſes verkauft hätten; daß die engliſchen Officiere und Matroſen in Mexico in gefänglicher Haft ſchmachten müßten; daß durch die

Mißhandlungen einer mitten im Frieden nach den barbariſchen Grundſätzen des Fauſtrechts verfahrenden Nation, der unglückliche Colnett zur Raſerei getrieben wäre; — mit Einem Worte, man vernahm alle Gräuel, wozu das im Aberglauben gegründete Scheinrecht die ſonſt edelmüthigen Spanier verleiten konnte. Die Beleidigung, die man England zugefügt hatte, die Beſchimpfung ſeiner Flagge war zu groß, zu frech, ſie ſprang zu grell ins Auge, um länger geduldet zu werden; die hartnäckige Weigerung des ſpaniſchen Hofes, ſich zu einer hinreichenden Genugthuung und Entſchädigung zu verſtehen, ſeine Zurüſtungen und ſeine durch die ſcheinbare Kleinmüthigkeit der Engländer genährte Arroganz nöthigten den König, am 5. Mai die Sache dem Parlamente vortragen zu laſſen, ob man gleich noch drei Wochen vorher mit der zugeſagten Fortdauer des Friedens dem Volke das Herz erleichtert hatte. Einmüthig gaben beide Parlamentshäuſer ihre Einwilligung zu den ernſthafteſten Maßregeln, welche die Miniſter in Vorſchlag brachten, um die Ehre der Nation, und, was ſolider als dieſes hochtönende Wort iſt, ihren Handel gegen die Anmaßungen Spaniens zu behaupten.

§. 82. Memorial des Capitains Meares.

Zwiſchen wohl eingerichteten Staaten und andern, wo die Herrſchermacht ihre Bewegungen auf Raub und Erpreſſung abzwecken läßt, iſt der Unterſchied nirgends ſichtbarer, als in dem Schutze, den ſie dem Privatmanne gegen die Gewaltthätigkeiten fremder Mächte gewähren. Es iſt gewöhnlich, bei Friedensunterhandlungen die Rückzahlung erpreßter Schatzungen, und Erſatz für ungerechte Störung des Erwerbs theils fordern, theils bewilligen zu ſehen. In jenen Ländern nun, wo der Deſpot ſeine Unterthanen nur als eine Heerde betrachtet, die für ihn weiter keinen Werth als ihre Wolle hat, und der er keine andre Rückſicht ſchuldig iſt, als die mit ſeinem kurzſichtigen Eigennutze beſteht: — in ſolchen Ländern fließt gewöhnlich die Entſchädigung, die dem unglücklichen, ausgeplünderten Bürger gebührte, in landesherrliche Kaſſen, und es findet ſich alsdann am Schluß eines Krieges, daß der Feind nur die Mittelsperſon war, durch deſſen Hände der Erwerb des Unterthans, mit ſeinem Blute befleckt, den Räuber bereicherte, der ſich Fürſt und Hirt und Vater ſeines Volkes nennen läßt. Die Seele des bürgerlichen Vertrages iſt die heilige Unverletzbarkeit alles Privateigen-

thums; die Sache des Privatmannes wird Angelegenheit des Staats; wem der übermüthige Feind ſein Eigenthum entriß, dem muß es der gedemüthigte Feind erſtatten. Es war ein glücklicher Umſtand für den Capitain Meares und die Theilhaber an ſeinen Handelsſpeculationen, daß die Nation ſich in ſeiner Perſon beleidigt fühlte; denn von dieſem Augenblick an ward ſeine Klage zu der ihrigen, und die Wiedererſtattung ſeines Eigenthums war ihm ſo ſicher, als hätte er es nie verloren gehabt. Im Gegentheil konnten ihm ſeine Capitalien bei den Spaniern wuchern, indem er, wie es in ſolchen Fällen leicht möglich iſt, ſeine Forderungen nach einem willkührlichen Tarif berechnete. Dies erhellet ſchon aus dem Umſtande, daß er in ſeiner Klagſchrift jedes von den Spaniern weggenommene Seeotterfell zu hundert ſpaniſchen Thalern berechnet, da doch die Felle von der beſten Qualität in China nur 60, 70 und höchſtens 80 bis 90 ſolche Thaler galten. Ueberdieß theilt er ſeinen Verluſt in den wirklich erlittenen und in den wahrſcheinlichen ein, wie aus der folgenden Ueberſicht erhellen wird.

Berechnung des wirklichen und wahrſcheinlichen Verluſtes, den die verbündeten Kaufleute von London und Indien durch die Wegnahme ihrer Schiffe erlitten haben.

I. Wirklicher Verluſt.

	Span. Thaler.
An baarem Gelde, der Mannſchaft der Iphigenia bei ihrer Rückkunft in China ausgezahlt, beinahe zweijährige Löhnung nebſt andern Ausgaben laut Quittung	15,534
An baarem Gelde, der Mannſchaft der Nordweſt-Amerika ausgezahlt, beinahe zweijährige Löhnung, laut Quittung	3,719
An Ausrüſtungskoſten des Schiffes Argonaut, urkundlich	39,816
An Ausrüſtung des Schiffes Princeß Royal:	
An 473 Seeotterfellen, an Bord der Princeß Royal weggenommen, à 100 Thaler das Stück	47,300
An 12 Seeotterfellen, die Herr Martinez zu ſeinem eigenen Gebrauche ſich vorbehalten, wie oben geſchätzt	1,200
	107 569

Transport, Spaniſche Thaler	107,569
An des Agenten Auslage, auf dem Rückwege nach England	2,000
An Aſſecuranz=Geldern des Hauptcapitals, zu 20 Procent, als dem gewöhnlichen Prämium	23,864
An Karten, Tagebüchern, aſtronomiſchen Inſtrumenten, Kleidungsſtücken, Privatmobilien, u. ſ. w. der Officiere, deren Werth ſich jetzt nicht beſtimmen läßt.	
An Löhnung aller in Dienſten der verbündeten Kaufleute ſtehenden und jetzt gefangenen Leute, von ihrer Abreiſe an bis zu ihrer Rückkehr.	
An Werth der Nordweſt=Amerika, an der Küſte von Amerika	20,000
Span. Thaler	153,433

II. Wahrſcheinlicher Verluſt.

	Span. Thaler.
An Werth der Ladung der Iphigenia, die vermuthlich 1000 Seeotterfelle zurückgebracht hätte, à 100 ſpan. Thaler	100,000
An Werth der Ladung, welche die Nordweſt=Amerika wahrſcheinlich eingeſammelt hätte, 1000 Seeotterfelle, zu 100 Thalern das Stück	100,000
An Werth der Ladung, welche die Princeß Royal zurückgebracht hätte, 1000 Seeotterfelle, wie oben . .	100,000
An Werth der Ladung, welche das Schiff Argonaut wahrſcheinlich eingeſammelt hätte, 2000 Seeotterfelle, wie zuvor	200,000
An Verluſt und Zerſtörung des Commerzes der verbündeten Kaufleute.	
Insbeſondere an Verluſt des kleinen Fahrzeuges von 30 Tonnen, wozu die gezimmerten Stücke am Bord des Argonaut eingeſchifft waren, und des Pelzwerkes, das man damit geſammelt hätte.	
Span. Thaler	500,000.

Auf dieſe Art hatten alſo die Abentheurer, die den Pelzhandel an der Nordweſtküſte von Amerika zu gründen gedachten, an Spanien eine Forderung von 653,433 ſchweren Piaſtern, welche Herr Meares durch ſeine am 30. April dem

Miniſterium übergebene, und von Herrn Pitt den 13. Mai vor das Parlament gebrachte Bittſchrift reklamirte.

§. 29. Kriegsrüſtungen und Negociationen.

Die unbegrenzte, mit nichts zu vergleichende Thätigkeit und die vortreffliche Ordnung in allen Theilen der brittiſchen Adminiſtration ſetzten die Engländer in Stand, in kurzer Zeit die furchtbarſten Anſtalten zum Kriege zu machen. Von dem Augenblick an, wo der erſte Befehl in die Werfte erging und die Arbeiter belebte, verfloſſen bis zur vollendeten Ausrüſtung und Bemannung eines mächtigen Geſchwaders kaum zwei Monate. Allein ſowohl das Cabinet als die Nation waren weit entfernt, den wirklichen Ausbruch des Krieges zu wünſchen. Von aller Eroberungsſucht außer etwa in Oſtindiens gar zu verführeriſchen Königreichen, gründlich geheilt, wünſchten ſie vielmehr, die glückliche Ruhe, welche Frankreichs Ohnmacht und innere Gährung ihnen ſicherten, zu benutzen, um ihren Handel auf den höchſten Gipfel der Vollkommenheit zu bringen, und auf dieſe dauerhafte Grundfeſte ihre politiſche Größe zu bauen. Die Negociationen wurden folglich eben ſo eifrig als vorher, aber mit den Waffen in der Hand nachdrücklicher, betrieben. Der ſpaniſche Hof konnte nicht umhin, dieſen Unterſchied zu bemerken, und, des Vorſprunges ungeachtet den er bei den Kriegsrüſtungen gewonnen hatte, die Gefahr einzuſehen, womit die raſche unaufhaltſame Betriebſamkeit der Engländer ihm drohete. Er ergriff alſo mit Freuden die dargebotene Gelegenheit, ſeine Dialektik an dem neuen engliſchen Geſandten, Fitzherbert, zu üben, und übergab ihm ein Memoire über das andre. In dieſen Staatsſchriften vermied man es für jetzt weislich, von jenen, in Europa längſt verlachten Anſprüchen, die ſich auf die Freigebigkeit des heiligen Stuhles gründeten, ein Wort zu erwähnen; dagegen behauptete man, in den Jahren 1755, 1774 und 1779 alle Häfen an der Nordweſtküſte von Amerika, die man die Küſte von Californien zu nennen affektirte, bis an Prinz Wilhelm's-Sund, beſucht und förmlich in Beſitz genommen zu haben. Auch machte man darin die neulich mit Rußland über dieſen Gegenſtand gepflogenen Unterhandlungen bekannt, deren Inhalte zufolge das Eigenthum der nördlicheren Gegenden, weſtwärts vom Prinz Wilhelm's-Sunde, von Spanien nicht in Anſpruch genommen wird.

§. 30. Erſte gegenſeitige Deklaration.

Die neue Wendung, welche Florida Blanca dem Streite zu geben, und die Art, wie er die Anſprüche der Krone von Spanien auf die Nordweſtküſte von Amerika zu erweiſen ſuchte, hätte allerdings die Engländer in einige Verlegenheit geſetzt, wenn nicht ſchon früher der Geograph Alexander Dalrymple mit ſeinem kurzen, aber bündigen Aufſatze The spanish pretensions fairly discussed, hervorgetreten wäre, worin er eines Theils bewies, daß England bereits ſeit 200 Jahren durch den Weltumſegler Sir Francis Drake in den Beſitz jener und der Magellaniſchen Küſten geſetzt worden ſei, wenn ſich überhaupt auf dergleichen Beſitznehmungen ein Recht gründen laſſe; andern Theils aber die Anmaßung lächerlich machte, ſich auf Reiſen berufen zu wollen, deren Tagebücher man von jeher vor den Augen des Publikums zu verbergen befliſſen geweſen ſei. Den engliſchen Miniſtern lag indeſſen im gegenwärtigen Zeitpunkte die Rechtsfrage noch in der Ferne; ſie verlangten zuvörderſt Genugthuung für die Wegnahme des engliſchen Eigenthums, als eine Präliminarbedingung, ohne welche die Negociationen ins Stecken gerathen müßten; und dieſe Genugthuung ſollte in der Rückgabe der Schiffe, der Schadloshaltung der Eigenthümer, und einer Entſchuldigung gegen den Souverain wegen der Beleidigung ſeiner Flagge beſtehen. Dem zufolge wurden am 24. Julius zwiſchen dem ſpaniſchen Miniſter und dem engliſchen Geſandten folgende Deklarationen gewechſelt:

Spaniſche Deklaration.

„Da Se. Großbritanniſche Majeſtät ſich über die Wegnahme gewiſſer, Ihren Unterthanen zugehörigen Schiffe durch einen Officier in Dienſten des Königs im Hafen Nutka an der Nordweſtküſte von Amerika, beſchwert haben; ſo erklärt der Unterzeichnete, Sr. Majeſtät Rath und Erſter Sekretair, kraft der dazu benöthigten Vollmacht, im Namen und auf Befehl Sr. Majeſtät, daß Dieſelben geneigt ſind, Sr. Großbritanniſchen Majeſtät für die Beleidigung worüber Sie klagen, Genugthuung zu geben: in der feſten Ueberzeugung, daß Se. Großbritanniſche Majeſtät unter ähnlichen Umſtänden gegen den König nicht anders handeln würden; und Se. Majeſtät machen ſich überdieß anheiſchig, zur vollſtändigen Zurückgabe aller in Nutka weggenom-

menen brittiſchen Schiffe, und zur Schadloshaltung der in jenen Fahrzeugen intereſſirten Parteien, für den Verluſt, den ſie erlitten haben, ſobald deſſen Betrag berichtigt worden iſt:

Wohl verſtanden, daß dieſe Deklaration die fernere Erörterung des Rechts, ausſchließender Weiſe eine Niederlaſſung im Hafen Nutka anzulegen, worauf Se. Majeſtät Anſpruch machen dürften, weder ausſchließen noch derſelben nachtheilig ſein könne.

Urkundlich deſſen habe ich dieſe Deklaration unterſchrieben und mit meinem Inſiegel beſiegelt.

Madrid, den 24. Julius 1790.

(L. S.) Unterzeichnet:

der Graf von Florida Blanka.

Engliſche Gegenerklärung.

„Da Se. Katholiſche Majeſtät erklärt haben, daß Sie geneigt wären, für die dem Könige, durch Wegnahme einiger Seinen Unterthanen zugehörigen Schiffe in der Bai von Nutka, zugefügte Beleidigung, Genugthuung zu geben; und da der Herr Graf von Florida Blanca im Namen und auf Befehl Sr. Katholiſchen Majeſtät eine Deklaration dieſes Inhalts unterzeichnet hat, wodurch beſagte Se. Majeſtät ſich gleichfalls verbindlich machen, die weggenommenen Schiffe vollkommen zurückzugeben, und die darin intereſſirten Parteien für ihren erlittenen Verluſt zu entſchädigen: ſo nimmt der Unterzeichnete, außerordentlicher und bevollmächtigter Ambaſſadeur Sr. Großbritanniſchen Majeſtät bei dem Katholiſchen Könige, kraft der hierzu benöthigten ausdrücklichen Vollmacht, die beſagte Erklärung im Namen des Königs an, und erklärt, daß Se. Majeſtät dieſe Deklaration, nebſt der Erfüllung der darin enthaltenen Zuſagen, als eine vollkommene und gänzliche Genugthuung für die Beleidigung, worüber Se. Majeſtät Klage geführt haben, anſehen werden.

Der Unterzeichnete deklarirt zugleich, es müſſe verſtanden werden, daß weder die vom Herrn Grafen von Florida Blanca unterſchriebene Deklaration, noch die gegenwärtige Annahme derſelben durch den Unterzeichneten im Namen des Königs, den Rechten, wodurch Se. Majeſtät auf irgend eine von Ihren Unterthanen bereits angelegte oder künftig anzulegende Niederlaſſung Anſpruch machen dürften, Abbruch thun oder ſie ausſchließen können.

Urkund deſſen, habe ich dieſe Gegenerklärung unterzeichnet und mit meines Wappens Inſiegel beſiegelt.

Madrid, den 24. Julius 1790.

(L. S.) Unterzeichnet:
Alleyne Fitzherbert.

Durch dieſe Erklärung, die für die Ehre des beleidigten Monarchen ſo genugthuend war, in der Hauptſache hingegen ſo wenig entſchied, hatte Spanien augenſcheinlich nur Zeit gewonnen. Allein eben ſo unbezweifelt hatte das engliſche Cabinet mit gutem Vorbedacht dieſe Trennung des Ehrpunkts von der Rechtsfrage eingeleitet, um gleichfalls die Unterhandlung in die Länge ziehen zu können, ohne ſich das Geringſte zu vergeben. Wenn es das Staatsintereſſe forderte, den Krieg zu vermeiden, ſo heiſchte die politiſche Klugheit, daß es mit guter Art geſchähe, ohne Blößen zu geben und ſich errathen zu laſſen. Beide Höfe hatten ſich ihre Anſprüche und Rechte vorbehalten; beide ſchienen geneigt, ihren Unterthanen den Weg nach Nutkaſund offen zu halten; und dieſe gegenſeitigen Prätenſionen, die von einem Augenblick zum andern neue Auftritte von derſelben beleidigenden Art, wie der vorige, veranlaſſen konnten, ſetzten die dringende Nothwendigkeit einer weiteren Negociation, die allem Zwiſt ein Ende machte, in das helleſte Licht. Die Treuloſigkeit der Politik nöthigte indeß beide Theile, während der Unterhandlungen ihre Kriegsrüſtungen fortzuſetzen und aufs äußerſte zu treiben; weil, trotz allen üblichen Proteſtationen, einer dem Andern nicht ſo viel Ehrfurcht für die Vernunft, und ſo viel Gerechtigkeitsliebe zutrauete, daß die Macht der Gründe hinreichend ſein könnte, ihn in ſeinen Entſchlüſſen zu leiten. Spanien, als der ſchwächere Theil, der jetzt ſchon die Schwierigkeit fühlte, bei dem zerrütteten Zuſtande ſeiner Finanzen einen Krieg gegen das durch Eintracht allvermögende England zu führen, ſah ſich genöthigt, ſeine Zuflucht zu der Verbindung mit Frankreich zu nehmen, und hatte das unverhoffte Glück, ſie durch die National-Verſammlung erneuert zu ſehen. Mirabeau bewog dieſe, für jedes enthuſiaſtiſche Gefühl ſo reitzbare Verſammlung, an einem Hofe, der ſeinen Grimm und ſeine Geringſchätzung gegen ſie nicht hatte verbergen können, dadurch die edelſte Rache zu nehmen, daß ſie den Familienpakt in einem für Spanien kritiſchen Augenblicke beſtätigte.

§. 31. Convention zwiſchen England und Spanien.

Der franzöſiſchen Unterſtützung ſicher, ſtimmte man ſich in Spanien wieder zu dem ſtolzen Tone hinauf, den die Republik der europäiſchen Fürſten von jeher ſo unerträglich gefunden hat, und hüllte ſich in das Dunkel ſeiner unerwieſenen und unerweislichen Rechte. Von der andern Seite trieb man auch in England die Spiegelfechterei der Allianzen; und die holländiſche Hülfsflotte vereinigte ſich wirklich mit der brittiſchen, zum Aerger aller Seemänner von altem Schrot und Korn, die ohne fremden Beiſtand immer beſſer mit dem Feinde fertig zu werden hofften. Wie furchtbar auch vor Kurzem noch dergleichen Verſchwörungen der Mächte gegen einander, der Ruhe von Europa geweſen ſind, ſo ſcheinen ſie doch jetzt dieſe Ruhe vielmehr zu ſichern und zur ſchnelleren Zertheilung der Gewitter am politiſchen Horizonte beizutragen. Da auf beiden Seiten jede einzelne Stimmung unfehlbar für den Frieden iſt, ſo darf man ſich nicht wundern, daß der geſammte Wille Aller endlich ohne Schwertſchlag das Phänomen des Friedens hervorbringt. Der Eigenſinn der urſprünglich ſtreitenden Parteien wird durch die Mehrheit auf beiden Seiten beſtürmt und zu gewiſſen Conceſſionen herabgeſtimmt. Ohne durchſetzen zu können, was man wünſchte, erreicht man doch den wichtigen Endzweck, den Gegner ebenfalls in ſeinen Entwürfen zu ſtören, und ſchmeichelt ſich, in der erſehnten Ruhe des Friedens den künftig zu erhaſchenden Vortheil aus weiter Ferne leiſer und unvermerkter vorbereiten zu können. So ward denn auch jetzt zwiſchen Spanien und England eine Uebereinkunft getroffen, die zwar für den gegenwärtigen Augenblick den Abſichten der handelführenden Inſel angemeſſen war, durch ihre Unbeſtimmtheit aber den Weg zu künftigen Streitigkeiten, Rüſtungen, Unterhandlungen und Friedenstraktaten offen ließ.

Convention zwiſchen Sr. Großbritanniſchen und Sr. Katholiſchen Majeſtät, unterſchrieben im Escurial, den 28. October 1790.

„Da Se. Britänniſche und Katholiſche Majeſtät geneigt ſind, durch einen dauerhaften Vergleich die neulich zwiſchen beiden Kronen entſtandenen Streitigkeiten ſchnell zu endigen, ſo halten ſie für das beſte Mittel zur Erreichung dieſes heilſamen End-

zwecks eine freundſchaftliche Uebereinkunft, welche alle fernere Erörterung der Rechte und Anſprüche beider Parteien bei Seite ſetzt, und ihre gegenſeitige Lage für die Zukunft auf einem, Ihrem wahren Intereſſe und dem gemeinſchaftlichen Verlangen Ihrer Majeſtäten, unter Sich überhaupt und an allen Orten die vollkommenſte Freundſchaft, Uebereinſtimmung und gutes Einverſtändniß zu ſtiften, gemäßen Grunde zu befeſtigen. Zu dem Ende haben Sie zu Ihren Bevollmächtigten ernannt und beſtellt, nämlich von Seiten Sr. Britanniſchen Majeſtät den Herrn Alleyne Fitzherbert, Mitglied des geheimen Raths Sr. gedachten Majeſtät von Großbritannien und Irland, und bevollmächtigten Ambaſſadeur bei Sr. Katholiſchen Majeſtät; und von Seiten Sr. Katholiſchen Majeſtät Don Joſeph Monino Grafen von Florida Blanca, Großkreuz des Königl. Spaniſchen Ordens Karls III., Staatsrath Sr. gedachten Majeſtät und Ihren erſten Staatsſekretair, welche nach vorheriger Mittheilung ihrer reſpectiven Vollmachten über folgende Artikel übereingekommen ſind:

1) Es iſt verabredet worden, daß die Gebäude und Ländereien auf der Nordweſtküſte von Amerika, auf dem feſten Lande oder auf den an dieſem feſten Lande gelegenen Inſeln, aus deren Beſitz die Unterthanen Sr. Britanniſchen Majeſtät im April 1789 durch einen Spaniſchen Officier geſetzt worden ſind, beſagten Brittiſchen Unterthanen wiedergegeben werden ſollen.

2) Ueberdieß ſoll eine billige Entſchädigung nach Maßgabe der Umſtände für alle gewaltſame und feindſelige Handlungen gegeben werden, die nach dem Aprilmonat 1789 durch die Unterthanen einer der contrahirenden Parteien gegen die der andern begangen worden ſind; und falls nach beſagtem Zeitpunkte einige der reſpektiven Unterthanen gewaltſamer Weiſe aus dem Beſitz ihrer Länder, Gebäude, Schiffe, Waaren oder andern Eigenthums, was es auch ſei, auf beſagtem feſten Lande oder in den Gewäſſern und anliegenden Inſeln geſetzt worden ſind, ſollen ſie wieder in den Beſitz geſetzt, oder es ſoll ihnen eine billige Vergütung für den erlittenen Verluſt gegeben werden.

3) Um die Bande der Freundſchaft noch enger zu knüpfen und in Zukunft eine vollkommene Harmonie und ein gutes Einverſtändniß zwiſchen beiden contrahirenden Parteien zu erhalten, iſt verabredet worden, daß die beiderſeitigen Unterthanen nicht beunruhigt noch beläſtigt werden ſollen, wenn ſie im ſtillen Ocean oder in den ſüdlichen Meeren ſchiffen oder Fiſcherei trei-

ben, oder auf den Küſten, welche dieſe Meere umgeben, an Orten landen, die noch nicht in Beſitz genommen ſind, um daſelbſt mit den Landeseingebornen zu handeln, oder Niederlaſſungen anzulegen, welches Alles jedoch den in den drei folgenden Artikeln ſpecificirten Einſchränkungen und Bedingniſſen unterworfen ſein ſoll.

4) Se. Großbritanniſche Majeſtät macht ſich verbindlich, die wirkſamſten Maßregeln anzuwenden, daß die Schifffahrt und Fiſcherei von Dero Unterthanen im ſtillen Ocean oder in den ſüdlichen Meeren kein Vorwand eines unerlaubten Handels mit den Spaniſchen Niederlaſſungen werde; und in dieſer Abſicht iſt überdieß ausdrücklich bedungen, daß die Brittiſchen Unterthanen in beſagten Meeren in einer Entfernung von 10 Seemeilen an den von Spanien bereits occupirten Küſten nirgends ſchiffen, noch Fiſcherei treiben ſollen.

5) Auch iſt verabredet worden, daß ſowohl an Oertern, die den Brittiſchen Unterthanen vermöge des erſten Artikels wiedergegeben werden, als in allen andern Theilen der nordweſtlichen Küſte von Nordamerika, oder in den daran liegenden Inſeln, welche nördlich der beſagten bereits von den Spaniern occupirten Küſte liegen, allenthalben, wo die Unterthanen der einen von beiden Mächten ſeit dem April 1789 Etabliſſements angelegt haben oder in Zukunft anlegen werden, die Unterthanen der andern freien Zutritt haben, und Handel ohne Beunruhigung und Beläſtigung ſollen treiben können.

6) Es iſt auch noch, in Beziehung ſowohl auf die öſtlichen als auf die weſtlichen Küſten von Südamerika und die anliegenden Inſeln, verabredet worden, daß die reſpektiven Unterthanen in Zukunft keine Niederlaſſung in den Theilen dieſer im Süden deſſelben Welttheils gelegenen Küſten und den anliegenden Inſeln, die von den Spaniern bereits beſetzt ſind, anlegen ſollen, wobei jedoch zu verſtehen iſt, daß beſagte reſpektive Unterthanen die Befugniß erhalten ſollen, auf den alſo gelegenen Küſten und Inſeln wegen der Bequemlichkeit ihrer Fiſcherei zu landen und daſelbſt Hütten und andere Gebäude auf eine Zeitlang, die blos zu dieſer Abſicht dienen, zu bauen.

7) In allen Fällen, wenn Klagen entſtänden, oder Eingriffe in die Artikel gegenwärtiger Convention gethan würden, ſollen die Officiere beider Theile, ohne ſich vorläufig eine Gewaltthätigkeit oder Thätlichkeit zu erlauben, gehalten ſein, ihren re-

ſpektiven Höfen einen genauen Bericht von der Sache und allen dabei vorgefallenen Umſtänden abzuſtatten, da man denn die Zwiſtigkeiten in der Güte beilegen wird.

8) Gegenwärtige Convention ſoll in Zeit von ſechs Wochen, vom Tage der Unterzeichnung an zu rechnen, oder noch eher, wenn es ſein kann, ratificirt und beſtätigt werden.

Gegeben im Pallaſt zu St. Lorenz, den 28. October 1790.

Alleyne Fitzherbert.

Der Graf von Florida Blanca."

Aus den Buchſtaben ſowohl als aus dem Geiſte dieſer Convention erhellet klar, daß darin die Rechtsanſprüche beider paciscirenden Theile blos deswegen nicht erwähnt werden konnten, weil man darüber während der Unterhandlung zu keiner Uebereinkunft gelangte. Spanien konnte nie dahin vermocht werden, frei und offen die Frivolität ſeiner Anſprüche auf die nordwärts vom 40. Grad der Breite gelegenen Theile der Nordweſtküſte von Amerika einzugeſtehen und der brittiſchen Nation ein auf Drake's und Cook's Entdeckungen gegründetes Prioritätsrecht einzuräumen; beide Höfe wollten noch nicht der Vernunft und den Rechten der Menſchheit Gehör geben, und freimüthig bekennen, daß die Entdeckung eines ſchon von freien Menſchen bewohnten, und dieſen zugehörigen Landes unmöglich ein Recht auf den Beſitz deſſelben geben kann. Die Vorwürfe, die in England dem Miniſter Pitt über die Abſchließung eines ſo unbeſtimmten Traktates von ſeinen Gegnern gemacht wurden, ſcheinen indeß ſo übertrieben als unverdient zu ſein. Für einen Handel, der eben erſt im Aufkeimen war, und von dem man noch erwarten muß, bis auf welche Stufe der Wichtigkeit er ſteigen kann, hatte das Cabinet hinlänglich geſorgt, wenn es den brittiſchen Unterthanen die freie Schifffahrt nach den unbeſetzten und zum Theil noch unbekannten Häfen der amerikaniſchen Nordweſtküſte einſtweilen ſicherte; es wäre ſogar unüberlegt geweſen, jetzt dieſe Unterhandlung zu verzögern, und auf nähere Beſtimmungen zu dringen, da ſich eben eine für England weit wichtigere Handelsausſicht im Orient zeigte, wenn es die Pforte gegen Rußland mit ungetheilter Kraft in Schutz nehmen wollte. Selbſt der in Indien gegen den Sultan von Maiſore ausgebrochene Krieg rechtfertigte die Beſchleunigung des Friedensſchluſſes mit Spanien. Allein eine Uebereilung, die keine politiſche Rückſicht verzeihlich machen

kann, eine Uebereilung, die im Charakter des Miniſters liegt, und von ſeiner geringen Achtung für ſeine Mitbürger ein böſes Zeugniß gibt, iſt die gänzliche Vernachläſſigung der unglücklichen Opfer der ſpaniſchen Anmaßung, nämlich der Officiere und Mannſchaften, die man von Nutka nach Mexico ſchleppte, um ſie dort länger als ein Jahr in allem Ungemach der Gefangenſchaft ſchmachten zu laſſen. Es war ſchon ein Verſehen, daß ihre Befreiung nicht in der erſten Deklaration ausdrücklich ausbedungen ward; daß aber auch die Convention mit keiner Sylbe ihres Schickſals erwähnt, ſcheint dem Geiſte der brittiſchen Verfaſſung ins Angeſicht zu trotzen. Wenn das Eigenthum der beeinträchtigten Kaufleute, welches auf 600,000 Piaſter angeſchlagen wird, zu einer Kriegsrüſtung berechtigte, die nicht weniger als 3,133,000 Pfund Sterling (mehr als zwanzig Millionen Thaler) gekoſtet hat; war dann nicht die perſönliche Freiheit von vierzig oder fünfzig brittiſchen Unterthanen ſo viel werth, daß man ein Wort darüber fallen ließ? Man wird den deſpotiſch geſinnten Financier in England fragen, ob er es wagt, die Freiheit eines Engländers auf ihren Werth an Gelde zu reduciren, und wie viel ſeines Bedünkens die Stunde Freiheit gilt? Die Schande dieſer Vernachläſſigung iſt deſto unauslöſchlicher, da jene Unglücklichen nicht als Kriegsgefangene behandelt, ſondern gefeſſelt, geſchlagen mit ſchmählichen Todesſtrafen bedrohet, zu Schanzarbeiten gezwungen, und in dem Falle des bedauernswürdigen Colnett, bis zum Wahnſinn getrieben worden ſind.

I.

Wichtigkeit des nordamerikaniſchen Pelzhandels, mit Hinſicht auf die geographiſche Lage der nördlichſten Theile von jenem feſten Lande.

§. 31. Bisheriger Ertrag des neuen Pelzhandels.

Der Gegenſtand, womit wir uns hier beſchäftigen, hat das Vorzügliche, daß, wenn er gleich mit der Politik in einem en-

gen Verhältniſſe ſteht, dennoch ihr kleinlicher Wirkungskreis ihn nicht erſchöpft; ſondern daß ſeine Beziehungen für den Philoſophen und Menſchenforſcher, der über den gegenwärtigen Augenblick hinaus in eine unabſehbare Zukunft blickt, einen Werth haben und ihm eine erfreuliche Ausſicht gewähren. Der Hader ehrgeitziger Fürſten, und die Verwegenheit gewinnſüchtiger Kaufleute ſind nur die blinden Werkzeuge, womit der Künſtler einer höheren Ordnung, der Schöpfer des Menſchenglücks, und der Pflegevater menſchlicher Weisheit, ſein großes göttliches Werk vollführt. Es hieße an der Erhabenheit des Gedankens, den ich hier nur berühre, mich wirklich verſündigen, wenn ich ihn ſchon jetzt auf ein im Keime liegendes Gebilde menſchlicher Betriebſamkeit anwenden, aus deſſen muthmaßlichen, künftigen Erſcheinungen völlig entwickeln und den großen Eindruck einer heiligen dunkeln Ahnung durch teleologiſches Lallen ſchwächen wollte. Aber die nächſten Glieder der Kette aufzuſuchen, wodurch auch dieſe neue Entwickelung menſchlicher Kräfte mit den Schickſalen und der Geſchichte unſerer Gattung zuſammen hängt; wahrzunehmen, wie der neue Handelsverkehr zwiſchen entfernten Welttheilen unſerer Thätigkeit eine von der jetzigen verſchiedene Richtung geben kann; und ſo die Aufmerkſamkeit auf einen Gegenſtand zu lenken, der vermittelſt ſeiner Beziehungen ihrer würdig zu ſein ſcheint: dies könnte vielleicht zur Ergänzung des kurzen hiſtoriſchen Ueberblicks, der uns bisher beſchäftigt hat, auf die Benutzung der folgenden Reiſebeſchreibungen zweckmäßig vorbereiten. Um hierin mit Ordnung zu Werke zu gehen, müſſen wir zuerſt den bisherigen Ertrag des neuen Pelzhandels zum Grunde legen, dann die künftige Erweiterung deſſelben in Betrachtung ziehen, und endlich die Beſchaffenheit des Inneren von Nordamerika, ſo weit ſie jetzt bekannt iſt, zu Hülfe nehmen, um daraus zu ergründen, in wie fern ſie dem Handel mit China eine neue Wendung geben könne oder nicht.

Wenn man die Wichtigkeit des Pelzhandels lediglich nach dem Abſatze berechnen wollte, den die verſchiedenen in China angekommenen Schiffe gefunden haben, ſo würde dieſer Zweig der engliſchen Betriebſamkeit eben keinen weſentlichen Vortheil verſprechen. In der That haben die Seeotterfelle, die in den Jahren 1786, 1787 und 1788 nach Kanton gebracht worden ſind, den Kaufleuten nicht viel über 250,000 ſpaniſche Thaler eingetragen, wovon ihre Koſten noch abgerechnet werden müſſen. Die

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6″

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

folgende Tabelle, die ich nach den beſten Angaben*) verfertigt habe, wird dies noch deutlicher machen.

Jahr.	Schiffs-Name.	Woher.	Felle.	Preis in Spaniſchen Thalern.
1786	Capitain Hanna, Seeotter	China	560	. 20,040
1787	Bouſſole, Aſtrolabe	Frankreich	600	. 9,000
—	Capitain Cook, Experiment	Bombay	604	. 24,000
—	König Georg, Königin Charlotte	London	2552, 434 junge, 34 Füchſe.	. 50,000
—	— —	—	übriges Pelzwerk	. 4,857
—	Seeotter	China	100, nebſt Fetzen 300	. 800
—	Nutka	Bengalen	350	. 14,000
—	Kaiſer. Adler	Oſtende	700	. 29,000
1787	Felice	China	750	. 38,000
—	Prinz von Wales, Princeß Royal	London	1959	. 56,000

In Allem Seeotterfelle 8,175. ſp. Thlr. 252,897

Im Durchſchnitte wurden folglich alle dieſe Seeotterfelle das Stück noch nicht zu 31 ſpaniſchen Thalern oder harten Piaſtern verkauft. Dieſer geringe Preis hatte aber ſeinen Grund in den Einſchränkungen, wodurch die Beamten der Engliſch-Oſtindiſchen Compagnie den neuen Handel abſichtlich erſchwerten; denn zu eben der Zeit, da die Capitaine Portlock und Dixon ihre 2552 Seeotterfelle für 50,000 ſpaniſche Thaler verkauften, (welches noch nicht 20 Thaler für das Stück beträgt) boten die

*) S. Hr. Cox in Dalrymple's Furtrade p. 27. — Meares, answer to Dixon's remarks p. 20 etc.

Chineſen, nach dem übereinſtimmenden Zeugniſſe der Capitaine Meares und Portlock, für die beſten Felle 80 bis 90 Thaler; und im Jahr 1788 wurden Herrn Colnett für einige der ſchönſten Felle 150 ſpaniſche Thaler das Stück geboten, ob er ſich gleich gezwungen ſah, ſeine ganze Ladung bei Strafe der Confiscation den Supracarguen der Compagnie für einen Preis zu überlaſſen, der dem Eigenthümer nicht mehr als 27 Thaler für das Stück einbrachte. Doch nicht allein die dem wahren, freien Geiſte des Handels ſo verderblichen ausſchließenden Privilegien der Oſtindiſchen Compagnie, ſondern auch die Erpreſſungen, welche ſich die chineſiſche Politik gegen die europäiſchen Kaufleute in ihren Häfen erlaubt, mußten es bisher verhindern, daß ſie den wahren Marktpreis für ihre Rauchwerke nicht erhalten konnten. Auch China unterſcheidet ſich nicht von anderen Deſpotien; die nämlichen Gebrechen fließen überall aus denſelben Urſachen, und Monopolien feſſeln auch den inneren Handel dieſes ungeheuren Reiches. Es iſt der Mühe werth, im Vorübergehen einen Blick auf die jetzige Verfaſſung des chineſiſchen Handels zu werfen.

§. 32. Etwas von dem Handel in Kanton.

Seit geraumer Zeit verlautet es, daß der Handel, den die Ruſſen ehemals zu Kiachta an der Grenze von Sibirien mit den Chineſen führten, durch die zwiſchen beiden Reichen fortdauernden Mißhelligkeiten gänzlich abgebrochen iſt und darnieder liegt. Es gehörte daher zu den Entwürfen, die der Staatsklugheit der jetzigen Kaiſerin und ihrem umfaſſenden Blicke vollkommen angemeſſen waren, die Entdeckung der unbekannten Theile von Nordweſt-Amerika mit der Errichtung eines ruſſiſchen Seehandels nach China zu vereinigen, und hier auf einem kürzeren Wege als zuvor den Pelzhandel auch ihren Unterthanen zu eröffnen. Von Kamtſchatka, ohne den Transport nach Ochotsk zu rechnen, führte man ſonſt die Seeotterfelle 600 deutſche Meilen weit zu Lande bis an die chineſiſche Grenze, wo der chineſiſche Kaufmann in der Mitte dieſes Jahrhunderts das Stück mit 60 bis 80 Rubeln bezahlte. Noch mehr als 200 deutſche Meilen hatte er dann mit ſeiner eingekauften Waare bis Peking zurückzulegen; und da dieſer ganze Transport ebenfalls zu Lande, über unwegſame Wüſteneien und beeiſte Gebirge geſchehen muß, ſo läßt ſich denken, wie ſehr er den Werth des Pelzwerkes erhöhet.

Deſſen ungeachtet kaufen die Japaner, wie man uns verſichert, es wieder von den chineſiſchen Kaufleuten, und laſſen ſich durch die ungeheuren Preiſe nicht abſchrecken, welche nothwendig entſtehen müſſen, wo die Waare durch ſo viele Hände geht. Wie viel kürzer wäre es nicht, wenn Fahrzeuge entweder von Ochotsk oder vom St. Peter- und St. Pauls-Hafen in Kamtſchatka, oder künftig von einem ruſſiſchen Pflanzort im Cooksfluß unmittelbar, in 14 Tagen oder drei Wochen nach der japaniſchen Küſte, und in Zeit von ſechs Wochen oder zwei Monaten nach China gingen und die amerikaniſchen Pelze aus der erſten Hand verkauften? Mir ward unter dem 11. März 1791 aus London geſchrieben: man trüge ſich daſelbſt mit einer Nachricht, daß bereits ruſſiſche Schiffe von den ſibiriſchen Oſtküſten nach China gekommen wären und mit den Chineſen eine Uebereinkunft wegen ihres künftigen Handels getroffen hätten. Ob dieſe Nachricht gegründet ſei oder nicht, wird ſich in Kurzem beſtimmen laſſen. Es erhellet aus den näheren Daten zur Geſchichte des ruſſiſch-chineſiſchen Handels in Kiachta*), daß daſelbſt im Durchſchnitt ein Waarentauſch von vier Millionen Rubeln an Werth Statt zu finden pflegte, wovon, nach einem Durchſchnitt von den Jahren 1775, 1776 und 1777, die aus Hudſonsbai und Canada über England eingeführten Pelzwerke allein gegen eine halbe Million Rubel jährlich, betrugen. Mit Wahrſcheinlichkeit läßt ſich folglich annehmen, daß die aus Sibirien und Kamtſchatka dorthin gebrachte Rauchwaare noch einmal ſo viel, oder eine Million Rubel gelten mußte; und nicht minder wahrſcheinlich iſt es, daß dieſe Summe einen verhältnißmäßig ungleich ſtärkeren Gewinn abwerfen würde, wenn der Handel zur See zu Stande käme, und die ruſſiſchen Kaufleute die ungeheuren Transportkoſten erſparen könnten. Die Vortheile, die für den Staat daraus erwachſen, wenn die Beſchiffung der öſtlichen Meere ihm eine Schule vortrefflicher Seeleute wird, und der Handel nach Indien ſowohl als nach den im künftigen Jahrhundert ſicherlich unabhängigen Staaten von Peru, Chili und Mexico offen ſteht, will ich hier nicht weiter erwähnen.

Von einer Möglichkeit, welche Rußland nur in der Ferne ſah, wenden wir uns jetzt zu dem unermeßlichen Umfange des

*) S. Coxe, die neuen Entdeckungen der Ruſſen zwiſchen Aſien und Amerika. Frankfurt, 1783. 8. S. 380 u. f.

Handels, den England wirklich nach China treibt, und noch zum völligen Alleinhandel zu erweitern bemühet iſt. Alle übrige europäiſche Nationen müſſen den Engländern in China ſo weit nachſtehen, daß ihr Handel gegen den Engliſchen nur ein Tropfen gegen das Meer zu ſein ſcheint.

Im Jahre 1789 lagen folgende fremde Schiffe in Bocca Tigris, oder dem Fluſſe von Kanton:

Engliſche aus Europa	21
— — — Bombay, und wieder dahin zurückbeſtimmt	24
— — — — und nach Surat	3
— — — — und Madras nach Bombay	1
— — — — und nach Pegu und Bengalen	1
— — — — und nach Bengalen	1
— — — — nach Bengalen und Bombay	1
— — — — nach Madras und Bombay	1
— — — Madras, nach Bombay	1
— — — Bengalen und von der Malaiküſte:	
nach Bengalen	3
nach Bombay	1
— — — Bengalen und von Batavia nach Bengalen	1
— — — China, nach der Nordweſtküſte von Amerika	2
Summa der Engl. Schiffe	61

Dagegen:

Holländiſche Schiffe	5
Franzöſiſches —	1
Däniſches —	1
Portugieſiſche —	3
Amerikaniſche —	15
Zuſammen 25 Schiffe von andern Nationen.	

Dabei muß bemerkt werden, daß die 21 engliſchen Schiffe aus Europa von der größten Gattung ſind, die zu Kauffahrern nur gebraucht werden, da hingegen die amerikaniſchen Abentheurer mehrentheils nur in kleinen Fahrzeugen auf ihre Handelsunternehmungen ausgehen. Allein geſetzt auch, daß die Schiffe von gleicher Größe wären, ſo übertrifft dennoch der engliſche Handel den ganzen auswärtigen Handel von China um weit mehr als die Hälfte. Auch ſieht man ohne mein Erinnern, daß der

Handel der Holländer, Franzoſen, Dänen und Portugieſen, verglichen mit dem, was er ſonſt geweſen iſt, täglich unbedeutender wird, und endlich ganz eingehen muß. Die Franzöſiſche Compagnie hat ſchon zu wiederholten Malen ihren Umſturz erlebt, und auch ihre letzte Organiſation hat dieſem Schickſale nicht entgehen können; die Däniſche wankt, und die Holländiſche hat ſelbſt in Holland keinen Kredit. Außer dem engliſchen Handel iſt alſo nur der amerikaniſche blühend; gleichwohl verſteht es ſich von ſelbſt, daß er die Engländer nicht vom chineſiſchen Markte verdrängen wird.

Die Engliſch-Oſtindiſche Compagnie hat ſich nur allmälig, und mit einer Handelspolitik, die dem kaufmänniſchen Geiſt Ehre macht, zu dieſer Ueberlegenheit hinaufgeſchwungen; ſie ſcheint einen weitumfaſſenden Plan auszuführen, der einſt die Europäer von dem Vorwurfe befreien wird, den man ſich kaum erwehren konnte, ihnen in ihrem verächtlichen Verhältniſſe gegen ein verächtliches orientaliſches Volk zu machen. Um in China unabhängig zu ſein, mußte die Compagnie ihre Concurrenten verdrängen. Dies geſchah, ſobald ſie ſich zum Alleinhandel der Stapelwaare von China, der Theeblätter, entſchloß. Die herabgeſetzten Zölle auf den Thee ſetzten die Compagnie in Stand, den Schleichhandel an den Küſten von England zu vernichten; und von dem Augenblick an kauften die Holländer und Franzoſen faſt gar keinen Thee mehr in China. Die Wirkung von dieſer Ausſchließung der anderen Nationen iſt in den letzten fünf Jahren ſchon ſo außerordentlich geweſen, daß man uns wohl noch eine kleine Abſchweifung erlauben wird. So lange die Oſtindiſche Compagnie nach China handelte, hat die ganze Summe aller Ausfuhrartikel, welche man aus England dorthin führte, nicht über 100,000 Pfund Sterling betragen; in den letzten fünf Jahren aber führte man jährlich allein aus Cornwall 2000 Tonnen Gewicht an Zinn, oder für 130,000 Pfund Sterling dahin aus, das Kupfer nicht zu rechnen, welches in Cornwall ſo gut und rein wie in Japan erhalten, und um geringeren Preis als das japaniſche nach China verführt werden kann, weshalb auch die Holländer letzteres nicht mehr nach China bringen*). Die engliſche Compagnie läßt das Kupfer aus Corn-

*) Die Macht der Vorurtheile hat ſich auch bei dem Zinnhandel wirkſam bewieſen. Von jeher glaubte man, und naturhiſtoriſche Compendien

wall in kleine Stangen ſchneiden, um es auch äußerlich dem japaniſchen gleich zu machen. Endlich ſcheint auch der Verfall des ruſſiſchen Handels in Kiachta den engliſchen Manufakturen einen Abſatz in China verſchafft zu haben, der ehedem nicht exiſtirte und der jetzt mit jedem Jahre wichtiger wird. Die Engländer ſchicken bereits an Wollentüchern viele tauſend Ballen jährlich nach Kanton, wo die Pelzhändler aus den nördlichen Provinzen ſie einkaufen und durch das ganze Reich verführen. Kamelotte, Chalons und allerlei gröbere wollene Zeuge finden ebenfalls einen anſehnlichen Debit. Dies zuſammengenommen vermindert die bisherige ſo verderbliche Ausfuhr der edlen Metalle, womit die Europäer ſich genöthigt ſahen, ihre Zahlungen in China zu machen. Gelingt es der engliſchen Compagnie, ſich des chineſiſchen Handels ganz zu bemächtigen, und wird der Gebrauch engliſcher Manufakturen in China ein allgemeines Bedürfniß ſeiner unzähligen Bewohner, ſo darf man dem Zeitpunkt entgegen ſehen, wo die Ausfuhr des Silbers aus Europa nach

---

ſagten es auf das Wort des Kaufmanns nach: das Zinn von Malacca ſei ungleich reiner, als das engliſche; die Chineſen könnten daher das letztere nicht brauchen, ob ſie gleich 4000 Tonnen Gewicht von Malacca und den Inſeln der Malaien theils holen, theils von den Holländern ſich zuführen ließen. Herr Unwin von der Königlichen Flotte, bewies endlich das Gegentheil, verglich das Metall von beiden Ländern, und fand das engliſche, wo nicht reiner und beſſer, doch in jedem Betracht vollkommen ſo gut, wie das Malaiiſche. Ein Pfund engliſches Zinn, zu Folie geſchlagen, konnte 35 engliſche Quadrat-Yards (die Yard von drei engliſchen Fuß) bedecken. Die Chineſen wiſſen das Silber, welches zuweilen noch dem Zinne beigemiſcht iſt, herauszuſcheiden; ihre Prieſter brauchen die aufs äußerſte dünn geſchlagene Folie, um ſie auf eine Art Cartonpapier zu kleben, welches ſie in Stückchen von der Größe einer Spielkarte in den Kramläden durch das ganze Reich verkaufen laſſen. Bei Sonnenaufgang, zu gewiſſen beſtimmten Tageszeiten, und mit eintretender Nacht machen die Chineſen ihren Götzen Verbeugungen, oder Tſchin-Tſchin, wie es in ihrer Sprache heißt, wobei ſie dieſe Papiere verbrennen und ſich nach Weſten hin verbeugen. Je andächtiger einer iſt, deſto mehr Papier verbrennt er. Zu dieſem Behufe geht alſo eine große Quantität Zinn verloren. Endlich wird auch Zinn in Menge zur Miſchung des weißen Metalls gebraucht, welches Tutenage oder Tutanego heißt, und wovon große Quantitäten nach allen Gegenden von Indien verführt werden; ingleichem zur Verfertigung des Metalls, woraus die Chineſen ihre Küchengeſchirre machen. — Herr Meares bemerkt auch den ſtarken Abſatz von Zinn nach Bengalen und Perſien. Dieſes letztere Reich bezog neuerlich ſchon engliſches Zinn aus Bombay.

China beinahe ganz aufhören muß. Der Pelzhandel kann hierzu ebenfalls das ſeinige beitragen.

Das weſentlichſte Hinderniß, welches ſich dieſer Handelserweiterung entgegenſtellt, beſteht, unſtreitig in der Kurzſichtigkeit der Chineſen in Abſicht auf ihren wahren Vortheil, und in den daraus entſpringenden vielfältigen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, denen ſich der europäiſche Kaufmann unterwerfen muß. Indeß iſt es ein merkwürdiges Faktum, daß das Privatintereſſe der Unterthanen, welches bei der Politik des Hofes in Peking ſeine Rechnung nicht findet, erſtere bereits zu einem kühnen Schritte verleitet hat. Im Jahr 1789 wagte der Hoppo, oder Vicekönig von Kanton, es nicht, in ſeinem Berichte an den Hof die wahre Anzahl der zu Kanton befindlichen europäiſchen Schiffe anzugeben. Man ſcheute ſich insbeſondere, von der über alles Verhältniß vermehrten Anzahl engliſcher Kauffahrer die Wahrheit zu bekennen, weil man befürchtete, daß der Kaiſer darüber unzufrieden werden, und von einer ſo ſtark vermehrten Anzahl fremder Schiffe Gefahr beſorgen möchte. Die Beamten zu Kanton wußten kein beſſeres Mittel zu erſinnen, um ihre eigene Furcht zu unterdrücken und ihre Gewiſſenszweifel zu beruhigen, als daß ſie der kaiſerlichen Schatzkammer die gewöhnliche Summe für die Zolleinnahme des auswärtigen Handels ablieferten, und den Ueberſchuß in ihre eigene Kaſſe ſtrichen. Der drückendſte Zwang des auswärtigen Handels liegt aber darin, daß alle kaufmänniſche Geſchäfte, von welcher Art ſie auch ſein mögen, unter der Gerichtsbarkeit eines Senats von Kaufleuten ſtehen, welcher 11 oder mehr Perſonen in ſich faßt, die den gemeinſchaftlichen Namen Hong oder Huang führen. Sobald ein Schiff nach Kanton kommt, wird einer von dieſen Kaufleuten ernannt, der alle merkantiliſche Angelegenheiten deſſelben beſorgen ſoll. Ihn nennt man den Sicherheits- oder Bürgſchafts-Kaufmann (security merchant), und von ſeiner Willkühr hängt der ganze Waarenverkauf ab; er iſt bevollmächtigt, die Ladung und ihren Abſatz ſo einzurichten, daß ſeine Privatabſicht dabei am beſten erreicht wird. Iſt es ſeinem Intereſſe gemäß, daß dieſer oder jener Artikel der Einfuhr keinen billigen Abſatz finde, ſo hütet er ſich wohl, das Beſte des fremden Kaufmanns zu befördern; er nimmt ausſchließender Weiſe Rückſicht auf ſeinen eigenen Vortheil. Der einheimiſche Käufer und der ausländiſche Verkäufer haben mit einander nicht den entfernteſten Verkehr,

ſondern dieſe ungebetene Mittelsperſon erzwingt ihre Ergebung in ſeinen Willen, dem ſie ſich, ohne eine Reviſion des Prozeſſes oder eine höhere Inſtanz hoffen zu können, unterwerfen müſſen. Augenſcheinlich kann es nie zu einem billigen Tauſche kommen, ſo lange dieſe Männer ihre Macht in Händen behalten. Die größeren und geringeren Zollbedienten pflegen ihrer Seits von den Kaufleuten des Hong die unbilligſten Abgaben zu erpreſſen, wofür ſich dieſe hernach an dem europäiſchen Handel ſchadlos halten. Alle Waaren, die in Kanton beim Zollamt angegeben werden, zahlen einen ungeheuren Zoll. Der Eigenthümer mag ſich übrigens noch ſo ſehr ſperren und weigern, den Preis für ſeine Waaren anzunehmen, den ihm der Hong-Kaufmann beſtimmt, ſo ſteht es ihm doch nicht mehr frei, ein einziges Stück davon wieder einzuſchiffen, denn alle Kaufgüter, die einmal zu Kanton gelandet worden ſind, dürfen unter keinem Vorwande wieder weggenommen werden, außer wenn ein einheimiſcher Kaufmann ſie eingehandelt hat. Dieſe tyranniſche Verordnung bedarf keines weiteren Commentars. Nicht minder drückend iſt es auch, daß man ſeit langer Zeit die Zölle in Kanton zu erhöhen angefangen hat, und damit noch fortfährt, ſo, daß ſie in einigen wenigen Jahren bis auf 50 Procent geſtiegen ſind. Die Mandarine, die nicht länger den ganzen Ertrag in die Schatzkammer zahlen, werden immer raubbegieriger, je höher er ſteigt. Der Vicekönig, der die Zollabgaben nach Willkühr auferlegt, ſcharrt ein ungeheures Vermögen zuſammen, und theilt es wieder mit den Miniſtern in Peking, damit ſeine Erpreſſungen ungeahndet bleiben. Die ſämmtlichen Schiffe zahlen überdies, nach ihrem Maaße, gleich bei ihrer Ankunft eine große Summe Geldes. Für ein jedes Schiff der Oſtindiſchen Compagnie wird zwiſchen 800 und 1200 Pfund Sterling erlegt. Die Waaren dürfen nicht anders als auf einheimiſchen Booten, vierzehn engliſche Meilen weit von Wampo, dem gewöhnlichen Ankerplatze, bis nach Kanton verfahren werden, und dieſe Einrichtung iſt eine nie verſiegende Quelle von Diebſtählen auf Koſten des Ausländers, der in ſolchen Fällen vergebens Erſtattung des Werthes, und Beſtrafung der ſchamloſen Veruntreuung fordert. Der Europäer hat zu keinem Menſchen Zutritt, außer zu dem Hong, deſſen Vortheil es iſt, wenn er am ärgſten beſtohlen wird. Kein Europäer, oder, wie die Chineſen ihn nennen, kein Fanqui, darf die Stadt betreten; und verſucht er es heimlich, ſo erhält er eine ſchwere Tracht

Schläge, und wird wieder hinaus geſchickt. Allein auch nicht einmal bei den Kaufleuten des Hong iſt der Europäer der Bezahlung ſicher, wenn er ſeine Waaren verkauft hat; denn irrig glaubte man ſonſt, dieſe Männer bürgten einer für den andern. Verſchiedene Bankerotte, wodurch eine Schuld von mehreren hunderttauſend Pfund Sterling entſtanden iſt, haben das Gegentheil bewieſen. Um ſie zu tilgen, hat die chineſiſche Verſchlagenheit die Europäer ſelbſt in Contribution geſetzt, und auf europäiſche Waaren einen neuen Zoll gelegt, der nach Abbezahlung der Schuld noch fortdauert. Zu allen dieſen Ungerechtigkeiten kommt noch, daß die Supracarguen und andere Compagnie-Beamten jährlich auf einige Monate von Kanton, oder eigentlich von Wampo, nach der portugieſiſchen Stadt Macao wandern müſſen, wo die Portugieſen ſich gegen die Engländer einen Ton und ein Benehmen erlauben, welche mit der Macht der beiden Nationen in umgekehrtem Verhältniſſe ſtehen*).

§. 33. Ausſichten zur Erweiterung des engliſchen Handels nach China.

Nach dem bisher Geſagten wird es Niemand auffallen, daß die willkührliche Gewalt, womit die Chineſen in ihren Handelsverhältniſſen gegen die Europäer verfahren, und insbeſondere die fehlerhafte Einrichtung, wodurch man ſie der Unbarmherzigkeit des Hong überläßt, auch die Vortheile des nordamerikaniſchen Pelzhandels einſchränken, und vielleicht um mehr als die Hälfte von dem wahrſcheinlichen Ertrage vermindern müſſen. Gleichwohl bleibt nach allen Erpreſſungen, nach allen niedrigen Kunſtgriffen,

*) Im Jahr 1789, als die Schiffe der Compagnie in China ankamen, und die Supracarguen alſo, wie gewöhnlich, ſich wieder nach Kanton begeben mußten, hielten ſie um die Erlaubniß dazu an, welches bloß pro forma zu geſchehen pflegt. Diesmal aber ward ſie ihnen ſchlechterdings verweigert, unter dem nichtigen Vorwande, daß ſie durch den portugieſiſchen Gouverneur von Macao darum anhalten müßten. Dieſer wollte ſich der Sache nicht annehmen, ſondern freute ſich über die Veranlaſſung, daß er dem brittiſchen Handel ein Hinderniß in den Weg legen konnte. Endlich, nach langem Aufſchub und nicht ohne Erpreſſungen, ward die Sache geſchlichtet; allein während der Zeit hatten die reichbeladenen Schiffe der Oſtindiſchen Compagnie in Bocca Tigris oder zu Wampo vor Anker gelegen, ohne die gewöhnlichen Erfriſchungen erhalten zu können. Man begreift auch überdies, daß die jährlichen Reiſen der Compagnie-Beamten von und nach Kanton, und ihre doppelte Wirthſchaft dort und in Macao, der Compagnie ungeheure Koſten verurſachen müſſen.

deren die chineſiſchen Alleinhändler ſich bedienen, ein ſo ſtarker Ueberſchuß für die Unternehmer der bisherigen Ausrüſtungen, daß ſich an der Fortſetzung dieſes Handelszweiges nach der Uebereinkunft mit Spanien keineswegs zweifeln läßt. Im Gegentheil ſcheint das Intereſſe der Oſtindiſchen Compagnie es mit ſich zu bringen, daß ſie künftig die Einfuhr des Pelzwerkes von der amerikaniſchen Nordweſtküſte nach China begünſtigen und ſogar aus allen Kräften unterſtützen muß, in ſo fern dieſelbe das beſte Mittel iſt, die Ruſſen von allen chineſiſchen Märkten zu entfernen und dadurch ihrer eignen Einfuhr von engliſchen Erzeugniſſen und Fabrikwaaren einen ſtärkeren Abſatz zu ſichern. Schon jetzt ſind die Kaufleute aus dem Norden von China mit den Wollentüchern und Zeugen, die ſie aus Kanton ziehen, ungleich beſſer als mit den ehemals aus Kiachta erhaltenen zufrieden, und reiſen gern gegen 200 Meilen durch das ganze Reich, um in Kanton ihre Theeſorten, nebſt Seidenzeugen, Elfenbein ꝛc. gegen Pelze und Tücher zu vertauſchen. Der Luxus, der insbeſondere in den nördlichen Provinzen mit den Seeotterfellen getrieben wird, geht ſo weit, daß ſie für ein Kleid von der beſten Art 1000 und mehr ſpaniſche Thaler bekommen. In den ſüdlichſten Provinzen iſt zwar dieſes Pelzwerk zu warm; man trägt es aber dennoch der Mode wegen, und wenigſtens wird der Kragen an den Kleidern damit beſetzt. Dagegen finden dort die Füchſe, Biber, Flußottern u. dgl. aus Canada und Hudſonsbai einen ſtärkeren Debit. In Korea, dieſer reichen Halbinſel, die wir ſo wenig kennen, erheiſcht das Klima Pelz und wollene Kleidung; doch blieb die letztere den Einwohnern, durch den langen Umweg aus Rußland über Kiachta und Peking, bisher zu theuer im Preiſe, ſo daß ſie ſich genöthigt ſahen, ſich mit dicken, gedruckten Baumwollenzeugen zu behelfen. Die koſtbarſten Theeſorten kommen aus dieſer Gegend, die für den Seidenbau ſchon zu kalt iſt, wenn gleich die rohe chineſiſche Seide dort zu reichen Stoffen verarbeitet wird. Die ruſſiſchen und amerikaniſchen Pelze, die engliſchen Wollentücher, das Zinn aus Cornwall, nebſt Eiſenwaaren, Zucker, Seiden- und Baumwollenzeugen führen die Chineſen auch nach Japan hinüber, und löſen daraus einen anſehnlichen Gewinn, der ihnen an Golde, feinen Theeſorten und reinem Kupfer ausbezahlt wird.

Aus dieſen Angaben erhellet bis zur vollkommenſten Ueberzeugung, daß der engliſche Handel nach China, und überhaupt

nach dem öſtlichen Aſien, nicht nur einer großen Erweiterung fähig iſt, ſondern daß auch wahrſcheinlich die Politik des engliſchen Miniſteriums und der Oſtindiſchen Compagnie dahin arbeitet, ſie allmälig zu Stande zu bringen. Es wäre nicht unmöglich, daß ſich nach und nach ein vertrauteres, aus wechſelſeitigen Handelsbedürfniſſen hergenommenes Band des Umganges zwiſchen den Engländern und den Chineſen knüpfte, wodurch wir endlich nähere, beſtimmtere Kenntniſſe von jenem noch unergründeten Phänomene der chineſiſchen Reichsverfaſſung, und zugleich einen reichlicheren Zuwachs an allerlei wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen erhalten würden. Es ließe ſich vielleicht durch eine glänzende, mit orientaliſcher Pracht zu veranſtaltende Geſandtſchaft bewirken, daß den Schiffen der engliſchen Compagnie außer Kanton auch die Häfen der nördlichen Provinzen geöffnet würden und alle jene Bedrückungen, denen die kurzſichtige Staatskunſt der Chineſen die fremden Kaufleute ausſetzt, gänzlich, und auf immer verſchwänden. Endlich könnte man, etwa vermittelſt einer Niederlaſſung auf den ſüdlichſten Kurileninſeln, den japaniſchen Handel an ſich ziehen, indem man den Einwohnern die nordamerikaniſchen Seeotterfelle zur Verſuchung und Anlockung darböte, und zugleich von dort aus Korea mit Pelzen und engliſchen Tüchern verſorgte. Dieſe Entwürfe*) beſchäftigen jetzt wirklich ſchon manche Köpfe, und ſind vielleicht der Ausführung näher als man denkt. Die Eiferſucht gegen Rußland, die ſeit einiger Zeit im engliſchen Miniſterium ſo feindſelig erwacht, ſcheint mit dieſen Erweiterungsplänen in einer genauen Verbindung zu ſtehen. Zwei Reiche, die der Ocean und der ganze dazwiſchen liegende europäiſche Norden von einander trennen, mußten ſich auf der gegenſeitigen Halbkugel begegnen, und in ihren Handelsſpeculationen kreuzen, um die Ruhe von Europa zu erſchüttern. Englands politiſche Exiſtenz, die von ſeinem Handel unzertrennlich iſt, fordert das Opfer eines jeden andern Handelsſtaats. Rußland fing an, ſich in der Reihe der Handel treibenden Seemächte zu zeigen. Aber kaum ſuchte es, ſich in ſeinen eigenen Häfen des engliſchen Alleinhandels zu erwehren; kaum hatten ſeine Heere und ſeine Flotten über die Türken durch wieder-

*) S. beſonders die Einleitung des Capitains Meares zur engliſchen Ausgabe ſeiner Reiſe, wovon ich hier alles weſentlich Brauchbare benutzt habe.

holte Siege die freie Schifffahrt auf dem ſchwarzen Meer erfochten; kaum wagte es den Schritt, von den Entdeckungen ſeiner Kauffahrer an der amerikaniſchen Küſte, wie von der Nähe von Japan und China, Gebrauch zu machen: ſo mußten von engliſchen Schiffen ſeine öſtlichen Häfen ausgekundſchaftet, die Barbaren aufgewiegelt, und endlich gar die unüberwindlichen Armaden der gebieteriſchen Inſel gegen den glücklichen und thätigen Nebenbuhler gerüſtet werden. Alleinhandel war bei den Römern nur die Folge ihrer Alleinherrſchaft; England ſchlägt einen andern Weg ein, indem es hofft, durch den Alleinhandel die Welt zu bezwingen.

§. 34. Vorgeſchlagene Cooperation der engliſchen, oſtindiſchen und der Hudſonsbai-Compagnie.

Die Monopolien der großen Handelsgeſellſchaften ſind in dem engliſchen Vergrößerungsſyſteme ſo nützliche und unentbehrliche Werkzeuge geweſen, daß ſie vielleicht ſo lange auf Koſten der Freiheit und der wahren inneren Wohlfahrt des Bürgers beſtehen werden, bis die unausbleibliche Revolution in den Finanzen die Begründung einer neuen Conſtitution mit ſich bringt. Wenn man die Wichtigkeit der Oſtindiſchen Compagnie überrechnen will, darf man ſich nur erinnern, daß ſie den ganzen aſiatiſchen Handel beinahe ausſchließlich an ſich gezogen hat und in Indien ſelbſt mehr als 15 Millionen Menſchen beherrſcht. Die Hudſonsbai-Compagnie kann ſich zwar auf keine Weiſe mit jenem mächtigen Staat im Staate meſſen; indeß hat der mehr als 100jährige Pelzhandel ſie in einem ſo außerordentlichen Grade bereichert, daß, wie man verſichert, die Actionairs jährlich 1000 vom 100 gewinnen.*) Die ſtarke Nachfrage nach Pelzwerk aller Art, die in China ſeit den Mißhelligkeiten mit den Ruſſen entſtanden iſt, hat kürzlich einen Plan zu gemeinſchaftlicher Betreibung dieſes Handelszweiges durch die beiden in dieſer Abſicht zu verbindenden Compagnien ans Licht gebracht;**) und da jene Mißhelligkeiten die Ausfuhr der Pelzwerke, ſowohl aus Canada als aus den Handelspoſten in Hudſonsbai, nach Rußland beinahe gänzlich abgeſchnitten haben, ſo ſcheint ſelbſt die Staatsklugheit die Begünſtigung einer ſolchen Maßregel von der Nation

*) S. J. R. Forſter's Geſchichte der Entdeckungen im Norden S. 437.
**) Dalrymple's ſo oft angeführter Plan.

zu fordern. Seit einiger Zeit hat die Hudſonsbai-Compagnie, anſtatt der ſelbſtſüchtigen Einſchränkung, wobei ſie immer nur auf ihren Gewinn ſah und den Abſatz einheimiſcher Manufakturen vernachläſſigte, ihren Handelsplan beträchtlich erweitert, ſo, daß ſie nicht nur mehrere Matroſen und Seeofficiere beſchäftigt, ſondern auch Eiſenwaare und grobe Wollentücher in großer Quantität zum Gebrauche der amerikaniſchen Nationen ausführt. Dieſer anſehnliche Abſatz von engliſchen Fabrikaten macht ihre Erhaltung dem Staate wichtig, zumal da ihre Nebenbuhler, die Pelzhändler in Canada, wegen der Länge ihrer Reiſe in das Innere, der vielen Trageplätze von einem Fluſſe zum andern, und der Fälle und abſchüſſigen Stellen in den Flüſſen, ſich mit jenen ſchwereren Gütern nicht beladen können, ſondern ihren Handel größtentheils mit Gewehren, mit Pulver und Blei, und mit ſtarkem Branntwein treiben. Dieſe Canadier ſind zwar noch weiter in das Innere von Amerika gedrungen, als die Pelzſammler der Hudſonsbai-Compagnie; ſie haben aber keine feſten Poſten oder Faktoreien ſo weit gegen Weſten angelegt, wie die letztere. Allein bei dem geringen Vortheil, den ihr Handel den engliſchen Tuchmanufakturen bringt, und dem entſchiedenen Nachtheil deſſelben, indem er darauf abzweckt, die Wilden durch den übermäßigen Gebrauch des Branntweins hinzurichten, verbunden mit ihren eigenen rohen Sitten, können ſie ſich keine Hoffnung machen, daß ſie das angeſuchte Privilegium eines ausſchließenden Handels auf zehn Jahre bekommen werden, zumal da die Hudſonsbai-Compagnie ſich ſchon ſo lange Zeit im wirklichen Beſitz eines ſolchen Privilegiums befindet, und da man auch bei den Canadiern beſorgen müßte, daß ſie in Verbindung mit Emigranten aus den vereinigten amerikaniſchen Staaten ſich unabhängig von England bis an den jenſeitigen Ocean hinziehen und einen unmittelbaren Handel mit China treiben könnten.

Zur Aufrechthaltung des engliſchen Pelzhandels in Amerika ſcheint alſo nur das Einverſtändniß der Oſtindiſchen mit der Hudſonsbai-Compagnie nöthig zu ſein. Anſtatt die Rauchwaare nach England zu bringen, ſie dann auf die oſtindiſchen Schiffe zu laden, zweimal über den Aequator und um das Vorgebirge der guten Hoffnung zu führen, könnte man ſie weit bequemer, ſicherer und kürzer in einen Hafen an der Nordweſtküſte von Amerika liefern, wo einige von der Oſtindiſchen Compagnie dazu beſtimmte Schiffe ſie abholen und nach China transportiren

müßten. Dieſer Transport iſt ſo beſchwerlich nicht, da die letzte Faktorei der Hudſonsbai-Compagnie, das ſogenannte Hudſons-Haus 530 engliſche Meilen von ihrem nächſten Poſten an der Hudſonsbai entfernt iſt, und höchſtens noch 800 engliſche oder keine 200 deutſche Meilen vom Nutkaſunde liegt. Herr Philip Turnor, den die Hudſonsbai Compagnie in 1778 und den folgenden Jahren als Landmeſſer in Amerika unterhielt, hat die Längen und Breiten ihrer verſchiedenen Forts und Factoreien ſehr genau beſtimmt, und nach ſeinen Beobachtungen liegt Hudſons-Haus in 53° 0′ 32″ N. Br., und in 106° 27′ 20″ W. Länge. Dieſer geſchickte Mann verſichert, nach den von den Indianern erhaltenen Berichten, der Fluß, woran dieſer Poſten liegt, bleibe eben ſo weit ober- als unterhalb derſelben ſchiffbar, und laſſe ſich ſo bequem wie die Themſe befahren, indem er auf einer Strecke von 200 engliſchen Meilen nirgends einen Fall habe, ſobald man über die abſchüſſige Stelle bei dem See Winipeg gekommen ſey. Allein die Beſchaffenheit des höheren Nordens von Amerika iſt noch zu wenig bekannt, um nicht große Wahrſcheinlichkeit übrig zu laſſen, daß die Gemeinſchaft zwiſchen Hudſonsbai und der Nordweſtküſte dort noch bequemer und leichter eingerichtet und unterhalten werden könne. Wir wollen hier kürzlich zuſammenſtellen, was ſich aus den bisherigen Entdeckungen folgern läßt.

§. 35. Muthmaßliche Lage und Beſchaffenheit der Länder im hohen Norden von Amerika.

1. Im Jahre 1770 ſchickte die Hudſonsbai-Compagnie einen jungen Mann, Namens Hearne, vom Curchill-Fort ab, um den Coppermine (Kupfergruben)-Fluß, wovon ſchon Dobbs Nachricht hatte, aufzuſuchen.*) Er fand ihn wirklich und verfolgte ihn bis an ſeinen Ausfluß in das Eismeer, der, ſeiner Meinung nach, in 72° N. Br. liegt. Die ſpäteren Beobachtungen, Tagebücher und Karten des vorhin erwähnten Philip Turnor und eines canadiſchen Pelzhändlers, Namens Peter Pond, ſcheinen zwar Herrn Dalrymple, und auf deſſen Autorität auch dem Geographen Arrowſmith, Veranlaſſung gegeben zu haben, dieſe Breite bis auf 68° herabzuſetzen; allein die Gründe zu dieſer Verbeſſerung möchten wohl noch manchem Einwurf unter-

*) Etwas mehr von dieſer Reiſe ſteht in dem Aufſatze über Cook den Entdecker.

worfen ſein. Doch dem ſei wie ihm wolle, ſo beweiſet dieſe Reiſe unwiderleglich, daß das feſte Land von Nordamerika wenigſtens bis zum 68.°, wo nicht gar bis zum 72°., hinaufgeht, und daß ſich folglich an keine ſüdlicher gelegene Durchfahrt denken läßt. Dagegen iſt es ausgemacht, daß Hearne ſich in der Angabe der Längen geirrt hat, indem Philip Turnor die Inſel im See Arathapeskow nach aſtronomiſchen Beobachtungen ſechs Grade näher an die Hudſonsbai verlegt.

2. Die Ausſagen der Indianer ſtimmen mit einer von ihnen gezeichneten Karte darin überein, daß ſie eine von Repulſebai bis an den Kupferfluß fortſtreichende Küſte andeuten. Hier iſt alſo höchſt wahrſcheinlich in 67° N. Br, eine Durchfahrt aus der Hudſonsbai in das nordiſche Eismeer. Das Eis aber, welches an den nordiſchen Küſten angetroffen wird, muß dieſe Durchfahrt unbrauchbar machen, zumal da ſie nicht in den großen Ocean, ſondern nur nach Norden führt, und die Nothwendigkeit vorausſetzt, längs dem Lande weſtwärts bis um das Eiskap und durch die Behringsſtraße die Reiſe fortzuſetzen.

3. Im Gentleman's Magazine (März 1790. S. 197) findet man einen Brief aus Quebeck vom 7. November 1789, worin die Entdeckungen des Canadiers Peter Pond erwähnt werden. Der ganze Norden von Amerika zwiſchen der Hudſonsbai und dem Cooksfluß wird von unzähligen Landſeen durchſchnitten, welche großentheils vermittelſt anſehnlicher Flüſſe an einander hangen. Ungefähr in 124° W. L. und 50° N. Br. findet man, daß die Gewäſſer eine nordweſtliche Richtung nehmen; denn in dieſer Gegend ſcheidet ein Gebirge die Flüſſe, welche oſtwärts und ſüdwärts gehen, von denen, die ihren Abfluß nach Weſten haben. Der große Arathapeskow-See liegt ſchon auf der Nordſeite des Gebirges, und aus demſelben fließt wieder ein großer Fluß, Slave-River oder der Sclavenfluß genannt, nordweſtwärts eine Strecke von einigen 100 engliſchen Meilen, bis in einen noch ungleich größern See, den Sclavenſee, der ſich zwiſchen 62° und 65° N. Br. und 125° und 135° W. L. erſtreckt. Aus dem Sclavenſee fällt ein Fluß in ſüdweſtlicher Richtung, von welchem behauptet wird, daß er ſich durch die größten Fälle in der ganzen Welt auszeichne. Peter Pond will 1787 bis an dieſe Fälle gekommen ſein, wo ihm zwei Indianer den Fluß hinaufwärts entgegenkamen, und ihm verſicherten, ſie hätten von den Schiffen an der Mündung des Fluſſes eine wol-

lene Decke erhalten, welche ſie ihm zeigten. Der Fluß konnte ſchwerlich ein andrer als der Cooksfluß ſein, welcher folglich aus dem ungeheuer großen Reſervoir des Sclavenſees entſpringt. Aus eben dieſem See geht auch ein Fluß nach Norden, welcher ungefähr in 68° 30′ N. Br. und 228° O. L. das nordiſche Eismeer erreicht. Peter Pond kehrte von jenen Fällen nach Quebeck zurück, ließ aber einen gewiſſen Mackenzie dort, dem er den Auftrag gab, bis zur Mündung des Cooksfluſſes hinunter zu reiſen und über Unalaſchka und Kamtſchatka nach England zu gehen. — Er beſchreibt die Gegend um den See Arathapeskow, oder wie er ihn nennt Arabaska, als überaus fruchtbar, und mit Waldung reichlich verſehen; die Witterung ſoll ſo milde ſein, daß er ihr vor der canadiſchen um Quebek den Vorzug gibt. Hingegen nordwärts vom Sclavenſee ſieht man keine Wälder mehr, ſondern an ihrer Statt nur ein niedriges Geſtrüpp, worin ſich eine kleine Art von wilden Büffeln mit ſehr langem Haar an den Schenkeln und Beinen, aber ohne Schwanz, in großer Anzahl aufhält.*) Zwiſchen dem See Superior und dem Sclavenſee, haben die Canadier 21 beſtimmte Handelsplätze, wo ſie mit den verſchiedenen einheimiſchen Stämmen ihren Tauſchhandel führen.

4. Wenn man das, was wir oben**) von den älteren und neueren Entdeckungen an der Nordweſtküſte vorgetragen haben, ſorgfältig erwägt und vergleicht, ſo möchte es wohl mehr als wahrſcheinlich ſein, daß Alles, was man daſelbſt zwiſchen 43° und 60° N. Br. bisher für feſtes Land angeſehen hat, aus einem großen Labyrinth von Inſeln beſteht, die ſich in mehrere größere und kleinere Gruppen theilen, und eine Vormauer vor dem wirklichen feſten Lande bilden, welches an einigen Stellen vielleicht 50 deutſche Meilen weit hinter ihnen liegen kann. Capitain Portlock erfuhr im Portlock's-Hafen von den dortigen Eingebornen, daß oſtwärts von dieſem Orte, jenſeits des Gebirges, ein großes Gewäſſer (nach ſeiner Auslegung das Meer) angetroffen werde; und Capitain Douglas fand große ſchwimmende Eiſin-

*) Dies ſind die ſogenannten kleinen Biſam-Ochſen, welche Pennant in ſeiner arktiſchen Zoologie ausführlich beſchreibt, und wovon einmal ein Gerippe am Seeufer von Sibirien gefunden ward; Bos moschatus (*Linn.* Syst. ed. Gmelin).

**) Siehe die §§. 11. 12. 15. 16. 17 19. 22. 24.

ſeln im Croß (oder Kreuz)-Sunde, nordwärts von dieſem Hafen. Dieſer Umſtand ſcheint es ſehr wahrſcheinlich zu machen, daß der noch nicht erforſchte Croß-Sund zu einer ſehr anſehnlichen Erweiterung der See, oder einem hinter dem Lande liegenden Meerbuſen führt, wo jenes hohe Eis, dergleichen man weder im Cooksfluß noch in Prinz Wilhelm's-Sund geſehen hat, ſich bilden und anhäufen kann. Durch künftige Beſchiffung dieſer Gegenden wird es ſich hoffentlich in wenigen Jahren beſtimmen laſſen, ob der Croß-Sund wirklich zu einem ſolchen Einbuſen führt, welcher dann vielleicht hinter Portlock's Hafen ſüdoſtwärts fortgeht und das ganze Land oſtwärts von den Entdeckungen der Capitaine Douglas, Duncan und Hanna, in unzählige Inſeln zertheilt. Iſt dieſes wirklich der Fall, ſo könnte ſich vielleicht die Meinung beſtätigen, daß das inländiſche Meer den weſtlichen Poſten der Hudſonsbai-Compagnie ziemlich nahe komme, und daß zum Beiſpiel von Hudſons-Haus, wohin man theils von Churchill's-, theils von Nelſon's-Fort bequem zu Waſſer auf Seen und Flüſſen fährt, dieſes weſtliche Binnenmeer kaum noch 100 deutſche Meilen entfernt ſei. Vielleicht beſtätigt ſich alsdann auch die Vermuthung des Herrn Alexander Dalrymple, daß der See de Fonte, deſſen in der apokryphiſchen Reiſebeſchreibung des Admirals dieſes Namens Erwähnung geſchieht, der große See Arathapeskow ſein könne. In dieſem Falle wäre der Fluß Arathapeskow der in jener Nachricht vorkommende Fluß Parmentiers.

5. Auf die Unterſuchungen, die man noch im Innern von Amerika ſowohl, als an der Nordweſtküſte anſtellen muß, wird die Entſcheidung ankommen, ob es rathſamer und kürzer ſei, den Weg mit den Pelzwaaren der Hudſonsbai etwa nördlich durch Cheſterfield's (oder Bowden's) Einfahrt, über den großen See Dubant und die damit in Verbindung ſtehenden Flüſſe und Seen in den 400 engliſche Meilen langen See Arathapeskow, und durch den Fluß dieſes Namens an die Küſte zu führen; oder ob man lieber von Hudſons-Haus, welches an der Südſeite der nordiſchen Gebirgskette liegt, die Gemeinſchaft mit dem weſtlichen Meere ſuchen müſſe. Beide Wege könnten meines Erachtens unter gewiſſen Umſtänden zu brauchen ſein, ſo daß die im Norden geſammelten Felle den erſtern, die dieſſeits eingetauſchten hingegen den letztern nähmen. Der bequemſte Hafen an der Nordweſtküſte, wo die Hudſonsbai-Compagnie eine be-

feſtigte Niederlaſſung anlegen müßte, um daſelbſt die Niederlage ihrer nach China beſtimmten Pelzwerke zu errichten, läßt ſich noch nicht mit einiger Gewißheit wählen, da man nicht weiß, ob der von Herrn Dalrymple dazu vorgeſchlagene Hafen Bucarelly in 55° 19′ N. Br., oder, wie Portlock lieber will, die Häfen zwiſchen 57° und 58° N. Br., nicht insgeſammt auf Inſeln liegen.

6. Iſt ſowohl der Hafen zur Niederlage und zum feſten Etabliſſement, als der Weg zum Waarentransport in Amerika beſtimmt, ſo kann ein mit Kupferblechen belegtes Schiff ohne Zweifel in Zeit von zwei Monaten den Weg von China nach der amerikaniſchen Nordweſtküſte machen. Die Zeit zur Abreiſe muß in den Junius und den Anfang des Julius fallen, wo die Stürme ſich gelegt haben, und die früheren europäiſchen Schiffe bereits zu Kanton eingetroffen ſind. Der Regel nach kann das Schiff ſeinen Weg außerhalb Formoſa nehmen, um eine geräumigere See vor ſich zu haben; ſollten ihm aber die Oſtwinde zuwider ſein, ſo iſt auch die Fahrt zwiſchen dieſer Inſel und dem feſten Lande ſicher, und hat in dieſer Jahreszeit wahrſcheinlich den Vortheil der Strömungen. Wenn nun das Schiff zu Anfange des Septembers angekommen iſt, ſo bleibt es im Hafen, bis die Aequinoktial-Stürme vorüber ſind, und nimmt während der Zeit ſeine Ladung an Bord, um im December wieder in China zu ſein, und im Januar oder Februar den Rückweg nach England antreten zu können. Wie vortheilhaft dieſe Einrichtung für beide Handelsgeſellſchaften wäre, bedarf keines Erweiſes; es fällt von ſelbſt in die Augen, daß der Transport der Pelzwerke durch die eigenen Schiffe der Oſtindiſchen Compagnie wohlfeiler ſein muß, als durch beſonders dazu ausgerüſtete Fahrzeuge, und daß dieſelbe folglich der Hudſonsbai-Geſellſchaft einen verhältnißmäßig höhern, wenn gleich eigentlich geringeren Preis für ihre Pelzwerke wird zahlen können. *)

*) Ich meine nämlich, daß die Hudſonsbai-Compagnie an einem Felle mehr gewinnt, wenn ſie zwar einen geringeren Preis dafür erhält, aber auch ungleich geringere Transportkoſten darauf verwendet hat, als wenn ſie die Felle mit großen Koſten über England nach China führte, und ſie ſich nun etwas theurer bezahlen ließe.

§. 36. Beſchluß.

In einem großen Handelsſtaate iſt jede Erweiterung des Handels eine Quelle von allgemeinem Vortheil für das ganze Land, und man könnte behaupten, daß ihre wohlthätigen Folgen ſich kaum alle überſehen und berechnen laſſen; ſo verwickelt und vielfältig ſind die Beziehungen, worin ſie mit allen Zweigen der vaterländiſchen Betriebſamkeit ſteht. In den Händen einer weniger thätigen, weniger fabricirenden Nation iſt derſelbe Handel unbedeutend, der in den Händen der Engländer zum Flor des Landes weſentlich beiträgt. Um dieſe Angel drehet ſich die engliſche Handelspolitik, vermöge deren es zu den größten Kunſtſtücken des ſpekulirenden Kaufmanns gehört, kleine Vortheile geltend zu machen. Der Verkauf der amerikaniſchen Pelzwerke in China ſteht, ſo unbedeutend er anfänglich ſcheinen mochte, in der engſten Verbindung mit den wichtigſten politiſchen Operationen. Gelingt es England, ihn ganz oder doch größtentheils an ſich zu ziehen, ſo iſt der Verkehr zwiſchen Rußland und China zu Lande auf immer zerriſſen. Der Abſatz von franzöſiſchen Wollenmanufakturen, welchen jener Verkehr veranlaßte, muß zu gleicher Zeit der Einfuhr beſſerer und in billigerem Preiſe gehaltener engliſcher Tücher und Zeuge gänzlich weichen. Der engliſche Handel nach China, der im Jahr 1789 ſchon über zweitauſend engliſche Officiere und Matroſen beſchäftigte, muß dadurch an Thätigkeit und Umfang gewinnen, und vielleicht Korea und Japan, wenigſtens mittelbar durch die Chineſen, umfaſſen. Der Abſatz engliſcher Manufakturwaaren bei den einheimiſchen Völkerſchaften in Nordamerika muß in ſteigender Progreſſion zunehmen; und indem ſich die Einfuhr auswärtiger Waaren nach China vermehrt, muß ein weſentliches Erſparniß an Silber entſtehen.

Dieſe Kette von Folgen liegt am Tage; ſelbſt daß die Bewohner der nordweſtlichen Küſten von Amerika bereits nach engliſchen Wollendecken ein lebhafteres Verlangen tragen, als vorher nach Glaskorallen, Eiſen und Spielſachen, iſt durch glaubwürdige Zeugniſſe dargethan. Die Seeotterfelle, ſo ſchön und warm ſie ſind, haben doch etwas Unbehülfliches, und allmälig gewöhnen ſich die Einwohner von Nutka und der umliegenden Gegend an die weit bequemeren Decken. Nach der Anzahl der Dörfer, die man dort beobachtet hat, läßt ſich die Menge der Küſtenbewohner zwiſchen 49° 30′ und 45″ N. Br. etwa auf

ſechzigtauſend, und die Volksmenge nordwärts von Nutka bis 61° N. Br. auf eine weit größere Anzahl ſchätzen. Dieſe Berechnung aber kann für die Wichtigkeit des Abſatzes von engliſchen Fabrikwaaren zum Maßſtabe dienen.

Daneben iſt der nordweſtamerikaniſche Handel auch durch die Menge und Verſchiedenheit ſeiner Produkte einer großen Erweiterung fähig. Das Pelzwerk und die Häute der Thiere könnten in Zukunft wohl nur den kleinſten Theil der dortigen Ausfuhr ausmachen. Unter dieſen Pelzen hat unſtreitig das Seeotterfell einen ganz entſchiedenen Vorzug. Die Chineſen, als große Kenner in Abſicht auf die Güte der Rauchwaaren, mit denen bei ihnen ein unbegrenzter Luxus getrieben wird, ſortiren die nordamerikaniſchen Seeotterfelle in ſechs verſchiedene Klaſſen, von denen die beſten mit dem längſten, glänzendſten und ſchwärzeſten Haar, in Kanton 100, und bisweilen 150, folglich in Pecking wahrſcheinlich 200 — 300 ſpaniſche Thaler und darüber gelten. Die bloßen Schwänze der Seeottern werden zu Beſetzungen ſehr geſucht und theuer bezahlt; Capitain Meares erhielt für das Stück im Durchſchnitt ſechs Thaler, und verkaufte 20 der ſchönſten an den Hoppo in Kanton, jeden zu 15 Thalern. Bisher hat man deren noch nicht viele aus Amerika mitgebracht, weil man ſie dort als ein Eigenthum der Weiber reſervirt, die ihre Kleidung damit verzieren. Die andern Pelzſorten ſind Biber, Marder, Fiſcherwieſeln, Flußottern, Hermeline, Füchſe von verſchiedenen Arten, worunter auch die ſeltenen Schwarzfüchſe gehören; ferner graue, weiße und gelbe Wölfe, Vielfraße, Murmelthiere, Waſchbären, Bären und wilde oder Bergſchafe (Capra Ammon), die man in Rußland Argali nennt, und deren Fließ vorzüglich lang und fein iſt. Hierzu kommen noch die gewöhnlichen amerikaniſchen Hirſche und die Moos- oder Elennthiere, deren Häute zu allen Lederarbeiten ſo beſonders brauchbar ſind.

Das Meer an jenen Küſten, zu deſſen Bewohnern wir die Seeotter zählen müſſen, wird in Zukunft die wichtigſten Handelsprodukte liefern. Auf lange Zeiten hin wird zwar der Seeotterfang noch ſehr ergiebig bleiben, indem die geringe Bevölkerung jener Gegenden die Vermehrung dieſer Thierart nicht merklich ſtören kann. Auch iſt auf der andern Seite eben ſo wenig zu befürchten, daß die Chineſen je zu reichlich mit dieſer Waare verſorgt werden könnten, da man nicht ohne Wahrſcheinlichkeit behauptet, daß alle ſeit dem Anfange dieſes nordweſtamerika-

niſchen Pelzhandels dahin geführten Seeotterfelle kaum für das Bedürfniß der einzigen Provinz Quantſchnu oder Kanton hinreichend ſein möchten. Die Kälte iſt auch dort, wiewohl innerhalb der Grenzen des Wendekreiſes, im Winter empfindlich genug, um einem ſo verzärtelten Volke dieſes Pelzwerk unentbehrlich zu machen, zumal da man bemerkt, daß die Chineſen mit ängſtlicher Sorge ihre Kleidung nach der Temperatur des Augenblicks verändern, und daher des Tages einigemal andere, wärmere oder kühlere Kleider, oder auch nur mehrere über einander anlegen, je nachdem die Veränderungen des Luftkreiſes dieſes Umziehen zu fordern ſcheinen. Allein geſetzt auch, daß mit der Zeit die Anzahl der Seeottern ſich merklich vermindern und zugleich die Nachfrage in China aufhören ſollte, was ſich doch kaum zuſammendenken läßt; ſo würde der Handel an der ungeheuren Menge von Robben (Phocae) oder Seehunden aller Art, den Seebären, den Seelöwen und im hohen Norden den Wallroſſen, deren Häute theils in China, theils in Europa von allgemeinem Gebrauche ſind, einen reichlichen Erſatz für jene ausgeſtrichene Rubrik finden. Noch ungleich wichtiger iſt aber der Wallfiſchfang, der an der nordweſtlichen Küſte von Amerika einen reicheren Ertrag als in den beiden Polargegenden verſpricht. Sowohl die großen ſchwarzen Wallfiſche als die Kaſchalotte, werden in jener Meeresgegend in unglaublicher Anzahl angetroffen, und liefern dort das Thranöl von vorzüglicher Güte. Capitain Meares berechnet, daß dieſe Fiſcherei in ihrer erſten Kindheit ſchon 100 Fahrzeuge, jedes mit 30 Matroſen bemannt, beſchäftigen könnte, folglich dem Staat eine Schule für 3000 Seeleute werden müßte. Nirgends kann der Seefahrer die bei ſeinem Gewerbe ſo unentbehrliche Erfahrung ſo vollſtändig und in ſo kurzer Zeit einernten, als auf jener Schifffahrt, die, im Ganzen genommen, den Vortheil hat, daß ſie nicht für gefahrvoll ausgegeben werden kann. Die Tiefe des Meeres an den mehrentheils ſteilen Küſten, und die unzähligen Ankerplätze und Häfen geſtatten den Schiffen überall eine ſichere Zuflucht; der Fiſchfang und die wilden Kräuter und Waldfrüchte liefern der Mannſchaft einen hinreichenden friſchen und geſunden Mundvorrath während ihres ganzen Aufenthalts; und ſollte ſie ja Erfriſchung bedürfen, ſo iſt die Entfernung der Sandwichinſeln ſo gering, und ihr Reichthum an Allem, was die Kräfte des Körpers wieder herſtellen und den Geiſt erheitern kann, ſo unerſchöpflich, daß ſie

gleichſam durch den Ruthenſchlag eines wohlthätigen Zauberers hervorgerufen ſcheinen, um den müden Seefahrer zu erquicken, und ihn, ſtatt der bisherigen Stürme, mit denen er im Norden kämpfte, von balſamiſchen, Geſundheit bringenden Lüften anwehen zu laſſen.

Das Pflanzenreich endlich kann ebenfalls ſeine Erzeugniſſe zur Ausbreitung eines Handels hergeben, deſſen Wichtigkeit durch alles bisher Geſagte wohl ſo gut als erwieſen iſt. Amerika bringt das wegen ſeiner wirklichen und vermeinten Heilkräfte von den Chineſen ſo ſehr geſuchte Ginſeng (Panax Ginseng Linn.) in Menge hervor. In der Gegend von Nutka iſt es ſelten; hingegen wächſt es in den nördlichen Strichen, zumal an den Ufern des Cooksfluſſes, in unerſchöpflicher Menge. Man hält es für ungleich beſſer, als das Ginſeng, welches in Canada, und überhaupt an der Oſtküſte von Amerika geſammelt wird, und es ſoll an Güte dem chineſiſchen oder tartariſchen, das man allen andern Sorten vorzieht, am nächſten kommen. Das Bauholz, welches die Wälder zwiſchen dem 40. und 60.° der Breite dort überall hervorbringen, wird von allen Seefahrern, die jene Küſten beſucht haben, einſtimmig für das vortrefflichſte und koſtbarſte in der Welt anerkannt. Die Inſeln in den verſchiedenen Häfen, Buchten und Baien ſind mit dieſen unſchätzbaren Waldungen vom Rande des Meeres bis an die Gipfel der Berge bewachſen, und es gibt keinen bündigeren Beweis von der Brauchbarkeit dieſes Holzes, als den, daß Capitain Douglas ein aus den friſch gefällten Tannen und Cedern in Nutka gezimmertes Fahrzeug mit ſich nach den Sandwichinſeln und wieder unverſehrt zurück nach Amerika führte. Die zum Schiffbau weniger tauglichen Stämme liefern Harz, Pech, Theer und Terpentin in Ueberfluß, deren Capitain Meares ſich ſchon mit dem beſten Erfolge bedient hat.

Bei dieſer Aufzählung könnten wir ſtehen bleiben; die Summe des wirklich ſchon Aufgefundenen und Benutzten wäre, wie es ſcheint, anſehnlich genug, um uns der ferneren Ausflucht in das Reich der Möglichkeiten zu überheben. Doch ohne uns zu weit über dieſe Grenze zu verirren, verdient der einheimiſche Menſchenſtamm noch einen flüchtigen Blick. Er ward unter ungleich günſtigeren Umſtänden mit den Europäern bekannt, als ſeine mexikaniſchen und peruaniſchen Verwandten oder ſelbſt die Urbewohner der Oſtküſte von Nordamerika. Man behandelte ihn

vom erſten Augenblicke an mit der Achtung, die man der Menſchheit und ihren Rechten ſchuldig iſt; man ließ ſeine Freiheit, ſein Eigenthum, ſeine Meinungen unangetaſtet, und wirkte auf ihn nur durch die Macht des Beiſpiels, und durch die Wohlthaten der überlegenen, mannbar gewordenen Vernunft. Vielleicht wird ein höchſtvernünftiger Eigennutz die künftigen Seefahrer an jener Küſte lehren, ſich die Erhaltung und ſittliche Verbeſſerung der Eingebornen angelegen ſein zu laſſen, ſie nicht durch den verderblichen Gebrauch ſtarker Getränke langſam zu vertilgen, ſondern vielmehr ihre guten Anlagen zu entwickeln, und ſie von den barbariſchen Sitten und Gewohnheiten eines verwilderten Zuſtandes allmälig zu entwöhnen. Das Gute, das in ihrem Character liegt, ſcheint dieſe Vorſorge und Pflege von ihren weiter vorgerückten Brüdern zu heiſchen. Mit Bewunderung erzählt Dalrymple, daß die Eingebornen in der Nähe des Nutkaſundes, die den Namen Ahua führen, ihrem im Jahr 1785 dem Capitain Hanna gegebenen Worte ſo treu blieben, daß ſie im Jahr 1786 Herrn Strange (der mit den Schiffen Capitain Cook und Experiment zu ihnen kam) nicht ein Seeotterfell verkaufen wollten, ſondern ihren ganzen Vorrath bis zur Wiederkehr des Capitains Hanna aufbewahrten. Ein ſolches Beiſpiel von Redlichkeit und Ehrgefühl durften auch wir nicht unbemerkt laſſen. Tauſend harte, grauſame Handlungen, wozu Leidenſchaft und Rohheit ſie verleiten, tauſend Beweiſe von ekelhafter Gleichgültigkeit gegen die conventionellen Verfeinerungen eines durch gebildete Vernunft geleiteten Gefühls, können den guten Eindruck ſo eines Zuges nicht auslöſchen, wodurch die Empfänglichkeit dieſer Menſchen erwieſen und die Ausbildung ihrer intellektuellen Kräfte in zukünftigen Generationen wahrſcheinlich wird. Ein unparteiiſcher, philoſophiſcher Reiſender hat ſchon am Ohio bemerkt, wie mitten in den Wildniſſen von Amerika die Eingebornen und die Abkömmlinge der Europäer ſich nähern, wie jene ihre Barbarei, und dieſe die Gebrechen der zu weit getriebenen Verfeinerung ablegen und beide zu einer Mittelnatur zurückkehren, aus welcher ſich durch die künftige Volksvermehrung die Verhältniſſe einer neuen Cultur entwickeln müſſen. Auf eine ähnliche Art läßt ſich der fortgeſetzte, durch beſtändige Niederlaſſungen immer vertrauter werdende Verkehr zwiſchen den Eingebornen der der Nordweſtküſte und den Pelzhändlern, als das wichtige Mittel denken, welches intellektuelle Vervollkommnung dorthin ver-

pflanzen muß. Im Charakter des dortigen Volkes, in der Beſchaffenheit ihres Wohnorts und Himmelſtrichs, in der Eigenthümlichkeit der Naturerzeugniſſe, liegt dieſe Entwickelung ganz beſchloſſen, und es iſt ein Geſchäft des gebildeten und im Ideenreichthum fortſchreitenden Menſchen, aus den Mittheilungen der Augenzeugen die Angaben zu ſammeln, die den Kreis ſeines Wiſſens über den Kreis ſeines Hierſeins hinaus, nicht nur zurück in die Vergangenheit, ſondern auch vorwärts in die Zukunft erweitern, zugleich aber auch ſeinen Verſtandeskräften eine neue Thätigkeit in jeder Richtung mittheilen, wodurch er zu ſeiner wahren Würde, ſich des Zwecks ſeines Daſeins bewußt zu ſein, hinanſteigt.

Schilderung des Nordens von Amerika.

Visam —
— Hyperboreos campos.

§. 1. Handelsbetrieb der Engländer.

Der langſame Fortſchritt des Menſchen von einem beinahe vegetirenden, zu einem bloß thieriſchen, und von dieſem endlich zum vernünftigen Leben, kann jeden unbefangenen Beobachter überzeugen, daß die Erziehung zwar auf ein Syſtem von abſtrakten Grundbegriffen zurückführen darf, daß ſie aber von Erfahrungen, die den Unterſcheidungsſinn üben, ausgehen muß, weil ohne ſie ſchlechterdings keine Abſtraktion verſtanden wird. Kraft und Wille thätig zu wirken, gehen dem Bewußtſein, wie gewirkt werden ſolle und dürfe, lange vorher; ja, damit dieſer Gang der Natur unveränderlich bleibe, erneuert ſich das Menſchengeſchlecht immer wieder um die Zeit, wo eine Generation anfängt zum vollen Gebrauch ihrer Vernunft zu gelangen. Im einzelnen Menſchen, der vom Bedürfniß zur Begierde, und von dieſer zur Leidenſchaft geleitet wird, entwickelt ſich ſtufenweiſe durch neue Erfahrungen, neuen Genuß und neuen Drang der Verhältniſſe jedes wirkſame Princip. Inſtinktmäßig gehorcht er einer Anziehung, die von ſeiner Willkür unabhängig iſt; er ſtrebt mit jugendlichem Muthe nach der Befriedigung eines heißen Triebes — und ihm bleibt zurück, was er nicht ſuchte: das Bild der Vergangenheit, das Bewußtſein des Geſchehenen, der

neuerlangte Begriff, verſchränkt mit dem Begriffe ſeines indivi-duellen Weſens. Allmälig, wie ſeine phyſiſchen Kräfte ſich vermindern, ſeine Nerven ſich härten, ſeine Sinne ſtumpfer wer-den, das Bekannte und Erprobte ihn nicht länger reizt und das Bedürfniß der Ruhe jedes andre Verlangen mäßigt oder gar unterdrückt, allmälig lebt er dann in ſich gekehrter als zuvor, mit der Entwickelung ſeiner Sittlichkeit aus ſeinem Schatze von Empfindungen, Bildern und Begriffen beſchäftigt, und eben reif zur Weisheit — wenn er kaum mehr wirken mag.

Daher gehört der Wahn, als könne jemals etwas Großes ohne einen gewiſſen leidenſchaftlichen Antrieb geſchehen, unſtreitig zu den ſchädlichſten Vorurtheilen, die der Mißverſtand tiefſinniger Wahrheiten veranlaßt hat. Vergebens fordert die Philoſophie, vergebens befiehlt der Glaube das uneigennützige Streben nach dem Guten, um des abgezogenen Begriffes willen vom Guten; diejenigen, die ihrer Wirkſamkeit dieſen Beweggrund andichteten, waren Heuchler, und die wirklich keinen anderen hatten, verſan-ken bald in unthätige Ruhe, oder verfielen auf kindiſche Spie-lereien, oder verſündigten ſich durch ihre Unerfahrenheit, ihre Einſeitigkeit und ihr Scheinwiſſen auf Jahrhunderte lang an der Menſchheit. Wahr und heilig ſteht darum dennoch das göttliche Ideal der Vollkommenheit, wie ein glänzendes Ziel in der Höhe, vor uns aufgeſteckt. Wenn es gleich durch Erfahrung bewieſen iſt, daß ſchwerlich je ein Menſch, und ſicherlich nirgends ein Volk, nach den reinen Abſtraktionen der Metaphyſik ſeine Hand-lungen abmaß oder ſeinen Willen beſtimmte, ſo vermag doch nur die tranſcendentale Regel den Werth oder Unwerth des prak-tiſchen Lebens fühlbar zu machen und zugleich den laſterhaften Abweichungen eine Schranke zu ſetzen.

Bedürfte es noch eines Beweiſes, daß die Unterwerfung des Willens Aller unter den Willen eines Einzigen oder einer ge-ringen Anzahl von Menſchen, allen Geſetzen der Natur wider-ſpricht, ſo würde das bisher Geſagte hinreichend ſein, die Ent-ſetzlichkeit ſolcher Anmaßungen darzuthun. In keiner Geſetzgebung liegt der Antrieb zum Handeln: ſie kann zwiſchen Bürger und Bürger immer nur die Wirkſamkeit des einen der Wirkſamkeit des andern zur Grenze beſtimmen; ſie befiehlt nur, wo man zu handeln aufhören ſoll, um ſich keiner Beeinträchtigung eines fremden Wollens und Willens ſchuldig zu machen. Ihr kann Nichts heiliger, nichts unverletzlicher ſein, als der freie Wille des

Bürgers, und ſeine Empfänglichkeit für Alles, was ſein freiwilliges Wirken hervorruft. Allein dieſes Heiligthum entweihet der Despotismus, der keinen Willen außer dem ſeinigen, kein Wirken außer demjenigen geſtattet, wozu er den erſten gewaltſamen Stoß verlieh. Sein Joch, ſei es bloß inkonſequente Laune oder der weit ärgere geiſttödtende Mechanismus, benimmt dem Sclaven jeden Antrieb zum Wirken, indem er ſeine Spontaneität, ſein Selbſtgefühl und ſeine Vernunft zu Boden drückt. Zwar gänzlich erlöſchen ſeine Begierden nicht: es gibt einen Spielraum, wohin das argwöhniſche Auge des Alleinherrſchers nicht dringen will oder kann; doch laßt uns ihn nicht aufdecken, dieſen ekelhaften Schauplatz der niedrigſten Leidenſchaft, zu klein für die Tugend, weil er kein Vorbild in ſich faſſen kann, und dennoch beſudelt mit jeder Unſittlichkeit, welche die geſunkene Menſchheit entehrt. Was unwiderbringlich verloren geht, iſt jenes rege Streben der Menſchen nach einem größeren Wirkungskreiſe, jene reine Gluth der edleren Leidenſchaften, Ehrgeiz und Ruhmbegierde, Sinn des Schönen, Bedürfniß des verfeinerten Genuſſes, und emſiges Bemühen, ſich die Mittel zu ihrer Befriedigung zu erwerben; dies Alles ſtirbt dahin, wo perſönliche Unſicherheit, Ungewißheit des Eigenthums, und blieben auch dieſe verſchont, die tauſendfachen Hinderniſſe, die aus vervielfältigten Verordnungen entſpringen, oder auch nur die Furcht, daß morgen der Tyrann einreißen könne, was heute ſein Vorgänger zu bauen vergönnte, jede Kraft ſchon im Keim erſticken.

Der Handel, die Quelle des Reichthums und der mit ihm und durch ihn allein im Schooße der Sicherheit aufſproſſenden, zarteren Blüthen des geſelligen Lebens, dieſer höheren Bildung und Entwickelung der edelſten Seelenkräfte und ihrer Ausgeburten — der Kunſt und Wiſſenſchaft — der Handel fordert freie ungehemmte Thätigkeit, Unverletzbarkeit der Perſon und des Eigenthums, Unpartheilichkeit der Gerichte, und um dieſe nicht der Willkür treuloſer und anmaßender Betrauten zu überlaſſen, allgemeine Publicität, ſtrenge Verantwortlichkeit, Urtheil durch unbeſoldete, dem Beklagten gleiche, von ihm anerkannte, immer nur auf kurze Zeit berufene, einſtimmige Richter.*) Wo dieſe Schutzwehr der bürgerlichen Freiheit unerſchütterlich feſt ſteht,

*) Geſchworene (Juries).

ſei denn auch in dem Räderwerke der politiſchen Maſchine mehr oder minder Zuſammenſetzung, ſei immerhin in der Organiſation der Stände, in der Stellvertretung des Volkes, in der Vertheilung der Gewalt ein Fehler, der den Keim einer künftigen Auflöſung enthält: dort wird ſich dennoch lange durch geringe Erſchütterungen das geſtörte Gleichgewicht wieder herſtellen laſſen; durch ſeine innere, nie erſchöpfte, nie gelähmte Lebenskraft wird dort der Staat in Macht, Glanz und Einfluß blühen und der Welt das Beiſpiel geben von der bewundernswerthen Anſtrengung, zu der nur freie Völker fähig ſind.

Indeß wir auf dem feſten Lande Bedenken tragen, die einfache Frage zu bejahen, ob die Freiheit — das Recht, dem Nächſten unbeſchadet zu wirken und zu wollen — nicht allen Menſchen zugeſtanden werden müſſe, wenn man ſie Einem zugeſteht, beweiſen die glücklichen Bewohner der brittiſchen Inſel mit der That, daß auf dieſem Rechte der blühende Wohlſtand ihres kleinen Reiches und jene politiſche Wichtigkeit beruhet, die es in den erſten Rang der Mächte, und dort, vielleicht ohne Widerrede, auf den oberſten Platz erhebt. Mit einer Bevölkerung, die ſich noch nicht auf 10 Millionen Menſchen beläuft, vertreibt dieſe thätige Nation jährlich für mehr als 300 Millionen Thaler an Waaren, die ſie im Lande ſelbſt fabricirt; und nach dieſer einzelnen Angabe zu rechnen, kann der ganze Umſatz des brittiſchen Aktiv- und Paſſivhandels nichts Geringeres, als eine viermal ſo große Summe betragen. Dieſer ungeheure Reichthum bewirkt das ſo bewunderte Phänomen des allgemeinen Umſchwunges, welcher dort Alles in ſeinem Wirbel mit ſich fortzureißen und Allem eine gemeinſchaftliche Bewegung mitzutheilen ſcheint; er ſetzt zugleich die Nation in Stand, die furchtbare Laſt ihrer öffentlichen Abgaben zu tragen, und in erforderlichem Falle ihre Flotten auszurüſten, um ſich die Achtung aller übrigen Seemächte zu ertrotzen. Außer ihrem weſtindiſchen Handel, der ſeit den Unruhen in Frankreich faſt ausſchließend in ihren Händen iſt, hat ihre Thätigkeit alle anderen Nationen vom chineſiſchen Markte verdrängt, in Indien ganze Königreiche unterjocht, mit den Amerikanern die im Kriege abgebrochenen Handelsverbindungen erneuert, und zwiſchen der Nordweſtküſte jenes großen Welttheils und dem Hafen Kanton den neuen Zweig des Pelzhandels in Gang zu bringen geſucht. Die Erzeugniſſe, die Fabrikate, die Metalle, die Koſtbarkeiten und die Befriedigungsmittel des üppig-

ſten Luxus ſtrömen aus allen Welttheilen und aus ihrem Innerſten, wie von ihren Küſten, in die Häfen des brittiſchen Reiches, und werden erſt von dorther in Europa bekannt. Kein Volk des Alterthums kann im Vergleich mit dieſen Kaufleuten der neueren Zeit beſtehen; der Küſtenhandel und die Karawanen der Phönicier vor 3000 Jahren ſind ſchwache Verſuche geweſen, wenn man ſie mit dem ungeheuern Waarentransport, den Fahrten von einem Pol zum andern, den kühnen Weltumſchiffungen, den mächtigen Beſitzungen in allen Gegenden der Erde, den Fiſchereien auf entfernten Meeren, den unzähligen Mitteln des Erwerbes und Zweigen der Betriebſamkeit, dem reichen Anbau, den bis zur Vollkommenheit organiſirten Fabriken, den glücklich und weislich erdachten Maſchinen, dem allgemeinen Wohlſtand, der Reinlichkeit, der ſoliden Pracht und Eleganz der Reichen, kurz mit der ganzen bewundernswürdigen Energie und Majeſtät der neuen Meereskönigin zuſammenhält.

Im Brennpunkte jenes untrüglichen Spiegels, womit die Wahrheit den Werth alles menſchlichen Thuns und Treibens prüft, ſchmilzt allerdings dieſes blendende Schauſpiel zum zweideutigen Reſultat der eigennützigſten Begierden zuſammen. Unerſättliches Verlangen nach ſinnlichem Genuß, Hoffart und Prachtliebe, Neid und Mißgunſt, Geiz und Habgier, oder ſei es auch der verzeihlichere Antrieb des ſtolzen Kraftgefühls, der Herrſchſucht und des Ehrgeizes — wie verengen oder veröden ſie mehr das menſchliche Herz! auf welchen Irrwegen leiten ſie es nicht über Verbrechen und Laſter zum Ziele! Reichthum und Ueberfluß auf dieſem Wege oft mit dem Schweiß und Blute des unverſchuldeten Dulders erkauft — was ſind ſie anders, als neue Quellen des ſittlichen Verderbens, neuer Zunder der Eitelkeit und des Eigennutzes, in deren Flammen alles Mitgefühl verſiegt? Auch kennen wir die ſchauervolle Gewißheit, daß eine unheilbare Krankheit der Staaten aus dem Uebermaße der Macht und des Genuſſes entſpringt, die nur mit ihrem Umſturz endigen kann. Doch genug! die bittre Frucht der Leidenſchaft malt auch der ſtrengſte Sittenrichter nicht mit gehäſſigeren Farben. Iſt es das Loos unſeres begrenzten Weſens, nur auf der Leiter der Empfindungen und Begierden hinanzuſteigen zum ſittlichen Bewußtſein und zur Entwickelung des Götterfunkens Vernunft; mußten uns die Begriffe von Wahrheit, Güte und Schönheit ohne den Gegenſatz des Falſchen, Böſen und Häßlichen ſtets

verborgen bleiben: ſo wird die Wahl uns dennoch leicht zwiſchen der rohen, unwiſſenden Unſittlichkeit des Müßigganges, und dieſer raſchen, durch ihre Fehltritte verbeſſerten und zur Erkenntniß führenden Betriebſamkeit, zwiſchen jener halbwachen, halbträumenden Betäubung der Deſpotien, wo keine Tugend möglich iſt, weil das erſchlaffte Gefühl ſie nicht ahnen, der träge Geiſt ſie nicht ereilen, der verarmte Verſtand ſie nicht faſſen kann, und dieſem Schauplatze des vollen, freien, geſchäftigen Lebens, wo ſie von Allen gekannt und geachtet, von Einigen im edelſten Kampf errungen und von Anderen als ein Erbe davon getragen wird.

Wer wollte noch Worte verſchwenden, um die ſonnenklare Wahrheit zu beweiſen, daß der nützlichſte Fleiß, was auch ſeine erſte Triebfeder ſei, ſich ſelbſt durch Reinheit der Sitten ſchon belohnt, indem er den größten Abſchnitt des Lebens hindurch vor jenen Anfechtungen ſichert, die der langen Weile des Müſſiggängers ſo gefährlich ſind? — Es iſt Zeit, daß wir dem eigentlichen Zwecke dieſes Aufſatzes näher kommen, und zuvor einen flüchtigen Blick auf jene gemeinnützigen Früchte des brittiſchen Handelsbetriebes werfen, auf jene wichtigen Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes in ſeiner ſchöpferiſchen Eigenſchaft, an denen man das Annähern zu einem der vernünftigen Menſchheit vorgeſteckten Ziele meſſen kann. Hier iſt der Punkt, wo thätige, Handel treibende Völker ihre gefeſſelten oder trägeren Nachbarn unendlich weit hinter ſich zurücklaſſen, wo folglich der Werth jener ſo oft verkannten Antriebe großer Leidenſchaften am deutlichſten ſichtbar wird. Auf der unterſten und auf der höchſten Stufe der moraliſchen Bildung, kann die Summe der Glückſeligkeit und des Genuſſes gleich zu ſein ſcheinen; allein dieſer Genuß und dieſe Glückſeligkeit, die vermuthlich den Thierarten eben ſo reichlich wie dem Menſchen zugemeſſen ſind, können eben deswegen nicht der letzte Zweck des denkenden Weſens ſein. Das Höchſte und Edelſte, was der Menſch beſitzt, ſeine Vernunft, iſt auch der Gegenſtand ſeiner oberſten Sorge. Welcher Vernünftige möchte nicht lieber unglücklich, als unvernünftig ſein?

§. 2. Geographiſche Fortſchritte.

Was der Handel beigetragen hat, die Maſſe des menſchlichen Wiſſens zu vermehren und durch den Tauſch localer Kennt-

niſſe das Licht der Philoſophie anzuzünden, iſt ſchon ſo allgemein bekannt, daß ich es kaum erwähnen darf. Genau läßt es ſich indeſſen keinesweges beſtimmen, wie groß der Antheil eines jeden Volkes oder einzelner ausgezeichneter Menſchen an dieſer wichtigſten Angelegenheit unſerer Gattung ſei; und hier iſt wohl am wenigſten der Ort, wo eine ſolche vergleichende Prüfung angeſtellt werden kann. Das Verdienſt der Britten um praktiſche Wiſſenſchaft iſt wenigſtens von ſo großem Umfange, daß ihnen nicht leicht ein anderes Volk im gegenwärtigen Zeitpunkt ihren Rang in dieſer Rückſicht ſtreitig machen wird. Daß Macht und Einfluß allein dieſe gemeinnützige Erſcheinung nicht hervorbringen, beweiſen jedoch die Spanier und Portugieſen, deren geringer Betriebſamkeit wir es Schuld geben müſſen, daß Braſilien, Peru und Mexico, nebſt ſo vielen anderen weitläuftigen Beſitzungen, uns kaum noch weiter als dem Namen nach bekannt ſind, indeß man vergebens nach großen Männern und merkwürdigen Epochen in der Geſchichte dieſer Nationen forſcht, denen die Wiſſenſchaft weſentliche Entdeckungen und wichtige Fortſchritte verdankte. In der That ſetzt es ſchon einen Grad der Aufklärung und Einſicht voraus, dieſe Kenntniſſe, auch nur in eigennütziger Beziehung auf Privatabſichten, einzuſammeln und wieder bekannt zu machen. Wenn aber eine thätige Nation erſt dieſen Punkt gewonnen und dieſen Grad der Einſicht wirklich erbeutet hat, alsdann läßt ſich mit Recht von ihr erwarten, daß jedes Jahr neue Entdeckungen, neue Verſuche ins Unbekannte zu dringen, und die Grenzen ihrer Geſchäftigkeit weiter hinauszurücken, mit ſich bringen werde.

Hinweggeſehen von ſo vielen theils wiſſenſchaftlichen, theils mechaniſchen Erfindungen, welche, mittelbar wenigſtens und weil alle Theile unſeres Wiſſens mit einander in der engſten Beziehung ſtehen, der kaufmänniſchen Betriebſamkeit und den durch ſie in Umlauf gebrachten Ideen ihr Daſein verdanken, hat insbeſondere die Länderkunde ſeit einiger Zeit durch die brittiſche Schifffahrt ihre Grenzen merklich erweitert. Die edelſten Unternehmungen, welche dieſes Jahrhundert auszeichnen, die bloß in wiſſenſchaftlicher Hinſicht entworfenen und mit ſo wunderähnlicher Geiſtesgröße ausgeführten Weltumſchiffungen des unſterblichen Entdeckers, James Cook, haben von einer unbekannten Hälfte des Erdbodens den Schleier hinweggeriſſen, der ſie uns verhüllte. Die Beharrlichkeit, womit er dreimal nach einander ſeine vater-

ländiſche Inſel verließ, um auf der Entdeckungsbahn weiter fortzurücken, hat ſeine Begeiſterung dem ganzen Volke mitgetheilt, und ich ſtehe nicht an zu behaupten, das Auszeichnende ſeiner Todesart hat ihr ein vollendetes Siegel aufgedrückt. Erſt von dieſem Zeitpunkt an iſt der Geiſt der Entdeckung neu erwacht; das große Muſter hatte zur Nachfolge theils ſeine eigenen Zöglinge, theils andere Seefahrer gereizt, die jetzt mit einander wetteiferten, die entfernteſten Meere zu beſchiffen, um den Beifall ihrer Nation durch neue Entdeckungen und freimüthige Mittheilung derſelben zu gewinnen. Derſelbe Enthuſiasmus ergriff auch diejenigen Mitglieder der bürgerlichen Geſellſchaft, die keinen unmittelbaren thätigen Antheil an dieſer Art der Erweiterung des menſchlichen Wiſſens nehmen konnten: ſie verbanden ſich zur Unterſtützung ſolcher kühnen Abentheurer, die es wagen wollten, in fernen Wildniſſen und unter rohen feindſeligen Horden neue Kenntniſſe einzuſammeln; ſie thaten patriotiſche Vorſchläge, wie der ernſte Zweck der wiſſenſchaftlichen Aufklärung mit der menſchenfreundlichen Vorſorge für die unglücklichſten Klaſſen unſerer Gattung gepaart, wie die für den Staat durch ihre Vergehungen verlornen Mitglieder in einer anderen Weltgegend wieder zu nützlichen und arbeitſamen Bürgern umgeſchaffen, und wie die Produkte der neuentdeckten Länder zum leichteren Unterhalte der im Joche der Knechtſchaft ſeufzenden Schwarzen in Weſtindien benutzt werden könnten. Selbſt die großen, monopoliſirenden Handlungsgeſellſchaften, fühlten jetzt, wie genau das Intereſſe der Wiſſenſchaft mit ihrem Privatvortheile verbunden iſt, oder legten wenigſtens jene Geheimnißkrämerei bei Seite, die ſie bisher bei dem Publikum nur verdächtig gemacht hatte, ohne ihnen Nutzen zu bringen. Die Oſtindiſche Compagnie beſoldete einen Geographen mit mehr als königlicher Freigebigkeit, und ließ ihm freie Hand, den ungeheuren Schatz von Karten und Tagebüchern, die ihre Schiffscapitaine in ihren Archiven niedergelegt hatten, ohne Rückhalt öffentlich bekannt zu machen. Die Hudſonsbai-Compagnie ergänzte aus ihrem Vorrathe, was dieſem talentvollen Manne an Hülfsmitteln zur genaueren Kenntniß des Nordens von Amerika noch fehlen konnte. Ueberall ſchien die Ueberzeugung von der Gemeinnützigkeit der Wiſſenſchaften in England ſo feſten Fuß zu gewinnen, daß man ſie jetzt als Zweck an ſich, nicht bloß als Mittel, cultivirte. Cox, ein wohlhabender Privatmann, war auf eigene Koſten nach den Inſeln des Südmeers

geſchifft; Duncan war von der Hudſonsbai-Compagnie zur vollſtändigeren Entdeckung der amerikaniſchen Polargegenden ausgeſchickt; die Regierung fertigte den Capitain Vancouver ab, um an der Nordweſtküſte die letzte Hand an das Entdeckungsgeſchäft zu legen; Mac Cluer den die Oſtindiſche Compagnie von Bombay aus mit zwei Schiffen nach den Pelew-Inſeln geſchickt hatte, um dem alten König Abbathulle für die an Wilſon bewieſene Gaſtfreundſchaft ihre Dankbarkeit zu bezeigen und ihm zugleich die traurige Botſchaft von ſeines Li-Bu's Tode zu hinterbringen, hatte ſich kaum dieſes Geſchäftes entledigt und ſein Tagebuch in China den nach England zurückkehrenden Oſtindienfahrern anvertrauet, als er ſchon wieder auslief, um die noch zweifelhaften Umriſſe von Neuguinea zu berichtigen; der ſo wunderbar gerettete Bligh endlich, deſſen herrliche Ladung von Brotfruchtſtämmen, die nach Jamaica beſtimmt waren, durch den Aufruhr ſeiner Mannſchaft ihre Beſtimmung verfehlte, ward eben jetzt mit zwei Schiffen (Providence und Aſſiſtant) in derſelben wohlthätigen Abſicht nach den Juſeln des ſtillen Oceans zurückgeſandt; und Edwards erhielt den Auftrag, mit der Fregatte Pandora die Aufrührer aufzuſuchen und zur verdienten Strafe zu bringen: ein Geſchäft, womit die Unterſuchung unerforſchter Meeresgegenden ſich ſchicklich vereinigen ließ.

§. 3. Mackenzie's Entdeckungen.

Wie viel die eben genannten Seefahrer zur Vollendung unſerer geographiſchen Kenntniſſe noch beitragen dürften, wird ein Zeitraum von wenigen Jahren ins Licht ſetzen. Bis jetzt iſt nur erſt von der Reiſe des Herrn Cox eine kurze Beſchreibung erſchienen, die man in der Geſchichte der Reiſen, die ſeit Cook an der Nordweſt- und Nordoſt-Küſte von Amerika ꝛc. unternommen worden ſind,*) findet. Wie aber ſeit einigen Jahrzehenden die Erforſchungen neuer Länder, oder auch in dem beſondern Falle der zweiten Cookiſchen Weltumſchiffung die Gewißheit, daß ein ſo lange geglaubtes Südland nicht exiſtire, die weſentlichſten Veränderungen ſowohl in den Karten als in den geographiſchen Lehrbüchern erheiſcht und veranlaßt hat; ſo wird noch alljährlich, durch die von Zeit zu Zeit bekannt werdenden Entdeckungen und Berichtigungen die Geſtalt und Lage des

*) Berlin 1792.

weniger ſorgfältig unterſuchten und zum Theil noch unbekannten Nordens von Amerika neue Karten nöthig machen, indem bereits dasjenige, was noch im vorigen Jahre als wahrſcheinlich geglaubt werden konnte, jetzt durch die erlangte Gewißheit von Augenzeugen widerlegt worden iſt.

Feſt ſteht das Faktum: daß die Unmöglichkeit einer nordweſtlichen Durchfahrt, in einer ſchiffbaren Meeresgegend, erwieſen iſt, wie es die Abhandlung über die Nordweſtküſte von Amerika im zweiten Bande dieſer Sammlung unwiderleglich dargethan hat; und feſt wird es ſtehen, bis eine neue Kataſtrophe der Erde Neptuns und Plutons Reichen neue Grenzen abſteckt. Damals aber blieb uns noch eine Hoffnung übrig, daß der große Cooksfluß mit dem neuentdeckten Sclavenſee, und durch dieſen mit den Seen und Flüſſen, die nach der Hudſonsbai führen, in Verbindung ſtehen könnte; wir hatten auf ſolche Art eine Wahrſcheinlichkeit vor uns, daß ſich der Handel mit Rauchwaaren, auf die in Nordamerika längſt übliche Methode, in kleinen Kähnen, die man zuweilen auf Strecken von einigen Meilen weit über Land ſchleppt, von der Hudſonsbai unmittelbar bis nach der Nordweſtküſte führen ließe. Allein dieſe Ausſicht zu einem bequemen Waarentransport hat ſich um vieles verſchlimmert, ſeitdem die wahre Reiſeroute des Pelzhändlers Mackenzie*) genau bekannt geworden iſt. Da die Veränderungen, welche dadurch in der zweiten Ausgabe der von A. Arrowſmith herausgegebenen Weltkarte veranlaßt worden ſind, von der bisher geglaubten Lage der dortigen Seen und Flüſſe merklich abweichen, ſo wäre ſehr zu wünſchen geweſen, daß man das Tagebuch dieſes unternehmenden Abentheurers dem Publikum mitgetheilt hätte. Dies iſt aber noch nicht geſchehen, obſchon es in England angekommen und in den Händen eines gewiſſen Herrn Simon Mac Taviſh befindlich iſt, der Herrn Arrowſmith erlaubt hat, nach den darin aufgezeichneten Angaben ſeine Karte zu verbeſſern. Um unſer Publikum indeſſen dieſe wichtigen Entdeckungen nicht entbehren zu laſſen, hat der Herr Geheime Kriegsſekretair Sotzmann ſie auf der neuen dieſem Theile beigefügten Karte eingetragen; und hier wird es zweckmäßig ſein, das Wenige, was wir von dieſer Reiſe wiſſen, kürzlich zu erzählen, um dadurch die neueſte Ent-

---

*) Siehe den Aufſatz über die Nordweſtküſte von Amerika §. 35.

deckungsgeſchichte des amerikaniſchen Nordens, ſo gut es angeht, zu ergänzen.

Man erinnert ſich noch aus der Abhandlung über die Nordweſtküſte von Amerika, daß der Canadier Peter Pond, nachdem er 1787 nicht nur bis an den großen Sclavenſee, ſondern auch an einen ſehr großen Fluß an deſſen ſüdweſtlichem Ende gekommen war, ſeinen Gefährten Mackenzie daſelbſt zurückgelaſſen und den Rückweg nach Quebeck genommen hatte. Damals glaubte er, und machte ſeine Muthmaßung bekannt, daß dieſer Fluß kein anderer als der Cooksfluß ſein könne, welcher denn ſolchergeſtalt aus dem großen Sclavenſee ſeinen Urſprung nehmen und die inländiſche Schifffahrt zwiſchen dem atlantiſchen und dem nördlichen ſtillen Meere ſehr erleichtern müßte. Nach Mackenzie's Tagebuche vom Jahr 1789 verhält es ſich indeß mit dieſem Fluſſe ganz anders; anſtatt weſtwärts in das nördliche ſtille Meer, oder den großen Ocean zwiſchen Amerika und Aſien, zu fallen, wendet er ſich plötzlich gegen Norden, und fällt in das Eismeer. An der Stelle, wo dieſer Fluß, den wir künftig den Mackenzies-fluß nennen müſſen, aus dem großen Sclavenſee heraustritt, iſt er noch 10 engliſche Meilen breit; etwas weiter hinabwärts verengt er ſich bis auf eine engliſche Meile, und in der Länge ſeines Laufes wird er noch beträchtlich enger; faſt überall aber finden wir in der Karte eine Tiefe angemerkt, die mit der Breite in Verhältniß ſteht. So z. B. wo der Fluß eine engliſche Meile breit iſt, beträgt die Tiefe nur viertehalb Klaftern; hingegen unter dem Polarkreiſe, wo er auf einer Strecke von drei engliſchen Meilen zwiſchen zwei ungeheuern Abgründen ſich hinunterſtürzt, die nur um 500 Schritte von einander getrennt ſind, hat er eine Tiefe von 50 Klaftern. In ſeinem Laufe nimmt er verſchiedene andere Flüſſe auf, deren einige von beträchtlicher Größe ſind. Zu beiden Seiten erblickt man an mehreren Stellen große Gebirgsrücken, worunter der Hornberg an der Oſtſeite, nicht weit von dem Orte, wo der Fluß den See verläßt, vermuthlich von ſeiner beſonderen Geſtalt den Namen hat. Weiter hinabwärts nach Weſten findet man Gebirge mit glänzenden Steinen; etwas unterhalb des Polarkreiſes aber, und eine Strecke jenſeits deſſelben, erſt am öſtlichen, hernach am entgegengeſetzten Ufer, liegen Schneegebirge. Die Gewalt des Stroms iſt ſtellenweiſe ſehr verſchieden: an einem Orte ziſcht das Waſſer, wie in einem ſiedenden Topfe; jenſeits deſſelben bemerkt man, daß der Strom

an Geſchwindigkeit merklich zunimmt, weiterhin aber wieder ruhiger fließt. In der Gegend der erſten Schneegebirge iſt eine ſehr ſtark abſchüſſige Stelle, von der Art, die man in den nordamerikaniſchen Flüſſen Rapids zu nennen pflegt, und die allenfalls mit den Fällen im Dnepr verglichen werden können, indem ſie theils durch das ſchnelle Gefälle des Bodens, theils durch die im Flußbette hervorragenden Felſen verurſacht werden. Unterhalb des zweiten Schneegebirges, etwa einen Grad jenſeits des Polarkreiſes, ſoll nach dem Berichte der Indianer das Meer ſowohl gegen Oſten als gegen Weſten nicht weit entfernt ſein, welches vermuthlich die Urſache iſt, warum man dieſer Gegend den Namen Iſthmus, oder die Erdenge, gegeben hat. Noch ehe man an dieſen Iſthmus kommt, bemerken die Indianer eine Stelle im Fluſſe, wovon ſie ſagen, es ſei ein Manitu oder ein Geiſt darin, vermuthlich um mit dieſem Ausdrucke die Bewegung eines dort etwa vorhandenen Strudels anzudeuten. Oberhalb der letzten Schneegebirge in 68° nördlicher Breite wird man keinen Baum mehr gewahr. Etwas weiter nordwärts kam man an verlaſſene Lagerſtätten, die vermuthlich den Eskimos gehört hatten. Hierauf zerſpringt der Fluß in mehrere Aeſte, und fällt ungefähr unter dem 69. Grade N. Breite in einen beinahe cirkelrunden Meerbuſen, wo die Fluth am 12. Julius 1789 16 bis 18 Zoll ſtieg. In der Mitte dieſes Buſens liegt eine Inſel, welche den Namen Wallfiſchinſel (Whale-Island) auf der Karte hat. In der Nähe derſelben iſt das Waſſer fünf Klaftern tief. Mackenzie landete auf dieſer Inſel, und errichtete daſelbſt einen Pfahl, worauf er, zum Gedächtniß, daß er ſo weit gekommen, ſeinen Namen, die Anzahl ſeiner Mannſchaft und ſeiner Kanots, nebſt der nördlichen Breite der Inſel, 69° 14′ anzeichnete. Nach Arrowſmith's Karte liegt dieſe Inſel in 225° öſtlicher (135° weſtlicher) Länge von der königlichen Sternwarte zu Greenwich. Ein See mit friſchem Waſſer wird in der nordweſtlichen Gegend des Meerbuſens angedeutet. Die Abweichung der Magnetnadel beträgt an der Mündung des Fluſſes oder auf der Wallfiſchinſel 36′ öſtlich.

Es erhellet aus dieſen Angaben unwiderſprechlich, daß nicht nur der höchſte Norden von Amerika bis zum 69. Grade der Breite ein zuſammenhangendes feſtes Land bildet, wo keine Durchfahrt gedenkbar iſt, ſondern auch, daß zwiſchen dem Cooksfluſſe und dem großen Sclavenſee keine unmittelbare Communica-

tion zu Waſſer ſtattfindet. Nach den genaueren Angaben dieſer Reiſe, zuſammengehalten mit den Entdeckungen des Herrn Hearne, konnte nunmehr Arrowſmith auch die Lage des Sclavenſees ſelbſt ganz anders, als in der vorigen Ausgabe, beſtimmen. Er verlegt ihn zwiſchen 61° und 62° N. Br., anſtatt daß man ihn vorhin um wenigſtens zwei Grade nördlicher zu ſuchen hatte; und was die Länge betrifft, ſo füllt er damit einen Raum von ungefähr 65 Seemeilen, zwiſchen 241° und 248° öſtlicher (119° und 112° weſtlicher) Länge. Dieſe Lage ſetzt es außer allem Zweifel, daß ſchon Hearne auf ſeiner merkwürdigen Reiſe zu Fuß an das Eismeer, über die öſtliche Gegend des Sclavenſees gekommen ſein muß, da man bisher immer geglaubt hatte, daß er den Arathapeskowſee berührt hätte. Dieſer letztere aber liegt in der That weit ſüdlicher, als die vorige Karte ihn angab, nämlich in 59° N. Br., und iſt von ungleich kleinerem Umfange, als man ihn ſonſt, wegen der Verwechſelung mit dem Sclavenſee gezeichnet hatte, wiewohl er immer noch eine anſehnliche Größe behält, und von Oſten nach Weſten bei einer verhältnißmäßig geringen Breite wenigſtens 40 Seemeilen lang iſt. Der 246. und der 250. öſtliche (oder der 114. und 110. weſtliche) Meridian ſind die Grenzen ſeiner Länge, wodurch er alſo gerade ſüdlich von dem öſtlichen Ende des Sclavenſees zu liegen kommt. Der Sclavenfluß, welcher das Bindungsglied zwiſchen beiden Seen iſt, berührt den Arathapeskowſee in ſeiner weſtlichen Gegend und den Sclavenſee in der Mitte ſeines ſüdlichen Ufers.

Lage, Größe und Geſtalt dieſer beiden Seen ſind alſo von dem, was man bisher davon wußte, ſehr auffallend verſchieden, und beide, insbeſondere der Sclavenſee, liegen den engliſchen Handelspoſten an der Hudſonsbai viel näher, als wir ſie in den letzten Karten noch angeben konnten. Dagegen bleibt der Fluß Arathapeskow auch jetzt noch in derſelben Entfernung von der Nordweſtküſte, die man ihm zuvor ſchon angewieſen hatte, welches daher kommt, daß man ihn jetzt mit dem weſtlichen Ende des Arathapeskowſees verbindet, da er ſonſt ſo vorgeſtellt wurde, als ob er in die Südoſtgegend deſſelben fiele. Zwiſchen dieſem Fluſſe und dem nächſten bekannten Punkte der Nordweſtküſte bleibt immer noch ein Raum von 180 Seemeilen (oder 135 deutſchen Meilen) worin noch anſehnliche Entdeckungen zu Waſſer und zu Lande gemacht werden können.

Um hier Alles zuſammenzufaſſen, was zur Erläuterung der

6 *

neuen Karte erforderlich ſein möchte, müſſen wir bemerken, daß der Punkt, wo Hearne die Küſte des Eismeers berührte, wieder in 71° nördlicher Breite angegeben worden iſt, indem die Correction, die Herr Dalrymple hier hat anbringen wollen, vermöge deren dieſer Punkt auf 68° 15′ hätte reducirt werden müſſen, den Bemerkungen des Reiſenden ſelbſt widerſpricht. Dieſe Aenderung macht es nunmehr auch wieder unwahrſcheinlicher, daß aus der Repulſebai eine Durchfahrt in das Eismeer gehen ſollte; mithin iſt die punktirte Linie, womit ſie angedeutet wurde, wieder weggelaſſen worden. Eben ſo wenig konnte der angegebene Umriß des großen nordiſchen Archipelagus bleiben, da noch nicht die entfernteſte Beſtätigung der von Herrn Meares erwähnten Entdeckung der Schiffscapitaine aus Boſton eingegangen iſt. Der erſte vergleichende Blick auf unſere jetzige dieſer Sammlung beigefügte Karte wird übrigens den Unterſchied zwiſchen beiden in Abſicht auf die Lage und Geſtalt der Gruppe von den fünf großen Seen im Innern von Amerika, und zugleich die Einzeichnung verſchiedener kleinen Seen aus Longs Karte zur Erläuterung der Reiſen eines canadiſchen Dolmetſchers, hinlänglich darthun.

Ich eile nunmehr zu meinem eigentlichen Gegenſtande, um den Leſer in Stand zu ſetzen, den ganzen Norden des neuen Welttheils gleichſam auf einmal zu überſehen.

I.

Geographiſche Umriſſe.

§. 4. Umgrenzung des Eismeeres.

Noch ſind die Polarpunkte der Achſe, um welche ſich täglich unſere Erdkugel wälzt, dem Menſchen unzugänglich geblieben. Um den Nordpol kann ein Kreis der 150 (deutſche) geographiſche Meilen zum Radius hat, gezogen werden, ohne irgend ein bekanntes Land, die nördlichſten Inſeln von Spitzbergen ausgenommen, zu durchſchneiden; und nimmt man nicht den Pol ſelbſt zum Mittelpunkte, ſo iſt der unbekannte Raum eine Ellipſe, deren größter Durchmeſſer 600 geographiſche Meilen, ſo wie der kleinere ungefähr 340, enthält. Dieſen Raum nennt man ſehr ſchicklich das nordiſche Eismeer, indem er, auf welcher Seite

man auch hineinzudringen verſucht hat, jederzeit mit ungeheuren Eisbergen und an einander hangenden Eisfeldern oder beeiſeten Flächen bedeckt gefunden worden iſt. Man hat zwar einzelne Beiſpiele von ſogenannten Grönlandfahrern, oder Schiffen, die auf den Wallfiſchfang gegangen ſind, daß ſie zwiſchen Spitzbergen und Grönland bis auf wenige Grade, ja ſogar bis auf einen Grad oder 15 geographiſche Meilen, vom Pol eine offene See gefunden haben; allein dieſe ſeltenen Ausnahmen berechtigen uns keineswegs zu hoffen, daß eine freie Fahrt nach dem Pol, und über denſelben hin, zwiſchen dem alten und neuen Welttheile bewerkſtelligt werden könne. In einem Sommer, welcher durch vorzüglich milde Witterung die Maſſe des Eiſes auf dem dortigen Meere beträchtlich verminderte, ließe ſich vielleicht ein Wageſtück von dieſer Art unternehmen und ausführen; wüßte man nur immer im Voraus das Jahr zu beſtimmen, welches zu einer ſolchen Schifffahrt am meiſten geeignet zu ſein verſpricht! Die größte Schwierigkeit bei der Beſchiffung des Eismeers liegt unſtreitig darin, daß, allen Ausſagen der Wallfiſchfänger gemäß, das Eis erſt im September weggeſchmolzen iſt, wenn bereits die Aequinoktialſtürme dem Seefahrer drohen, und vermöge der ſchiefen Richtung der Erdachſe in ihrer Bahn um die Sonne, die ganze Polargegend in Begriff iſt, in ihre ſechsmonatliche Nacht zu verſinken. Vom 21. September an bis zum 21. März herrſcht ununterbrochene Finſterniß in einem Kreiſe von 23½ Graden der Breite, oder von 150 (geogr.) Meilen rund um den Pol: eine Finſterniß, die durch Nebel und Sturm nur noch ſchrecklicher und gefahrvoller wird, die erſt im Winter, wenn Alles vom Eiſe ſtarrt, dem magiſchen Glanze des Mondes und der am reinen Himmel funkelnden Sterne weicht.

Das Eismeer hängt zwiſchen Europa und Amerika mit dem atlantiſchen, und zwiſchen Aſien und Amerika mit dem kamtſchatkiſchen Meere, durch dieſes letztere aber mit dem großen Ocean, dem ſogenannten ſtillen Meere, znſammen; nur mit dem Unterſchiede, daß zwiſchen dem Nordcap in Lappland und der öſtlichen Spitze von Altgrönland in Amerika die See noch über 160 geographiſche Meilen breit iſt, da hingegen die äußerſten Spitzen von Aſien und Amerika in der Behringsſtraße ſich bis auf 13 Seemeilen, oder noch nicht volle zehn geographiſche Meilen, einander nähern. Man begreift nun leicht, wie viel ſchwerer es ſein müſſe, durch dieſe letztere Enge in das Eismeer zu kom-

men, als in der Gegend des Nordcaps oder der grönländiſchen Küſten, zumal da ſich das Land oberhalb der Meerenge zu beiden Seiten vom 70. und 73. bis zum 66. Grade der Breite allmälig wie ein Trichter verengt, wodurch das aus dem Eismeere ſüdwärts ſchwimmende Eis ſich unfehlbar ſtauchen und unbeweglich werden muß. Hierzu kommt noch die geringe Tiefe des Meeres in dieſem trichterförmigen Buſen, welche nirgends über 30 Klaftern beträgt, und woſelbſt alſo die großen Eisberge oft genug feſt ſitzen müſſen, da man ſich leicht durch einen einfachen Verſuch überzeugen kann, daß von einem jeden Stücke ſchwimmenden Eiſes im Seewaſſer nur der zehnte Theil der Maſſe herausragt, die übrigen neun Zehntheile hingegen unter die Waſſerfläche ſinken; mithin von einem Würfel Eiſes, der 50 Fuß hoch über dem Waſſer ſchwimmt, behauptet werden kann, daß er ſich 450 Fuß tief eintauchen müſſe. Ein ſolcher Würfel braucht ſchon, um nur eben ſchwimmen zu können, eine Tiefe von 65 Klaftern, wenn er nicht etwa mit einem Eisfelde zuſammenhängt, deſſen ausgebreitete Fläche ihn emportragen hilft.

Die Küſten der alten Welt, oder Europens und Aſiens, ſo fern ſie den Rand des Eismeeres umſchließen, ſind nunmehr mit ziemlicher Beſtimmtheit bekannt. Sie ziehen ſich in einer Ausdehnung von mehr als 160 Graden der Länge, vom Nordcap an bis zum Oſtcap, indem ſie zwiſchen 63° und 78° mehrere tiefe Buſen und Inſeln, insbeſondere aber die Inſel Nowa Zemlja (das neue Land) bilden. Viele große Flüſſe, die Dwina, die Petſchora, der Ob und Jeniſei, die Lena, Indigirka und Kowyma ſtürzen ſich an dieſer Küſte in das Eismeer. Die Gruppe von beeiſeten Inſeln, die man unter dem Namen Spitzbergen kennt, liegt zwiſchen dem Nordcap, Nowa Zemlja und und Altgrönland in der Mitte, dem letztern etwas näher, und erſtreckt ſich bis über den 80. Grad der Breite. Sie theilt alſo den Strom des Eismeeres zwiſchen Europa und Amerika in zwei engere Durchfahrten, wovon die weſtliche, zwiſchen Spitzbergen und Grönland, kaum 60 deutſche (geogr.) Meilen breit und oft des geſtauchten Eiſes wegen über dem 80. Grade der Breite nicht ſchiffbar iſt. Die natürliche Grenze zwiſchen dem Eismeer und dem atlantiſchen Meere bilden die drei Inſelpunkte: Island (Eisland), die Farö-Inſeln und die Schetland-Inſeln, welche zwiſchen Großbritannien und Altgrönland in ſchräger Richtung liegen.

Wir kommen nunmehr an die andere Hälfte der Umgren-

zung des Eismeeres, an die nördliche Küſte des amerikaniſchen feſten Landes. Hier iſt, außer einigen noch ſehr ſchwankend angegebenen Punkten, Alles unbekannt. Die nördlichſte Gegend, wo man die Küſte des alten oder Oſtgrönlands, Spitzbergen gerade gegenüber, geſehen hat, liegt im 79°. nördlicher Breite, und etwa 9° weſtlich von Greenwich. Man weiß aber nicht einmal den Entdecker, ſondern nur das Jahr der Entdeckung, 1670, anzugeben. Von dieſem Punkte bis an das Cap des Prinzen von Wales, welches die weſtlichſte Spitze von Amerika und die öſtlichſte Grenze der Behringsſtraße bildet, haben wir einen Zwiſchenraum von 159° der Länge, dergeſtalt, daß alſo die Küſte der neuen Welt, welche das Eismeer umgibt, mit der Küſte des alten Welttheils bis auf wenige Meilen gleiche Ausdehnung hat. Allein die einzigen jetzt noch bekannten Punkte dieſer Küſte ſind die von Hearne 1771, und von Mackenzie 1789 entdeckten Mündungen des Koppermine (Kupfergruben)= und des Mackenziesfluſſes, wovon jene in 70° 45′ N. Br. und 248° öſtlicher (112° weſtlicher) Länge, dieſe aber in 68° 45′ N. B. und 225° 30′ öſtlicher (134° 30′ weſtlicher) Länge angenommen wird.

Welche Meerbuſen, welche Inſeln und Vorgebirge auf einer ſo großen Strecke die nördliche Küſte von Amerika bilden könne, und ob das Eismeer in ſeinem Mittelpunkte ganz offen, oder mit feſtem Eiſe immerwährend belegt, oder gar mit noch unbekannten Ländern ausgefüllt ſei, bleibt künftigen Seefahrern zu entdecken übrig. Als Cook durch die Behringsenge gegen Norden ſchiffte, kam er nur bis zum Eiscap in 70° 29′ N. Breite.

§. 5. Grönland und Baffinsbai.

Die öſtlichen Küſten des amerikaniſchen Welttheils gehen ungleich weiter nach Norden hinauf, als die weſtlichen; man hat, wie ſchon geſagt, nicht nur die Küſte von Oſtgrönland bis bis zum 79. Grade der Breite verfolgt, ſondern auch jener große Buſen, welcher nach ſeinem Entdecker die Baffinsbai genannt wird, ſteigt bis zum 78. Grade und noch höher fort, wodurch es außer allem Zweifel geſtellt wird, daß das Land, welches dieſe Bai umgrenzt, ſich noch weiter gegen Norden erſtrecken muß.

Ob Grönland eine Inſel ſei, ob eine von den verſchiedenen Buchten, die Baffin im nördlichen Theile eines Meerbuſens entdeckte, entweder Whale (Wallfiſch)= Sund, Sir Thomas Smith's=

Sund, Aldermann Jones-Sund oder Lancaſter-Sund, eine Durchfahrt in das Eismeer eröffne, iſt noch keineswegs entſchieden, weil ſeit Baffin's Entdeckung im Jahre 1616 dieſe Gegend nicht wieder beſucht worden iſt, und weil er auf ſeiner Fahrt zu ſchnell an der Küſte forteilte, um ſie genau aufnehmen oder erforſchen zu können. Wie dem auch ſei, von jenem nördlichſten Punkt an der Oſtſeite dieſes Landes in 79° N. Br. läuft die Küſte in ſüdweſtlicher Richtung bis an das Cap Farewell, welches in den holländiſchen Karten Statenhoek heißt und in 59° 30′ liegt. Die Vorgebirge und Häfen an dieſer Küſte, vom Cap Farewell an bis Island (Eisland) gegenüber, kennt man jetzt nur nach den aus dem 14. und 15. Jahrhundert in Dänemark übrig gebliebenen Karten, indem das Eis, welches ſich zwiſchen dieſem Lande und Island ſeit einigen Jahrhunderten feſtgeſetzt hat, die ehemals bewohnte und beſuchte Küſte unzugänglich macht. Die nördlicheren Punkte, welche man in den Karten angegeben findet, ſind größtentheils von Holländern geſehen worden, ohne daß man die Entdecker genau anzugeben weiß. Auch der berühmte und unglückliche Hudſon ſah 1607 auf ſeiner erſten Reiſe dieſe Küſte unter dem 73. Grad N. Br., und nannte dieſe Gegend Hold with Hope (Halt an mit Hoffen).

Vom Cap Farewell weſtwärts, biegt ſich die weſtliche Küſte von Grönland bald wieder nach Norden um, und ſteigt in der Baffinsbai, wie ſchon geſagt, bis zum 78. Grade der Breite hinauf. Dieſer kalte Strich Landes, der insgemein Weſt- oder Neugrönland heißt, wird noch von Europäern beſucht; die Dänen unterhalten daſelbſt Miſſionen, und haben zur Bequemlichkeit ihrer Wallfiſchfänger einige Poſten angelegt. Baffin's Meerbuſen, der, wo er am breiteſten iſt, 150 deutſche (geographiſche) Meilen von Oſten nach Weſten hält, wird am Eingange, oder der ſogenannten Straße Davis, wieder beträchtlich enger, indem ſich hier auf der weſtlichen Seite deſſelben, Weſtgrönland gegenüber, das Land in eine große Anzahl größerer und kleinerer Inſeln zerſtückelt, zwiſchen denen Cortereal, Frobiſher, Davis, Weimouth, Hudſon, Bylot und Baffin, Hawkbridge, Fox, James, Middleton und Andere mehr, verſchiedene ſogenannte Straßen oder Meerengen und Einfahrten theils entdeckten, theils wieder aufſuchten und genauer beſtimmten, in dem fruchtloſen Beſtreben hier hindurch in das Meer, welches die Oſtküſte von Aſien beſpült, zu gelangen und die ſo ſehnlich gewünſchte nordweſt-

liche Durchfahrt, oder den kürzeren Weg nach China und Oſtindien zu entdecken. Frobiſher entdeckte ſchon 1578 die Einfahrt, die man jetzt Hudſonsſtraße nennt; er hielt ſie aber für einen Weg, der ihn nur von ſeinem Ziele, der nordweſtlichen Durchfahrt, irre führte, und gab ſeinen Namen einer etwas nördlichen zwiſchen den Inſeln gelegenen Enge. Dieſe Frobiſher's-Enge fand Davis im Jahre 1587 wieder, und ohne zu wiſſen, daß ſie bereits entdeckt wäre, nannte er ſie Lumley's Einfahrt (inlet). Noch nördlicher hatte er ſchon zwei Jahre zuvor die Cumberlandsſtraße gefunden. Allein anſtatt auf dieſem Wege weſtwärts vorzudringen, blieb es jederzeit das Loos dieſer kühnen, ausdauernden und zum Theil ſchwärmeriſchen Seefahrer, wegen der ſtrengen Witterung und der Unmöglichkeit zu überwintern, gerade dann auf ihren Rückweg zu denken, wenn ſie eben die erwünſchteſte Ausſicht vor ſich hatten, Entſcheidung und Gewißheit zu erlangen. Daher läßt ſich noch immer die Möglichkeit behaupten, daß vielleicht jenſeits des nördlichſten Punktes, den Fox im Jahr 1631 erreichte, eine Communication zur See mit dem Eismeere nach Weſten hin, ungefähr in 69° oder 70° nördlicher Breite zu ſuchen ſei.

§. 6. Hudſonsbai, Labrador, Neufundland und Neuſchottland.

Einhundert und fünfzig geographiſche Meilen weſtwärts vom Cap Farewell, oder der Südſpitze von Grönland, befindet man ſich im Eingange der Hudſonsſtraße, deren linkes oder ſüdliches Ufer einen Theil des ſogenannten Landes Labrador ausmacht. Das Cap Chidley am Eingange dieſer Straße liegt ungefähr in 60°, und das Cap Digges an ihrem weſtlichen Ende in 62° 41′ N. Br., ſo daß ſie auf einer Strecke von 15° der Länge, oder ungefähr 120 deutſchen Meilen, mehr als drittHalb Grade gegen Norden anſteigt. Vom Cap Digges an läuft die Küſte plötzlich ſüdwärts, und bildet den tiefen Buſen, welcher unter dem Namen der Hudſonsbai bis beinahe zum 51. Grade der Breite hinuntergeht, an ſeiner weſtlichen Seite aber wieder über den Polkreis bis auf 67° 30′ N. Br. ſteigt, wo er ſich in der runden Repulſebai endigt. Lange Zeit ſchmeichelte man ſich, hier, durch die geräumigen Buchten am weſtlichen Ufer dieſer Bai, eine Durchfahrt in die noch weſtlicher gelegene Gegend des Eismeeres zu finden; allein ſeitdem die Hudſonsbai-Compagnie die Stellen, die noch am meiſten verſprachen, von neuem hat unterſuchen laſſen, und

am allerentſcheidendſten, ſeitdem einer ihrer Beamten, der jetzige Gouverneur Hearne, vom Churchill-Fort zu Fuß und in Kähnen bis über den 71. Grad der Breite an das Eismeer gekommen iſt, ſind alle dieſe angenehmen Hoffnungen gänzlich vernichtet worden. Der lange Sund, der unter dem Namen Cheſterfield's oder Bowden's Einfahrt bekannt iſt, mag indeß wohl mit den inländiſchen Seen in Zuſammenhang ſtehen, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der große See Dubant (Doobaunt) ſein ſüßes Waſſer durch einen ſtarken Strom mit mehreren Fällen in dieſen Sund ergießt. Die von Middleton entdeckte Repulſebai, wo man, zufolge einiger von amerikaniſchen Wilden gezeichneter Karten, noch eine Durchfahrt in die weſtliche Gegend des Eismeeres für möglich hielt, ſcheint doch gegenwärtig (vielleicht nach ſpäteren Berichten?) wenig Hoffnung mehr zu geben, da ſchon Arrowſmith die auf der erſten Ausgabe ſeiner Weltkarte angedeutete Communicationslinie aus der zweiten weggelaſſen hat.

Der Umſtand, daß das Eismeer etwa 25 Grade der Länge weſtwärts von der weſtlichen Umgrenzung der Baffinsbai geſehen worden iſt, gibt deutlich zu erkennen, daß die Ländereien, welche dieſe Bai gegen Abend umſchließen, wenn ſie nicht aus Inſeln beſtehen, ſondern zuſammenhangend befunden werden ſollten, nur einen ſchmalen Strich bilden können, der vom 79. oder 80. Grade nördlicher Breite an, ziemlich geradezu nach Süden herabläuft und nirgends über 100, an manchen Stellen aber kaum 50 deutſche Meilen breit iſt. Dieſer dem Pol ſo nahe kommende Strich Landes kann, wenn ſein Umriß erſt bekannt ſein wird, dem Forſcher wenig Neues darbieten, da die Natur gegen die Pole zu erſtarrt und an Erzeugniſſen verarmt zu ſein ſcheint. Ich glaube nicht, daß der Name amerikaniſche Polarländer, den ich dieſen Gegenden in meiner Karte beigelegt habe, leicht gegen einen ſchicklicheren vertauſcht werden kann. — Die Länder, welche die Hudſonsbai gegen Abend umfangen, haben zwar beſtimmte Benennungen, aber noch keine beſtimmte Grenzen erhalten. Nordwärts und weſtwärts von der Repulſebai finden wir des Prinzen Wilhelm's Land, welches zugleich die Südweſtgegend der Baffinsbai umgibt. Zwiſchen dieſem Lande und dem Churchillfluſſe, der in 58° 50′ nördlicher Breite in die Hudſonsbai fällt, hat das Land den Namen Neu-Nord-Wales (Wallis), und von dieſem Fluſſe ſüdwärts bis an das ſüdlichſte Ende der Jamesbai den Namen Neu-Süd-Wales erhalten. Der Theil

von Labrador, welcher an die Oſtſeite der Jamesbai ſtößt, gehört noch unter der Benennung Eaſt-Main oder des öſtlichen feſten Landes zum Gebiete der Hudſonsbai-Compagnie, und es liegen daſelbſt verſchiedene von ihren Handelsposten. Die weſtliche Grenze der oben genannten Länder, Neu-Süd- und Neu-Nord-Wales, iſt gänzlich unbeſtimmt; zum Theil daher, weil dieſe Gegend noch nicht weiter weſtwärts, als bis zum Sclavenſee, entdeckt worden iſt. Das Meer von Kamtſchatka mit der Behringsſtraße iſt das entfernteſte Ziel gegen Abend, wohin ſie ſich erſtrecken kann; allein nur künftige politiſche Verfügungen werden entſcheiden dürfen, ob die Handelsprivilegien der Hudſonsbai-Compagnie ſich von einem Oceane zum andern ausdehnen ſollen. Nimmt man den Strich Landes zwiſchen der Hudſonsbai und dem Sclavenſee für das erkannte Gebiet der Compagnie an, ſo ſehen wir in ihren Händen ſchon eine ungeheure, von unzähligen Seen und Flüſſen bequem durchſchnittene Fläche, die mehr als 50,000 Quadratmeilen enthält.

Labrador, ſonſt auch Neu-Britannien, das ſchon 1601 durch Cortereal, im achten Jahre nach der Wiederkehr des großen Columbus von ſeiner erſten Reiſe, entdeckte Land, deſſen Oſtküſte ſich von dem Cap Digges an ſüdoſtwärts bis beinahe in 50° N. Br. erſtreckt, iſt gleichſam ein zwiſchen der Hudſonsbai, dem atlantiſchen Meere und dem Meerbuſen St. Lorenz eingeſchloſſenes Dreieck. Seine äußere oder Oſtſeite iſt gegen 270 deutſche Meilen lang, und der ganze Flächeninhalt könnte leicht 20,000 deutſche Quadratmeilen betragen. Seinem ſüdöſtlichen Vorgebirge, dem Cap Charles, gegenüber, durch die enge Straße Belleisle getrennt, liegt die, wegen ihrer vielen vortrefflichen Häfen den europäiſchen Seemächten ſo wichtige, mit Sandbänken umgebene Inſel Neufundland, (Newfoundland, Fr. *Terreneuve*) und verſchließt den Eingang in den Meerbuſen St. Lorenz, bis auf die Enge, die ſie mit der ſüdlich gelegenen, kleineren Inſel Cap Breton formirt. Schon im Jahre 1497 entdeckte Johann Cabot dieſe Inſel. Den erſten Punkt, der ihm zu Geſichte kam, nannte er primera vista, zuerſt geſehen, woher vielleicht eben erſt oder neu gefunden und Neufundland, entſtanden iſt; dem ganzen Lande aber gab er, wegen der Menge Kabbeljau, womit die dortige Meeresgegend angefüllt iſt, den Namen Terra de Baccalhaos.

Der ſchöne, große Sanct Lorenzſtrom kommt von Süd-

weſten herab, um ſich in den Meerbuſen dieſes Namens zu ergießen, deſſen ſüdliche Küſte dann wieder ſüdoſtwärts fortſtreicht, bis ſie ſich in der Gegend der Inſel Cap Breton, die ehedem Isle Royale hieß, ein wenig nordoſtwärts heraufbiegt. Cap Breton hat einen Flächeninhalt von 112 deutſchen Quadrat-Meilen; es ſtreckt ſeine langen Landſpitzen dem gegenüber liegenden Neufundland entgegen, und wird vom feſten Lande durch die enge Durchfahrt (gut) von Canſo getrennt.

Von dieſer Gegend an behält nun die Oſtküſte des neuen Welttheils im Ganzen genommen eine ſüdweſtliche Richtung, die ſich erſt in Florida unter 31° N. Br. wieder ändert. Der Enge Canſo gegenüber finden wir zuerſt die Halbinſel Neuſchottland (Nova Scotia), ſonſt Acadien genannt, die bereits 1524 von dem in franzöſiſchen Dienſten ſtehenden Florentiner Verazzani entdeckt worden iſt. Das ehemals zu dieſer Provinz gehörige, von derſelben durch de.. Meerbuſen Fundy getrennte und gegen Norden durch den St. Lorenzfluß begrenzte Gouvernement Neubraunſchweig (New Brunswick) und die Inſel Cap Breton mit eingerechnet, beträgt ihr Flächeninhalt 1959 deutſche Quadratmeilen. Neubraunſchweig wird gegen Süden durch eine Grenzlinie abgeſchnitten, welche von dem Fluſſe Ste. Croix in der Bai Fundy nordwärts bis an das ſogenannte Hochland in 48° 45′ N. Br., dann aber weſtlich bis an den St. Lorenzfluß geht, den ſie oberhalb Montreal berührt. Alles was ſüdwärts von dieſer Grenze an der Seeküſte liegt, gehört ſchon in das Gebiet der vereinigten amerikaniſchen Staaten.

§. 7. Canada und die weſtlichen Länder.

Als der franzöſiſche Entdecker Jaques Cartier im Jahr 1535 den St. Lorenzſtrom entdeckte und hinaufwärts ſchiffte, hörte er die Wilden ihre Dörfer oder beiſammen liegenden Hütten Canada nennen, und gab dem Lande, das er zum erſtenmal den europäiſchen Abentheurern bekannt machte, dieſen Namen, der ihm auch bis jetzt geblieben iſt*) Die Grenzen dieſer gegenwärtig unter engliſcher Botmäßigkeit ſtehenden Provinz laſſen ſich

*) S. Discours du Voyage de *J. Cartier* aux Terres neuves, les Canades etc. 8. Rouen, 1598. J. R. Forſter's Geſchichte der Entdeckungen und Schifffahrten im Norden. Frankfurt an der Oder, 1784. 8. S. 502.

ſchon mit ziemlicher Genauigkeit beſtimmen; ſie liegt zwiſchen den amerikaniſchen vereinigten Staaten und den Ländereien der Hudſonsbai-Compagnie gleichſam eingeſchloſſen. Dieſe letzteren, welche den unterſten Theil des großen Meerbuſens dieſes Namens, oder der Jamesbai, umſchließen, ſcheiden ſich von Canada durch die natürliche Grenze eines gebirgigen Gürtels, welcher vom Lande Labrador bis in den 50. Grad der Breite nach Süden geht, dann einen Bogen nach Weſten macht, hierauf ſich wieder bis zum 48. Grade der Breite ſenkt, und endlich nochmals eine große Strecke weiter gegen Abend in 50° den See Superior von der Hudſonsbai trennt. Der St. Lorenzfluß, den man von ſeiner Mündung bis an ſeinen Urſprung im See Ontario in ſüdweſtlicher Richtung hinaufſteigen muß, bildet die ſüdliche Grenze von Canada. Bis Montreal liegen engliſche Beſitzungen zu beiden Seiten des Fluſſes; nämlich an der Nordſeite Canada, und an der Südſeite Neu-Braunſchweig. Jenſeits dieſes Ortes aber wird der Fluß die Grenze zwiſchen Canada und den vereinigten amerikaniſchen Staaten. Dem Friedensſchluſſe von 1783 gemäß, geht dieſe Grenzlinie fort durch die Mitte der vier großen Seen: Ontario, Erie, Huron und Superior, durch den Langen- oder Regenſee (Lac la Pluye), oberhalb des großen Trageplatzes (Grand Portage), bis an die Nordweſtſpitze des Waldſees (*Lac des Bois*, L. of the Woods), und von da weſtlich bis an den Miſſiſſippi; worauf ſie längs der Mitte dieſes Fluſſes bis 31° N. Br. hinabſteigt, ehe ſie ſich oſtwärts über den beiden Floridas und wieder an das atlantiſche Meer begibt. Das Gebirge, welches ſo nahe am nördlichen Ufer des Sees Superior ſich hinzieht, und jenſeits deſſen der Regenſee ſchon nordweſtlich liegt, dürfte indeß mit Recht das weitere Hinausrücken der Grenzen von Canada nach Weſten hin verbieten. Doch auch alsdann bleibt mit dieſer Benennung ein Land von anſehnlicher Größe bezeichnet, deſſen Umfang nicht viel weniger als 20,000 Quadratmeilen faſſen kann. Einzelne Thäler abgerechnet, die ſich weit nach Norden hin erſtrecken, iſt der 50. Grad der Breite ſeine nördlichſte Grenze, ſo wie der 43. die Spitze zwiſchen den Seen Erie und Huron berührt, die am weiteſten nach Süden geht.

Wenn man vom See Superior eine Linie nach Nordweſten zieht, ſo berührt ſie das Eismeer ungefähr an dem Punkte, wo Mackenzie auf dem von ihm neuentdeckten Fluſſe dazu ge-

langte. Oſtwärts von dieſer Linie, liegen unzählige Seen und Flüſſe zwiſchen derſelben und der Hudſonsbai; weſtwärts aber iſt Alles eine unbekannte Wildniß, bis an die Küſten des nördlichen ſtillen Meeres (großen Oceans). Viele der hier befindlichen Seen haben ſchon oft ihre Namen verändert; und die wenigen Punkte abgerechnet, welche von den Beamten der Hudſonsbai-Compagnie aſtronomiſch beſtimmt worden ſind, bleiben die meiſten Angaben der Rauchhändler von der Lage und Richtung, Geſtalt und Größe dieſer Gewäſſer noch äußerſt unzuverläſſig.

Der Fluß, auf welchem Mackenzie das Eismeer erreichte, die Mündung dieſes Fluſſes, das Eiscap, wo Cook des Eiſes wegen nicht weiter konnte, ſodann von dieſem Vorgebirge an, der Umriß des Landes nach Süden hin, durch die Behringsſtraße, um die Landzunge Alaska, und oſtwärts, den Cooksfluß und Prinz Wilhelm's Sund vorbei, bis an die Admiralitätsbai, ſind die Grenzen der nordweſtlichen Extremität von ganz Amerika, des Theiles nämlich, womit ſich dieſer Welttheil dem nordöſtlichen Aſien nähert. Wenn man die Länder um die ſchmale Landzunge Alaska abrechnet, liegt dieſe ungeheuer große Landmaſſe faſt gänzlich jenſeits des 60. Grades der Breite, und ſteigt an einigen Orten, ſo viel wir jetzt wiſſen, wenigſtens bis über den 70. gegen den Pol hinauf. Der Flächeninhalt kann vielleicht mehr als 40,000 deuſche Quadratmeilen betragen, wovon außer den eben erwähnten Küſten auch nicht ein Fuß breit bekannt iſt. Die wenigen Punkte dieſes nördlichen Landes, welche durch ruſſiſche Seefahrer und Pelzhändler entdeckt worden ſind, blieben bis auf Cook's Reiſe ungewiß und unbeſtimmt; allenfalls hatten Behring's und Tſchirikof's Entdeckungen vor den übrigen den Vorzug einer größeren Zuverläſſigkeit. Dem großen brittiſchen Weltumſegler gebührt das Verdienſt der erſten genaueren Beſchiffung und Aufnahme dieſer Küſte, wovon ſeitdem nur einige Theile vollſtändiger erforſcht worden ſind. Es wäre überflüſſig, mich hier auf Erörterungen einzulaſſen, und die einzelnen Einbuſen, Vorgebirge und Inſeln der Reihe nach zu nennen, wovon man eine ſo umſtändliche Nachricht in den Reiſebeſchreibungen der neuen Seefahrer finden kann. Mein Zweck kann hier nur dahin gehen, das Allgemeine zuſammenzufaſſen und den Leſer auch dort, wo Abſchweifungen in das Umſtändlichere unvermeidlich ſind, ſtets wieder darauf zurückzuführen.

Verfolgt man von der Admiralitätsbai die Nordweſtküſte

von Amerika, die man von 60° bis 40° N. Br. eigentlich mit dem Namen, den ihr erſter Entdecker, Sir Frankis Drake, ihr ertheilte, Neu-Albion nennen ſollte, ſo wird man gewahr, daß faſt alles daſelbſt erſt ſeit der letzten Cookiſchen Schifffahrt bekannt geworden iſt. Nicht leicht wird man eine Seeküſte finden, die auf einer Strecke von 20 Graden der Breite ſo viele ſchon bekannte vortreffliche Häfen aufzuweiſen hätte, und dabei noch ſo viele künftig zu entdeckende verſpräche. Beſtätigt es ſich, daß hier ein großer Theil der bisher für feſtes Land gehaltenen Entdeckungen nur aus Inſeln von verſchiedener Größe beſteht, und führt insbeſondere die merkwürdige von Duncan und Meares geſehene Einfahrt des Juan de Fuca zu einem großen Buſen des Meeres, der ſich hinter den äußeren Küſten tief in das Land erſtreckt, ſo hat die Schifffahrt nebſt dem Handel aus dieſer Gegend noch wichtige Erweiterungen und Vortheile zu hoffen. Schon die jetzt durch Meares, Barclay, Hanna, Portlock, Dixon, Duncan, Colnett, Douglas u. a. m. entdeckten Häfen in der Gegend, wo die Küſte einen Buſen nach Oſten macht und die Königin-Charlotteninſeln vor ſich liegen hat, insbeſondere der Buccleughſund, der Stephensſund, der Nepeanſund mit den Inſeln der Kronprinzeſſin, der Fitzhughſund, der Königin-Charlotten-Sund, und der Nutkaſund, ohne die nördlich von dieſer ganzen Strecke gelegenen Häfen zu rechnen, bieten dem Geographen, der nicht bloß an dem Vorhandenen ſich genügen läßt, ſondern auch über deſſen höheren Zuſammenhang mit den wirkenden Urſachen ſeines Entſtehens nachzudenken gewohnt iſt, eine reichhaltige Quelle künftiger Ergänzungen der phyſikaliſchen Erdbeſchreibung dar.

Die innere, zwiſchen dieſer Küſte und der Reihe bereits entdeckter Landſeen eingeſchloſſene Gegend, kann nur ſo lange unbekannt bleiben, als es die Betriebſamkeit unternehmender Kaufleute nicht belohnt, die im 50. Parallelgrade vom See Superior bis an die Küſte von Neu-Albion noch etwa 340 deutſche Meilen lange Strecke zu durchdringen. Weiter nordwärts iſt die Entfernung des letzten Poſtens der Hudſonsbai-Compagnie von dieſer Küſte noch ungleich geringer. Hudſons-Haus am Fluſſe Saſk-aſchawan liegt in 53° N. Br. und in 106° 27′ weſtlicher (253° 33′ öſtlicher) Länge. Allein ſeit Kurzem hat man noch viertehalb Grade weiter gegen Weſten, und etwa 45 engliſche Meilen nördlicher, an demſelben Fluſſe den neuen Poſten Mancheſter-Haus angelegt, welcher folglich von dem öſtlichen

Punkte der Küſte Neu=Albions in eben demſelben Grade der Breite (53° 45′) in gerader Linie nur 160 deutſche Meilen entlegen ſein kann. Vom Mackenzieſsfluſſe aber in 61° N. Br., nicht weit von dem Orte, wo er aus dem Sclavenſee hervortritt, bis an die Küſte, wo der Kreuzſund, Portlockshafen, Salisbury= und Norfolksſund, Banks= und Bukarelli=Hafen, Nepeanſund, u. ſ. w. alle beinahe in gleichem Abſtande, oder in einem Bogen liegen, beträgt die Diſtanz nur 135 Meilen. Endlich liegt der allerletzte Poſten der Huſonsbai=Compagnie, Peaceriver-fort oder das Fort am Friedensfluſſe, welcher in das Südweſtende des Arathapeskow (oder auch Arabaſka), Sees von Südweſten heraufkommt, nach Arrowſmiths Angabe ungefähr in 58° 15′ N. Br. und 241° 15′ öſtlicher Länge, mithin 12° 18′ weſtlicher als Hudſonshaus, und kaum 100 deutſche Meilen von Nepeanſund. In dieſer Gegend alſo läßt ſich ein Punkt denken, wo die an der Küſte ins Meer fallenden Flüſſe mit denen, die ſich nach dem Sclaven= und Arathapeskowſee ziehen, auf einer gemeinſchaftlichen Höhe entſpringen und vermittelſt eines Trageplatzes den kühnen Pelzhändlern ihren Waarentransport erleichtern können.

Der 40. Grad der Breite kann gewiſſermaßen als die ſüdlichſte Grenze desjenigen Landes gelten, welches wir hier unter dem Namen des Nordens von Amerika beſchreiben. Philadelphia an der Oſt=, und das Vorgebirge Mendocino an der Weſtküſte dieſes Welttheils, liegen beide in dieſer Breite, und ſind folglich die äußerſten Punkte dieſes Parallelkreiſes, ſo fern er Amerika berührt. Allein theils die Natur, theils die Politik verbietet uns, die Grenzen der Länder in geraden Linien abzuſtecken; die Richtung der Gebirge und der Lauf der Flüſſe zwingen uns, bald höher gegen Norden hinauf, bald weiter ſüdlich hinabwärts zu ſteigen. Der eben angegebene Parallelkreis durchſchneidet ſchon alle die Flüſſe, die ſich aus dem Norden in die ſpaniſchen Provinzen Louiſiana, Neumexico und Neuleon ergießen: den Rio Colorado, den Rio Bravo und den Miſſiſſippi. Unweit der Quellen des letzteren, die 30 bis 50 deutſche Meilen weſtwärts vom See Superior in 47° N. Br. liegen, nimmt auch der Oreganfluß ſeinen Urſprung, der ſeinen Lauf nach Weſten richtet, und von dem man ſchon lange glaubt, daß er ſich in das muthmaßliche Weſtmeer an der Küſte von Neu=Albion, ziemlich iu einerlei Breite mit Juan de Fuca's Einfahr (48° 30′ N. Br.), ergieße. Aus meiner Abhandlung über die Nordweſtküſte von Amerika erhellet zur Genüge, daß die

Grenze der ſpaniſchen und engliſchen Beſitzungen in dieſer Gegend noch ſtreitig iſt, und daß man ſogar im letzen Friedensſchluſſe die Beſtimmung derſelben vermieden hat. Wo alſo die Linie von der Küſte Neu-Albions bis an den Miſſiſſippi zu ziehen ſei, welche den brittiſchen Norden von Spaniens amerikaniſchen Reichen trennt, muß ſpäteren Zeiten zur Entſcheidung aufbehalten bleiben.

Rechnen wir nun die Länder zuſammen, die den Norden von Amerika jenſeits der ſpaniſchen Beſitzungen und der neuen Republik der vereinigten Staaten ausmachen, ſo haben wir eine Oberfläche von 185,000 bis 190,000 geographiſchen Quadratmeilen, zwiſchen 40° und 80° nördlicher Breite, und zwiſchen 10° und 170° weſtlicher Länge. Von dieſer Oberfläche müſſen wir jedoch 5 bis 6000 Quadratmeilen für den Flächeninhalt der zahlreichen großen und kleinen Seen und Flüſſe abziehen, welche dieſes Land ſo reichlich mit friſchem Waſſer verſorgen und die Communication darin ſo ſehr erleichtern. Nach dieſer Verminderung bleibt ein Land übrig, welches mit Europa, wenn wir deſſen Flächeninhalt nach Herrn Crome zu 174,090 Quadratmeilen annehmen, völlig gleiche Größe hat, wiewohl es im Ganzen genommen, viel weiter gegen Norden liegt. Indeß faßt auch der gemäßigtere, bewohnbare Strich dieſes weitläufigen Gebietes, zwiſchen 43° und 51° N. Br, eine Oberfläche von 66,500 Quadratmeilen in ſich, die in Europa nur von dem ruſſiſchen Reich an Größe übertroffen wird. Um dieſe Größe mit einer anderen in Amerika ſelbſt zu vergleichen, verdient hier wohl bemerkt zu werden, daß der ganze Flächeninhalt der vereinigten Staaten 62,500 Quadratmeilen beträgt, von denen 4,980 Quadratmeilen für die Gewäſſerfläche, und 21,462 Quadratmeilen für das noch unveräußerte Staatseigenthum, welches zur Tilgung der Nationalſchuld beſtimmt iſt, abgerechnet werden müſſen, da denn für die vereinigten Provinzen 36,058 Quadratmeilen zwiſchen dem 49. und 30. Grade der nördlichen Breite übrig bleiben*)

Dieſen Seitenblick wird man uns um ſo viel eher verzeihen, da er zur Beurtheilung des künftigen Flors der neuen Welt einen ſo brauchbaren Maßſtab gibt. Ein fruchtbares Land, größer als Frankreich, Spanien, Portugal, die Schweiz, die Niederlande und Deutſchland zuſammengenommen, in einem gemäßigten Him-

*) Morse, American Geography, Elizabethtown, 1789. 8. p. 35.

melsſtriche, von zahlreichen, ſchiffbaren, leicht zu verbindenden Flüſſen und Seen nach jeder Richtung durchſchnitten, mit vielen geräumigen ſicheren Häfen verſehen, reich an Produkten des Bodens, die unter geſitteten Menſchen zu den allgemeinſten Bedürfniſſen gehören, bewohnt von drei Millionen (3,083,600) thätiger, unternehmender, arbeitſamer, Handel treibender, freier Bürger, europäiſcher Herkunft und einfacher Sitten, deren Anzahl ſich außerordentlich ſchnell vermehrt: welch ein Schauſpiel verſpricht es nicht unſerem Welttheil und ſeinen Bewohnern, die auf dem langen Wege von der urſprünglichen Wildheit zur Cultur, ſich durch die Gräuel der Knechtſchaft und der feudaliſchen Barbarei hindurcharbeiten mußten und manche unvertilgbare Narbe davon getragen haben, um ihre Brüder jenſeits des atlantiſchen Meeres in Stand zu ſetzen, dort anzufangen, wohin ſie bis jetzt mehrentheils vergeblich ſtrebten! —

II.

Phyſiſche Beſchaffenheit.

§. 8. Waſſerſammlungen.

Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß der Norden von Amerika ein waſſerreiches Land iſt, und von ſeinen unzähligen Flüſſen und Seen den unterſcheidenden Charakter entlehnt, der ihn vor allen anderen Ländern der alten und neuen Welt beſonders auszeichnet. In Europa iſt Schweden nebſt Finnland, was dieſen Punkt betrifft, dem Lande, das wir beſchreiben, noch am ähnlichſten; doch unterſcheidet es ſich theils durch ſeine höheren und ſteileren Gebirgsketten, theils durch ſeine Lage, die, Schonen ausgenommen, größtentheils innerhalb des 60. Grades der Breite eingeſchloſſen iſt, theils endlich durch ſeinen verhältnißmäßig unbedeutenden Umfang. In Aſien findet man zwar auch eine Kette von Landſeen zwiſchen dem ſchwarzen und dem ochotskiſchen Meere; aber nur in weiten Entfernungen hingeſtreuet. Von dieſen iſt der caſpiſche See bei weitem der beträchtlichſte, und hat zugleich die ſüdlichſte Lage. Der Aralſee, in geringer Entfernung gegen Oſten, und nach jenem der größte, hing wohl unſtreitig ehedem mit ihm zuſammen; ſo wie einſt vermittelſt des Möotis das ſchwarze Meer vermuthlich mit dem caſpiſchen See

zuſammenfloß. Die kleineren Seen, Telegul, Kabankulak, Schakurlik, Balchaſch, Aluktugul und Kjurga führen von hier im Bogen hinaufwärts zum Saiſſan, durch den der Irtiſchfluß ſeinen Lauf nach Tobolks nimmt. Der Oleituſee, aus welchem der Selengofluß entſpringt, der Tſchintalas und der Koſogolſee liegen ebenfalls nordöſtlich über einander nach dem weit größeren, noch nördlicher gelegenen Baikal hin, von welchem ſüdöſtlich einige andere kleinere Seen angetroffen werden. Allein, wenn man bedenkt, daß außer dem caſpiſchen See, dem Aral und dem Baikal, die übrigen von unbedeutender Größe ſind, und zwiſchen 40° und 50° N. Br. auf einer Strecke von 75 Längengraden vereinzelt und ohne Verbindung liegen, ſo bedarf es keiner weitläuftigen Erörterung, um die Verſchiedenheit zwiſchen Aſien und Amerika in Abſicht der Waſſermenge darzuthun. Dazu kommt noch, daß der Aral und der caſpiſche See, vielleicht auch einige von den kleinern, die ich eben nannte, ein ſtark geſalzenes Waſſer enthalten, weshalb man es allenfalls entſchuldigen kann, daß ein Landſee, wie der caſpiſche, ſo oft ein Meer genannt worden iſt, obgleich ſchon Ariſtoteles die Unſchicklichkeit dieſer Benennung getadelt hat.

Die Gewäſſer in Nordamerika hat die Natur mit ſo freigebiger Hand geſpendet, daß ſie, nach aller Wahrſcheinlichkeit, eine Fläche von mehr als 15,000 Quadratmeilen bedecken. Der See Superior allein enthält 2,025 Quadratmeilen, alſo beinahe den ſiebenten Theil dieſer Größe. Bei dem erſten Blick in die Karte muß die Gruppe von fünf großen Seen Jedem auffallen, die gleichſam zwiſchen beiden Küſten in der Mitte, jedoch der öſtlichen näher, zwiſchen 42° und 49° der N. Br. den großen Waſſervorrath enthält, den der einzige St. Lorenzſtrom dem Ocean zuzuführen ſcheint. Mehr als 40 Flüſſe, Bäche und kleinere Seen, worunter der Alemipigon oder der Nipegon der vornehmſte iſt, ſtürzen ihre Fluthen in das große Becken des Sees Superior, des höchſten, größten, nordweſtlichſten in dieſer Gruppe. Sein reines klares Waſſer beſitzt eine der Luft ähnliche Durchſichtigkeit, ſo daß man bei ſtillem Wetter das ungeheure Felſenbett, worauf es ruhet, in einer Tiefe von mehr als ſechs Klaftern mit allen ſeinen Unebenheiten deutlich erblickt. Dabei erzählt man von ſeiner Temperatur, daß in der Mitte des Sommers das Waſſer eine Klafter tief unter der Oberfläche einen dem Gefrierpunkte nahen Grad der Kälte hat. Die Stürme, die haupt-

ſächlich von Nordweſten her die furchtbarſten Wellen auf dem See erregen, kühlen die Luft, zumal an der Südſeite des Sees, nachdem ſie über ſeine ungeheure Waſſerfläche hingeſtrichen ſind, in dem bemerklichen Grade, daß daſelbſt gewiſſe Pflanzenarten nicht fortkommen, und insbeſondere der ſogenannte wilde Reis (Zizania aquatica?) keinen reifen Samen trägt. Die Inſeln dieſes Sees, Isle Royale, Maurepas, Phelypeaux und Pontchartrain, ſind von beträchtlichem Umfange; die erſtere iſt gegen 20 deutſche Meilen lang und an einigen Stellen wohl acht Meilen breit.

Der große, längliche, nach Süden hin bis zum 41. Grade der Breite ſich erſtreckende See Illinois, der jetzt gewöhnlicher der Miſchigan (Michigan) genannt wird, ergießt ſich wenige Meilen ſüdlicher als der See Superior, und mit dieſem, in den Huron=See, welcher 200 deutſche Meilen im Umkreiſe hält, und ein nach Süden zugeſpitztes Dreieck bildet. Die Enge und die Fälle von St. Marie bilden den Zuſammenhang deſſelben mit dem Superior, die Straße Miſchillimakinak hingegen mit dem Miſchigan=See. Jene Fälle tragen beinahe mit Unrecht ihren Namen, indem ſie in einem Kanot, wenn ein erfahrner Steuermann es führt, ihrer Abſchüſſigkeit ungeachtet befahren werden können; der indianiſche Name der anderen Durchfahrt aber bezeichnete urſprünglich eine kleine Inſel in ihrer Mitte, die einer Schildkröte an Geſtalt ähneln ſoll, und deshalb von den Tſchippewähs Miſchillimakinak genannt worden iſt. Der feſte Poſten dieſes Namens, der Sammelplatz vieler ſüdlichen, weſtlichen und nordweſtlichen Stämme der Eingebornen, die dort mit den Rauchhändlern ihre Waare umzuſetzen pflegen, liegt auf einer Landſpitze, in welche ſich die hohe Ebene zwiſchen dem Huron= und dem Miſchigan=See endigt. Eine lange ſchmale Inſel erſtreckt ſich im Huron=See nahe am nördlichen Ufer von Oſten nach Weſten; ſie iſt den Indianern heilig, und heißt in ihrer Sprache: Manitu=alin, der Aufenthalt der Geiſter.

Aus der Südſpitze des Huron ergießen ſich die vereinigten Gewäſſer des Sees Superior und des Miſchigan=Sees durch den Huronfluß in den kleinen runden See St. Clara (St. Claire), der gegen 20 deutſche Meilen im Umkreiſe hat, und von anſehnlicher Tiefe iſt. Unglücklicher Weiſe erſchwert den Waarentransport eine Sandbank, die ſeine Mitte ganz durchſchneidet, und über welche kein beladenes Boot gehen kann. Unterhalb

dieſes Sees führt ein ruhiger, langſamer, tiefer Strom, Detroit, oder die Enge genannt, an deſſen weſtlichem Ufer die Stadt gleiches Namens liegt, die Waſſermaſſe weiter in den See von Oswego, der jetzt durchgehends Erie heißt.

Der Erie-See hat zwiſchen 41° und 43° N. Br. eine Länge von ſechzig Meilen von Südweſten nach Nordoſten, bei einer Breite von 10 bis 12, wo er am breiteſten iſt. Die Gewäſſer nehmen hier allmälig eine, ihrer bisherigen beinahe entgegengeſetzte Richtung; denn der Fluß, durch welchen ſie ſich nunmehr in den See Ontario ergießen, kommt aus der Nordoſtſpitze des Erie-Sees, und geht in gerader Richtung nach Norden. Seine ganze Länge beträgt nur ſechs bis ſieben deutſche Meilen; und etwa viertehalb Meilen nordwärts von dem Orte, wo er aus dem Erie-See hervortritt und 500 Schritte breit iſt, bildet er jenen bewunderungswürdigen Waſſerſturz von Niagara, wo die Gewäſſer der vier obern Seen unaufhörlich über einen ſenkrechten Abgrund von 140 Fuß — ein Anblick von unnennbarer Größe! — hinunterrollen und das brauſende Getöſe ihres Falles auf 10 deutſche Meilen weit im Umkreiſe erſchallen laſſen. In der nächſtfolgenden Strecke von anderthalb Meilen hat das Erdreich noch einen Abhang von 150 Fuß, wodurch hier eine ſchnelle ungeſtüme Strömung über die zerſtreueten Felſenſtücke hin, im Fluſſe Niagara verurſacht wird. Das Fort dieſes Namens liegt bei ſeinem Ausfluß in den Ontario, am öſtlichen Ufer. Dieſer länglichrunde See, kleiner als die bisher beſchriebenen, indem er nur 120 Meilen im Umkreiſe hält, empfängt noch an der Südoſtſeite durch den Oswegofluß die Gewäſſer des kleinen Onondago-Sees, und ergießt ſich dann an ſeiner nordöſtlichen Spitze in den Fluß Iroquois, der ſonſt, wie der Ontario-See, Cartaraqui zu heißen pflegte, und etwa 40 Meilen weiter (bei der Stadt Montreal) den Namen des St. Lorenzfluſſes annimmt. Auf ſeinem nordöſtlichen Laufe längs der ganzen Provinz Canada nimmt er die Gewäſſer verſchiedener Seen auf, die theils innerhalb der Grenzen der vereinigten Staaten, wie die Seen Champlain und George (ehedem (St. Sacrement), theils nordwärts, wie der Nipiſſing, der Temiſkaming, der Beauharnois, der Schwan-, der St. Peter, der St. John-, der Peritibi, der Manikuagon-See, und andere mehr, an der Grenze von Labrador und dem Gebiete der Hudſonsbai-Compagnie belegen ſind.

Wenn man die Waſſermenge berechnet, welche in dieſen

Seen enthalten iſt, und damit vergleicht, was der einzige Kanal des St. Lorenzfluſſes davon in den Ocean ableiten kann, ſo ſcheint es außer Zweifel zu ſein, daß die Verdünſtung der Seen der Sammlung der Waſſertheilchen ziemlich das Gleichgewicht halten müſſe. Augenſcheinlich kann, weil der See Superior viel größer als die folgenden, niedriger gelegenen Seen iſt, nur derjenige Theil des Waſſers abfließen, welcher über dem niveau der Fälle von Ste. Marie liegt; allein es gibt nach aller Wahrſcheinlichkeit beträchtliche Vertiefungen in dem Boden des Sees, aus welchem folglich das Waſſer durch dieſen Weg niemals verrinnt. Daſſelbe gilt auch von den anderen Seen, und die Natur treibt alſo hier unaufhörlich ihr großes, dem Menſchen unerreichbares Werk, das Waſſer in Dünſte aufzulöſen, die Dünſte in Luft zu verwandeln, die Luft wieder zu zerſetzen und durch die Anziehungskräfte der Erde die Feuchte nochmals in jenen großen Behältern zu ſammeln!

Nordweſtwärts vom See Superior zwiſchen 50° und 59° der Breite ſehen wir eine zweite Anhäufung von friſchen Waſſern, wovon das Hauptreſervoir der große Winnipeg-See genannt wird, den die franzöſiſchen Canadier Ouinipique ausſprechen, und der in älteren Karten der große See der Aſſiniboils zu heißen pflegte. Seinem Flächeninhalte nach dürfte er in Amerika nur dem See Superior nachſtehen, ſo wie die durch ſchmale Landzungen von demſelben getrennten, weſtlicher gelegenen Seen, der Minitopa, der kleine Winnipeg, (ehedem Killiſtino oder Chriſtinaux) und der Cedern-See nach dem Ontario zu den größeren Seen gezählt werden müſſen. Der große Winnipeg verengt ſich um die Mitte, und bildet daſelbſt viele Inſeln, ſo daß die älteren franzöſiſchen Pelzhändler wahrſcheinlich daher Anlaß genommen haben, dem oberen Theile einen beſonderen Namen zu geben und ihn den See Bourbon zu nennen. Mit der Hudſonsbai iſt er durch drei Kanäle, die aus an einander hangenden Flüſſen und Seen beſtehen, bei Fort York und Severnhaus in Verbindung. Seinem ſüdöſtlichen Ende führt der große, einem ſchmalen See ähnliche Fluß Winnipeg die Gewäſſer des Wälder- oder Waldſees *(Lac des Bois)* zu; dieſer hängt wieder in Südoſten mit dem langen Regen-See (*Lac la Pluye*, Rain-Lacke) zuſammen, von dem eine Kette von unzähligen kleineren Seen bis in die Nähe des weſtlichen Ufers des Sees Superior führt, mit welchem ſie jedoch keinen unmittelbaren Zuſammenhang hat. Hier iſt die Stelle,

die bei allen canadiſchen Rauchhändlern unter dem Namen Grand Portage, oder des großen Trageplatzes, ſo berühmt iſt, indem alle Waaren, womit man aus Canada nach Nordweſten auf den Pelztauſch zieht, hier mit den Kanots eine Strecke von zwei deutſchen Meilen über Land getragen werden, um ſie auf die kleinen Seen, von dieſen in den Regen=See, und ſo allmälig weiter nach dem Winnipeg und den vor Kurzem noch undurchdrungenen Wildniſſen in Nordweſten zu bringen. In dieſer letzten Richtung hat man bereits eine ſehr große Anzahl nahe an einander liegender Seen entdeckt, die zum Theil mit dem Winnipeg und dem Cedern=See in Verbindung ſtehen und wovon einige, z. B. der See Clair, von anſehnlicher Größe ſind. Ein Fluß, welcher in die Nordweſtſpitze des Cedern=Sees tritt, verbindet ihn mit dem Pine= oder Fichten=See, an welchem Cumberlandhaus gelegen iſt, und der an ſeinem ſüdweſtlichen Ufer einen großen aus Südweſten kommenden Strom, den großen Paſquia, aufnimmt. In dieſen fällt von Weſten her ein anderer anſehnlicher Fluß, der Saſkaſchawan, an welchem, wie bereits erwähnt worden iſt, die Hudſonsbai=Compagnie ihre weſtlichſten Poſten in dieſer Gegend, das Hudſonshaus und das Mancheſterhaus, angelegt hat.

Der große Sclaven=See, von dem wir ſchon mehrmals geſprochen haben, kann als der Hauptbehälter des friſchen Waſſers in der noch nördlicheren Gegend von Amerika, zwiſchen 60° N. Br. und dem Eismeer, angeſehen werden. Seine noch nicht genau beſtimmte Größe iſt gleichwohl bekannt genug, um ihn unmittelbar mit dem Winnipeg=See in Eine Klaſſe, und nur dem See Superior nachzuſetzen. Seine größte Ausdehnung geht von Weſten nach Oſten, ein wenig nordöſtlich, und gegen Norden bildet er einen großen Buſen, der einen anſehnlichen Fluß aufnimmt und weſtwärts von dieſem ſich noch in eine 40 Seemeilen tiefe Bai verlängern ſoll. Aus ſeiner Südweſtſpitze geht der bereits beſchriebene große Mackenziesfluß hervor, welcher nach einem mehr als 200 deutſche Meilen langen Lauf ins Eismeer fällt. Dagegen empfängt er an ſeiner Südoſtſpitze den großen Sclavenfluß, der eigentlich nur eine Verlängerung des Arathapeskowfluſſes heißen ſollte, indem dieſer letztere von ſeinem Urſprung ungefähr in 55° N. Br. nach Norden ſteigt, in den Arathapeskow=See an deſſen weſtlichem Ende tritt und dann ſeiner Mündung gerade gegenüber wieder in derſelben nördlichen Rich=

tung unter dem Namen des Sclavenfluſſes ſeinen Lauf nach Norden fortſetzt. Der Arathapeskow-See, den man auch Arabaska nennt*), wiewohl er ungleich kleiner iſt, als man ihn noch vor Kurzem ausgegeben hatte, gehört dennoch zu den größeren amerikaniſchen Seen. Er erſtreckt ſich von Weſten nach Oſten, wo er noch mit einigen andern Seen zuſammenhängt. Die vielen beträchtlichen Seen, die Hearne auf ſeiner merkwürdigen Reiſe nach dem Eismeer berührte, die theils nördlich, theils öſtlich vom Sclaven-See liegen, ſtehen zum Theil mit dieſem letzteren in Verbindung. Auch fällt ein dritter großer Fluß, der Clowey, aus der öſtlichen Gegend, unweit der Mündung des Sclavenfluſſes, in dieſen See. Die Quellen des Dubant- (*Doobaunt*) Fluſſes, welcher in den großen See dieſes Namens fällt, liegen von den Quellen des Cloweyfluſſes nicht weit entfernt: wenigſtens wird die Communication, vermittelſt der dazwiſchen befindlichen Gewäſſer, bis auf einige Trageplätze, ſehr erleichtert; und da der Dubant-See wahrſcheinlich durch den Cheſterfields-Einbuſen mit der Hudſonsbai zuſammenhängt, ſo iſt auch hier dem Rauchhändler ein Weg ins Innere geöffnet.

Nach der Analogie des bereits entdeckten Striches im nördlichſten Amerika, nach der Beſchaffenheit der Küſten um Nepeanſund und Fitzhughſund, wo alles offenbar die Anweſenheit großer Flüſſe verräth, läßt ſich mit einem hohen Grade der Wahrſcheinlichkeit folgern, daß auch die noch unbekannten Gegenden in Weſten und Norden dereinſt großen Ueberfluß an friſchen Gewäſſern zeigen werden. Die Oſtküſte der Hudſonsbai und das ganze Labrador weichen darin von der Beſchaffenheit des übrigen Nordens von Amerika nicht ab. Der Miſtaſſins-See und der See Atſchi-Kunipi ſind hier die großen Waſſerbehälter, mit denen eine Menge kleinere im Umkreiſe verbunden ſind. Von Grönland und den übrigen Polarländern iſt uns das Innere gänzlich unbekannt; allein hier laſſen die beſondere Lage zwiſchen zwei großen Meeresflächen, die große nordiſche Kälte und die Höhe der Gebirgsrücken allerdings eine verſchiedene Beſchaffenheit vermuthen.

---

*) Arrowſmith hat dieſe letztere Benennung in der neuen Ausgabe ſeiner Karte vorgezogen; auf der unſrigen iſt die erſtere beibehalten.

§. 9. Gebirge.

Grönland ſcheint nach aller Beſchreibung ein hohes felſiges Alpenland zu ſein, auf deſſen über einander gethürmten, ſchroffen Gebirgsrücken ewiger Schnee ſich häuft, und ungeheure Eismaſſen die Thäler füllen. Nur an den weſtlichen Seeufern, längs der Baffinsbai bis etwa zum 70.° der Breite, findet man im Sommer das niedrige Land von Eis und Schnee entblößt; doch liegen auch hier die unermeßlichen Gletſcher zwiſchen den Gipfeln hoher Alpengebirge, und drohen durch alljährliche Zunahme, bald, wie auf der gegenüberliegenden Oſtküſte, das noch unbewohnbare Land zu bedecken. Wo dieſes Gebirge ſich gegen Norden verliert, iſt uns noch unbekannt; eine in den Seekarten fortgepflanzte Tradition erwähnt in 74° N. Br. eine Anſicht des öſtlichen Grönlands vom Jahr 1665, wo die Höhen von Schnee entblößt waren, und die Witterung milde geweſen ſein ſoll. Nach dieſer Angabe zu ſchließen, können die Berge hier nur von unbedeutender Höhe ſein, und vielleicht iſt dies mit dem ganzen übrigen Polarlande und der Küſte des Eismeers in Amerika der Fall. Die allgemeine nautiſche Bemerkung, daß die Tiefe des Meeres ſich mehrentheils wie die Höhe der Küſten verhält, ſcheint dieſe Muthmaßung einigermaßen zu beſtätigen; denn im Norden über der Behringsſtraße, und auf der amerikaniſchen Seite des kamtſchatkiſchen Meeres iſt die Tiefe des Waſſers ſehr gering, und die Küſten erheben ſich nur in flachen Sandhügeln. Auch Hearne's und Mackenzie's Entdeckungen geben Beweiſe von der unbedeutenden Höhe der dortigen Gebirge. Sie fanden überall Wohnſitze der Menſchen, überall jagdbare Thiere, und bis zum 68.° der Breite noch Bäume.

In der phyſikaliſchen Beſchreibung desjenigen Theils von Nordamerika, der die vereinigten Staaten und die hier in nähere Betrachtung gezogenen Nordweſtgegenden enthält, kann überhaupt die eigenthümliche Beſchaffenheit der Gebirge, neben der außerordentlichen Waſſermenge, für den zweiten characteriſtiſchen Zug gelten. Sowohl die Bergrücken, die ſich von der Mitte des Landes Labrador nach dem St. Lorenzfluß und rund um Jamesbai nordwärts über den See Superior hinziehen, als die vom Cap Roſieres in Neubraunſchweig anfangende, längs dem ſüdlichen Ufer des St. Lorenzfluſſes, und ſodann an der Oſtſeite des Sees Champlain und des Hudſonsfluſſes fortſetzende Reihe,

beſteht verhältnißmäßig aus kleinen, ſelten über 1500 Fuß hohen und größtentheils weit niedrigeren Bergen und Hügeln. Selbſt jene große Kette von Gebirgen, die ſich in mehreren hinter einander liegenden Rücken zwiſchen dem atlantiſchen Meere, dem Miſſiſſippiſtrom und den fünf großen Seen erſtrecken, denen man emphatiſch den Namen eines Rückgrats der vereinigten Staaten gegeben hat, die aber ſonſt auch mit der allgemein angenommenen Benennung der Alleghenny-Gebirge bezeichnet werden, ſelbſt dieſe ſind nicht unordentlich hingeſtreuet, oder in hohe zackige Spitzen und Zinnen, wie die Alpen, zerriſſen, ſondern bilden regelmäßige Wälle, deren Abhang ſich allmälig verflächt und deren ſenkrechte Höhe ſelten drittehalb 1000 Fuß überſteigt. Dies iſt auch der Fall mit den nordweſtwärts gelegenen Bergen zwiſchen den Gewäſſern, die mit dem Winnipeg-See in Verbindung ſtehen, und jenen, die nach dem Arathapeskow- und Sclavenſee ihren Zug haben. Es iſt auch keineswegs wahrſcheinlich, daß in dieſer mittleren Region von Nordamerika noch irgendwo ein höherer Gebirgspunkt entdeckt werden könne, indem der gemeinſchaftliche Entſtehungsort der größten Flüſſe dieſes Landes unfehlbar auch die höchſte Gegend deſſelben bezeichnen muß. Nun entſpringt aber, wie wir geſehen haben, der St. Lorenzfluß aus dem See Superior, der Miſſiſſippi etwa 30 Meilen weſtwärts von demſelben, und der Oregan nur wenige Meilen weiter; die Flüſſe Nelſon oder Bourbon, Severn und Churchill nicht zu rechnen, die, indem ſie aus dem Winnipeg und den damit verbundenen Seen abgeleitet ſind, ebenfalls von jener gemeinſchaftlichen Höhe ihre Quellen erhalten. Es verdiente die Aufmerkſamkeit eines einſichtsvollen und mit Scharfſinn begabten Orographen, der zugleich in jeder anderen Beziehung Phyſiker wäre, hier die beſonderen Umſtände in Erwägung zu ziehen, wodurch dieſes waſſerreiche Plateau ſich von den höheren Gebirgspunkten unſeres Welttheils auszeichnet, und zu unterſuchen, welchen Einfluß dieſe eigenthümliche Beſchaffenheit des Nordens von Amerika auf ſein Klima und ſeine Erzeugniſſe haben könne.

Die Nordweſtküſte oder, was wir hier unter dem Namen Neu-Albion verſtehen, ſcheint wenigſtens vom 57.° der Breite an, mit höheren Gebirgen beſetzt zu ſein. Der Berg Edgecumbe, der Berg Fairweather, der Berg St. Elias, und die Gebirge, welche um Prinz Wilhelms-Sund und um den Cooksfluß liegen, haben jene ſchroffere, picähnliche Geſtalt, wodurch ſich die höch-

ſten Alpen unſeres Welttheiles auszeichnen, und, wenn man die Entfernung, in welcher ſie über dem Horizont ſichtbar ſind, in Erwägung zieht, unſtreitig auch eine beträchtliche Höhe. Vielleicht alſo läßt es ſich als wahrſcheinlich annehmen, daß die Fortſetzung der mächtigſten Gebirgskette im amerikaniſchen Welttheile ſich von Mexico nordwärts längs der weſtlichen Küſte hinaufzieht. Allein verhältnißmäßig gegen die Andes oder unſere Alpen, oder die kaukaſiſchen und tibetaniſchen Gebirge bleibt im Ganzen genommen jene nordweſtliche Kette von einer ſehr untergeordneten Höhe. Eine wichtige Bemerkung für den Geologen iſt hier noch anzuführen übrig: im ganzen Norden von Amerika findet man nirgends eine Spur des vulkaniſchen Feuers und ſeiner Wirkungen, bis man in den Cooksfluß kommt und dort auf deſſen weſtlichem Ufer einen feuerſpeienden, kegelförmigen Berg erblickt. Die Kette der Inſeln, welche, von der Halbinſel Alaska an, das kamtſchatkiſche Meer gleichſam verſchließen, und die gegenüber liegende Halbinſel Kamtſchatka ſelbſt auf der aſiatiſchen Seite, gehören ſchon mehr zum plutoniſchen Reiche. So liegt auch auf der Nordoſtſeite Island mit ſeinen Vulkanen in der Nähe von Amerika.

Bei der unbedeutenden Höhe der Gebirge und ihrer ſanfteren Verflächung bleibt in dem großen Lande, welches wir hier überſehen, der größte Theil der Oberfläche den bewohnbaren Thälern, den Ebenen, den unabſehlichen Wieſen an den Ufern der Flüſſe, den Sumpfgegenden und Niederungen zugemeſſen. Die Gegend um die fünf großen Seen iſt eine erhabene Bergfläche, oder Platteform (plateau) welche über alle benachbarten Gebirgsrücken hinausragt, und von welcher ſie eigentlich nach verſchiedenen Richtungen ausgehen. Ihre verhältnißmäßig geringe Höhe, ihr Waſſerreichthum, ihre Lage in dem gemäßigten Erdſtriche zwiſchen 40^{0} und 50^{0} der Breite, ihr üppiger, ſtolzer, mannigfaltiger Pflanzenwuchs machen ſie zum Lieblingsaufenthalte verſchiedener Gattungen von Thieren, und zugleich der zahlreichſten und mächtigſten unter den eingebornen Menſchenſtämmen. Schaut man von ihrer Höhe nach Süden hinab, ſo ſieht man längs dem Laufe des Illinois, des Wabaſch, des Ohio, des Schawano und des Tſcherokifluſſes, welche ſämmtlich von Oſten her in den Miſſiſſippi fallen, ein unermeßliches, zum Anbau reizendes, mit allen Bedürfniſſen des Lebens reichlich verſehenes Wieſenland, in deſſen Wäldern unzählige Heerden von

wilden Rindern und Rehen umherſtreifen, wo die Biber an den Ufern der Bäche ihren kunſtreichen Bau vollführen, wo die Gattungen des wilden Geflügels in endloſer Verſchiedenheit des glänzendſten Gefieders die Wipfel der Bäume bevölkern, und ein mildes Klima den Herrn der Schöpfung anlockt, ſich einen Wohnſitz zu wählen und in der Anwendung ſeiner Kräfte auf ein fruchtbares Land den reinſten Genuß, deſſen er fähig iſt, einzuernten. Hier iſt es, wo die Republik der vereinigten Staaten 220 Millionen Morgen Land, zu künftigen Niederlaſſungen beſtimmt, gegen Erlegung eines geringen Ankaufpreiſes den neuen Anſiedlern überläßt, und wo ſie ihren in dem Kampf um Unabhängigkeit verdient gewordenen Heeren ein Eigenthum zur Belohnung angewieſen hat. Der Verkehr mit den ſpaniſchen Colonien am jenſeitigen Ufer des Miſſiſſippi und an dem Meerbuſen von Mexico, welcher bald den unmittelbaren Handel nach den weſtindiſchen Inſeln erzwingen wird, bietet dieſen neuen Anlagen die ſicherſte Ausſicht auf einen ſchnellen Zuwachs von Macht und Bevölkerung und dauerhaftem Wohlſtand dar.

Nordoſtwärts von der großen Berg-Ebene erſtrecken ſich die des Anbaues fähigen Länder zu beiden Seiten des St. Lorenzſtroms; minder reich und üppig zwar, als an jenen von der Natur begünſtigten Geſtaden des Ohio, deſſen Name ſchon vom unwiderſtehlichen Eindruck des Schönen auf die Empfindung ſelbſt des rohen Indianers zeugt,*) — aber gleichwohl noch ergiebig genug, um die Mühe des Pflanzers mit Ueberfluß zu belohnen. — Im Weſten ſcheint ein unermeßliches Thal den Oreganfluß zu begleiten, und wahrſcheinlich erweitert es ſich zu großen Ebenen, ehe dieſer Strom das weſtliche Meer erreicht. — Hingegen nach Nordweſten hin verräth die Zahl und Lage der Seen, nebſt dem Laufe der Flüſſe, daß in dieſer Richtung die große Bergebene mit geringen Abänderungen ihrer Höhe bis jenſeits des Sclaven-Sees fortſetzen muß, und dieſe erſtaunliche Verlängerung derſelben erklärt zugleich die ſonſt unbegreifliche Kälte des Nordweſtwindes, die beſonders auf das Klima der am atlantiſchen Meere belegenen, mittleren Provinzen einen ſo nachtheiligen Einfluß hat.

---

*) Ohio heißt der Schöne.

§. 30. Amerikaniſche Kälte.

Es wäre ſicherlich für die Grenzen dieſes Aufſatzes ein viel zu weitumfaſſendes Unternehmen, die Urſachen der verſchiedenen Erſcheinungen, wodurch ſich der neue Welttheil von dem unſrigen auszeichnet, aufſuchen und auseinander ſetzen zu wollen. In den meiſten Fällen würden uns überdies die unüberwindlichſten Schwierigkeiten an der Erreichung unſerer Abſicht hindern, da die Thatſachen, worauf ſich eine jede Unterſuchung dieſer Art gründen muß, noch ſo vielem Widerſpruch unterworfen ſind. Alles, was wir alſo thun können, wird darin beſtehen, über die allgemeine Beſchaffenheit des nordamerikaniſchen Nordens das Zuverläſſigſte auszuſondern, um es den Leſern hier vorzulegen und ihnen zugleich die Anwendung davon zu überlaſſen. Anſtatt alſo zu unterſuchen, in wiefern die Abweſenheit der Vulkane, wovon wir vorhin geſprochen haben, dort zur Hervorbringung einer verhältnißmäßig weit größeren Kälte mitwirken könne, wollen wir uns begnügen, dieſes Phänomen zuerſt in nähere Betrachtung zu ziehen und aufs Reine zu bringen.

Alle Entdecker und Anſiedler von Nordamerika bemerkten bald, daß daſelbſt unter gleichen Graden der Breite eine weit ſtrengere Kälte, als in unſerm Welttheile, herrſchte. In Canada, in Neuſchottland, in Neufundland ſüdwärts vom 50.° der Breite erſtarren die größten Flüſſe, ſelbſt der St. Lorenzſtrom, des Winters mehrere Monate hindurch mit mehr als klafterdickem Eiſe; indeß in Frankreich und Deutſchland unter gleichen Graden der Breite der Winterfroſt im Durchſchnitte weit gelinder iſt. In Penſylvanien ſogar, deſſen Hauptſtadt unter 40° der Breite liegt, iſt die Kälte des Winters ſo ſtrenge, wie bei uns im 50. Grade. Geht man aber noch weiter nach Norden, an die Küſte Labrador und die Ufer der Hudſonsbai, die mit dem nördlichen Deutſchland und den brittiſchen Inſeln in gleicher Breite liegen, ſo findet man ein trauriges Klima, einen Boden, der zum Anbau ſchlechterdings unfähig iſt, und einen Grad des Froſtes, wobei die ſtärkſten geiſtigen Getränke ſogar in geheizten Zimmern gefrieren. Etwa 100 Meilen weiter gegen Norden, in Grönland, liegt ewiges Eis längs den Küſten und auf den Gebirgen. Aus dieſen Angaben erfolgte nunmehr der Schluß, daß Amerika überall weit kälter als Europa unter gleichen Graden der Breite ſei; allein uns kommt es dennoch ſo vor, als ob in dieſer allgemei-

nen Ausdehnung des Satzes einige Uebereilung liege. Das Innere von Nordamerika jenſeits der Alleghenny-Gebirge genießt ein ungleich milderes Klima, als die Oſtküſte unter einerlei Polhöhe. Der wilde Reis (Zizania), der, wie geſagt, am ſüdlichen Ufer des Sees Superior nicht reifen will, wächſt häufig und bringt reifen Saamen oberhalb des Winnipeg, beinahe fünf Grade weiter gegen Norden. So viel hängt von beſonderer Lage und localen Umſtänden ab. Hearne und Mackenzie fanden auf ihren Reiſen die Länder des Inneren bis zum 68.° mit Waldung bedeckt; und weiter erſtreckt ſie ſich auch in unſerem Welttheile nicht. Die Weſtküſte endlich, oder Neu-Albion, ſoll, nach dem Zeugniſſe der älteren ſowohl als der neueſten Entdecker, ihrer höheren Gebirgsketten ungeachtet, ein ſanfteres Klima als die Oſtküſte genießen. Dieſe Verſchiedenheit zwiſchen den zwei entgegengeſetzten Küſten eines Welttheiles findet auch in dem unſrigen Statt. In Ochotsk unter dem 60.° Grade der Breite ſieht man zuweilen die Sonne nicht drei oder viermal in einem Sommer; keine Art von Anbau iſt daſelbſt möglich, und die Winterkälte, die bis in den Mai fortdauert, bedeckt den Hafen und den ganzen Meerbuſen mit Eis. Noch ungleich ſüdlicher, bis an die chineſiſche Mauer, geſtattet der Himmelsſtrich keinen Kornbau, und in Pecking ſelbſt, das mit Philadelphia und mit Toledo in 40° der Breite liegt, iſt der Winter außerordentlich ſtrenge. Die Urſache dieſes Unterſchiedes zwiſchen der Temperatur der öſtlichen und weſtlichen Küſten ſei welche ſie wolle, ſo iſt wenigſtens das Faktum ſo beſchaffen, daß es den anfänglich ſo auffallenden Unterſchied zwiſchen der Temperatur beider Welttheile merklich vermindert. Allerdings bleibt zwar, auch wenn man dieſen Punkt erwägt, ein Unterſchied des Himmelsſtriches zum Vortheile von Europa noch übrig; allein hier treten nun ſo viele Urſachen ein, von denen keine für ſich hinreichend wäre, das Phänomen zu erklären, die aber zuſammengenommen mehr als hinreichend zu ſein ſcheinen, es wirklich hervorzubringen. Dahin gehören die ungeheure Menge Waſſers, welche die Luft ſehr feucht erhalten muß; die flache Beſchaffenheit des höheren Landes, auf welchem die kalten Nordweſtwinde ungehindert fortſtreichen können; die Menge der Wälder, der Mangel der Einwohner und des Anbaues, endlich und zuletzt, auch ohne zu ſpotten, die gänzliche Abweſenheit eines vulkaniſchen Heerdes. Vielleicht alſo, wenn die Cultur hier große Fortſchritte macht, wenn neue

Niederlaſſungen nach allen Seiten hin angelegt werden, wenn das Menſchengeſchlecht ſich von drei bis zu einigen 100 Millionen vermehrt, wenn die Wälder ausgerottet ſind, wenn die ungepflügten Aecker ausdünſten können, wenn die Seen aus Mangel an Zufluß und Anziehungskraft allmälig austrocknen; — dann ändert ſich das Klima von Amerika, und wird dem unſrigen ähnlicher, ſo wie das unſrige vor 2000 Jahren nicht nur dem jetzigen amerikaniſchen an Kälte glich, ſondern auch die Thiere hervorbrachte, die gegenwärtig nur dem erſtarrten Norden eigen ſind. Es kann indeſſen auch ſein, daß die beſondere Geſtalt der Länder in Amerika und ihre relative Lage auf ihren Himmelsſtrich einen gewiſſen Einfluß hat. Unſtreitig wäre Neufundland als Inſel nicht ſo kalt, wenn Labrador ihm nicht unmittelbar zur Seite, und Grönland im nahen Norden gegenüber läge; unſtreitig wirken auch die tiefen Buſen der Baffins- und der Hudſonsbai zur Mittheilung einer kalten Temperatur, vermittelſt der darüber hinſtreichenden Winde.

§. 11. Produkte des Mineralreichs.

Das Innere von Nordamerika iſt in Abſicht der Beſtandtheile ſeiner Gebirgsmaſſen noch ein unerforſchtes Land. Theils die gänzliche Unbekanntſchaft der wenigen Kaufleute, die jene großen Einöden durchwandert haben, mit den Körpern des Mineralreiches, theils auch die Schwierigkeit, in einem überall mit Pflanzen und Bäumen bekleideten Lande ſolche Stellen anzutreffen, wo die Schichten und Gebirgslager genau erkannt und unterſchieden werden können, wird vielleicht noch lange Schuld ſein, daß in dieſem Theile der Gebirgslehre eine große Lücke bleibt. Ein paar allgemeine Bemerkungen, die ich hier aufzeichnen werde, ſollen daher nicht ſowohl von der wirklichen Beſchaffenheit der nordamerikaniſchen Gebirge Rechenſchaft geben, als vielmehr künftige Mineralogen auffordern, ſie zu beſtätigen oder zu berichtigen und zu ergänzen. Im höchſten Norden, z. B. in Grönland und in den hohen, ſchroffen Felſengebirgen an der Küſte Neu-Albion und am Cooksfluß dürften wahrſcheinlich Granit und Schiefergebirge von der älteſten Entſtehung zu ſuchen ſein. Asbeſt und Amianth werden uns häufig von Neugrönland zugeführt, und als Schiefergebirge ſcheint Cook die Bergart am Nutkaſund zu beſchreiben. Nach Kalms Berichten

iſt in Canada eine aus Quarz, Glimmer und Kalk gemiſchte Felsart, folglich ein Gemenge von verhältnißmäßig ſpäterer Entſtehung, häufig anzutreffen. Labrador enthält unſtreitig dem Granit verwandte Gebirge, wie ſich aus einigen Worten, die Curtis in ſeiner Beſchreibung fallen läßt, und aus dem Feldſpath ergiebt, der wegen ſeines ſchönen ſchillernden Glanzes ſo bekannt geworden iſt. Bereits in den älteſten Reiſebeſchreibungen finde ich eine Spur, daß dieſer ſo genannte Labradorſtein auch in dem Meerbuſen Fundy, zwiſchen Neuſchottland und Neuengland, drei Viertelmeilen weit von der Inſel Menan, eine Klippe bildet, die mehrentheils vom Waſſer bedeckt iſt. Ihr Entdecker, de Razilli, hielt ſie zwar für echten Laſurſtein; allein ein ſolcher Irrthum iſt einem Abentheurer von ſeiner Art verzeihlich, und war es vor 150 Jahren noch mehr als jetzt.

Von Neufundland an über Cap Breton und Neuſchottland bis in die mittleren vereinigten Staaten erſtrecken ſich Schiefergebirge von einer ſpäten Entſtehung mit unermeßlichen Kohlenflötzen vermiſcht. Alle die verſchiedenen Rücken und Zweige des großen Alleghenny-Gebirges beſtehen aber aus Quarzfels und darüber geſchichtetem Sandſtein, an deren Verflächungen die Kalk-Schiefer- und Kohlenflötze aufſitzen. In allen dieſen Gebirgen ſind Eiſen und Kupfer die gewöhnlichſten und häufigſten Metalle; Blei wird ungleich ſeltener angetroffen, und von den ſogenannten edlen Metallen hat man, ſo viel ich weiß, noch keine Spur. Alles, was man in Gebirgen von ſpäter Entſtehung anzutreffen pflegt, Pflanzenabdrücke und Petrefakten, Steinöl, Kohlen, Schwefel, Mittelſalze, phosphorſaures Eiſen, Marmorarten u. ſ. w. beſitzen die vereinigten Staaten an verſchiedenen Stellen zwiſchen den Alleghenny-Gebirgen und dem atlantiſchen Meere. Kochſalz, oder wenigſtens zahlreiche Salzquellen liegen an der entgegengeſetzten Weſtſeite dieſer Gebirge zwiſchen dem Ohio und Miſſiſſippi, und werden bereits in dem neuen Staate Kentucky von den Coloniſten gradirt und benutzt.

Unſtreitig aber ſcheint von allen Metallen im Norden von Amerika das Kupfer am häufigſten vorhanden, und am allgemeinſten verbreitet zu ſein. Der Gebrauch des Eiſens war den urſprünglichen Einwohnern jenes Welttheils gänzlich unbekannt; dagegen hatten ſie überall das in Menge zu Tage liegende gediegene Kupfer zu mancherlei Werkzeugen, Geräthen und Zierrathen angewandt. Hearne fand noch Kupferberge am Rande

des Eismeeres im 71.° der Breite; Carver und andere Pelzhändler entdeckten erſtaunlich große Maſſen dieſes Metalls theils am ſüdlichen Ufer des Sees Superior, theils auf den darin befindlichen Inſeln. Meares erwähnt großer Klumpen von Kupfer, die er in den Händen der Einwohner des Nutkaſundes, und nach ihrer Ausſage aus dem Inneren des Landes geholt, erblickte. Endlich erſtreckt ſich die kupferreiche Gegend auch bis in die Nähe von Kamtſchatka, wie die davon benannte Kupferinſel (Mednoi-Oſtrow) beweiſet. Auch in der alten Welt kannte man den Gebrauch dieſes Metalls unſtreitig ſchon lange, ehe noch die Kunſt in Eiſen zu arbeiten erfunden ward. Die Natur bietet Kupfer häufig in ſeinem gediegenen, dehnbaren Zuſtande dar; das Eiſen hingegen, zufällige Ausnahmen nicht gerechnet, iſt überall verkalkt und nicht ohne Zuſatz von brennlichen Stoffen zur Metalleität zurückzuführen. Es erforderte alſo einen nicht geringen Grad der Cultur und der durch ſie allein zu erlangenden Entwickelung der Geiſteskräfte, um in der Schmelzkunſt auch nur ſo weit fortzuſchreiten. — Von den Mineralien der weſtlich und nordweſtlich vom See Superior liegenden Länder iſt übrigens nicht das mindeſte bekannt. Die Indianer ſprechen von felſigen Gebirgen (rocky mountains) nordwärts vom Oreganfluß, und einer von ihnen hat auf einer Karte die ſo genannten Berge von glänzenden Steinen (Mountains of shining stones) angedeutet, die vielleicht Quarzkriſtall und Glimmer von glänzender Metallfarbe enthalten. Auch Mackenzie fand an ſeinem Fluß einen Berg mit ſolchen glänzenden Steinen; allein ſchon dieſe unbeſtimmten Ausdrücke verrathen zur Genüge, wie wenig weſentliches Licht ſich für die Wiſſenſchaft aus dieſem täuſchenden Schimmer ſammeln läßt.

§. 12. Pflanzenwuchs.

In den lebloſen Geſtalten des Mineralreiches bleibt die Natur einförmiger und ſich ſelbſt überall ähnlicher, als im organiſchen Pflanzengebilde oder in den unzähligen Formen des Thierreichs. Die Zahl der chemiſchen Grundſtoffe iſt beſchränkt, ihre möglichen Zuſammenſetzungen laſſen ſich berechnen; dieſe aber ſind nicht in gleicher Menge vorhanden, ſondern neben einigen ſeltenen Miſchungen giebt es andere, die in allen Weltgegenden häufig anzutreffen ſind und deren geringe Modificationen eben darum weniger Eindruck machen, weil die Einförmig-

keit großer Maſſen das Auge und den Geiſt ermüdet. Weit ſichtbarer iſt die Verſchiedenheit der einem jeden Lande zugetheilten Naturkräfte in den charakteriſtiſchen, ihrem Urbilde ſtets getreuen Formen der Pflanzen und Thiere. Entfernung, Lage, Klima ſetzen hier Unterſchiede feſt, die nur der Menſch auf der höchſten Stufe ſeiner Bildung wahrnehmen, unterſuchen und durch ſeine künſtlichen Vorkehrungen gewiſſermaßen wieder abändern kann, indem er die Erzeugniſſe aller Welttheile um ſich her verſammelt.

Amerika, auch ſogar deſſen nördliche Hälfte, iſt in Abſicht ſeines Pflanzenreichthums gänzlich verſchieden. Seine Wälder prangen mit Nadelhölzern, die mit den unſrigen nur eine entfernte Aehnlichkeit verrathen; unter den dortigen Laubbäumen haben viele bei uns nicht einmal eine verwandte Gattung; die Stauden, die Kräuter, die Blumen, die Farren und Mooſe ſind dem Beobachter, der nur europäiſche Pflanzen geſehen hat, völlig fremd und unbekannt. Mit Recht erſtaunt unſer Geiſt, mit Recht verſinkt er in ſtille Bewunderung bei dieſem Anblick, der von einer uns unbegreiflichen, unſer ganzes Faſſungsvermögen weit überſteigenden Kraft und Wirkſamkeit der Natur Zeugniß gibt, wodurch einſt auf der Grundlage von harten, leblos zuſammengehäuften mineraliſchen Subſtanzen das Heer der organiſchen Weſen, mit unendlicher Fortpflanzungskraft begabt, hervorging. Es ward, was bis dahin noch nicht geweſen war, und dieſe Kraft des Werdens erfüllte den Erdball; denn wohin wir uns wenden, in jedem engen Bezirk, erblicken wir Pflanzen und Thiere, die nur für ihn geſchaffen, die nirgends außer ihm zu finden ſind, und oft ſogar an keinem andern Orte leben können.

Wie ein Sonnenſtäubchen entſtehe, begreifen wir nicht; wir faſſen es nicht, nach welchen Geſetzen die Elemente ſich zu Weltkugeln ballten; es bleibt uns unergründlich, wie Kalk und Thon und Eiſen, überall ſo reichlich geſpendet, aus der Verbindung ihrer Grundſtoffe wurden, und wir erblicken mit heiligem Schauer den Abgrund zwiſchen zweien Welten, von denen eine uns verborgen iſt, ſo oft wir uns das erſte Werden der organiſchen Schöpfung verſinnlichen wollen. Nur dieſe einzige Vorſtellung bleibt uns übrig: wie einſt an 1000 Millionen Punkten zugleich eine ſolche Miſchung der Elemente entſtand, wodurch die Formation der Mineralien möglich und wirklich ward, ſo kam ein Zeitpunkt, wo jene anderen Kräfte, von denen die organiſche

Bildung abhängt, überall in Wirkſamkeit geriethen. Die Oberfläche der Erde bedeckte ſich mit Gräſern, Kräutern und Bäumen, und auch im Pflanzenreiche wurden gewiſſe Formen — nach menſchlicher Weiſe zu reden — von der Natur leichter hervorgebracht; Tauſende von dieſen ſproßten in verſchiedenen Punkten des Erdreichs auf, für eine, die ihr Entſtehen einer bloß localen Modification verdankte. Vereinzelt konnten wenigſtens weder Thier- noch Pflanzenarten ſtehen; ſonſt wäre die organiſche Schöpfung im Augenblick ihres Werdens verſchwunden. Den Zeugungskräften, der Unerſchöpflichkeit, dem Reichthume der Natur iſt das einfache, erhabene Bild des Unbegreiflichen angemeſſen: „Die Erde laſſe aufgehen Gras und Kraut, das ſich beſame nach ſeiner Art;" — und weiter: — „es errege ſich das Waſſer mit webenden und lebendigen Thieren!" —

Wenn nun in den Wäldern von Canada im Schatten jener einheimiſchen Bäume, die jedem anderen Erdboden fremd ſind, hin und wieder einige Pflänzchen aufſproſſen, (Linnaea borealis, Pyrola rotundifolia, Arbutus uva ursi, Myrica Gale) die auch im Norden von Europa angetroffen werden; was nöthigt uns, ſie von den Weſen ihrer Art in unſerem Welttheil abſtammen zu laſſen? Was hindert uns zu glauben, daß dieſelbe unbekannte Energie, wodurch gerade dieſe Formen bei uns ſich erzeugten, einſt auch jenſeits des atlantiſchen Meeres wirkſam geweſen ſey? Welch einen Vorzug haben die ſchwediſchen und deutſchen Heiden vor den canadiſchen, daß, wenn auf beiden einerlei Pflanzen ſich unter verſchiedenartigen eingemiſcht finden, wir die amerikaniſchen von europäiſchen Samen herleiten ſollten? Unſtreitig iſt es nicht ſchwerer ſich zu denken, wie in Canada ein Wintergrün (Pyrola) zwiſchen den Wurzeln der Weymouths-Kiefer oder der Sproßtanne, und durch dieſelbe Kraft mit dieſen, als wie es in Deutſchland unter den gemeinen Kiefern und Weißtannen, und durch dieſelbe Kraft mit dieſen, zuerſt hervorgehen konnte. Wo die Natur es vermochte, den Erdboden mit Millionen Weymouths-Kiefern, Weißcedern, Sproßtannen zu ſchmücken, konnte es ihr ein Leichtes ſein, zugleich andere Pflanzengeſtalten zu bilden, die, vermöge einer völligen Aehnlichkeit der Umſtände, auch in unſerem Welttheil entſtanden. Die ſcholaſtiſche Grübelei, die in einem dunkeln Zeitalter, aus Unkunde der im äußern Sinne gegebenen Welt, auf halbwahre einſeitige Beobachtungen allgemeine Geſetze zu gründen ſich erkühnte, hat

mit dem Satze der Sparſamkeit in der Natur, dem man eine bloß relative Zuläſſigkeit wohl gönnen kann, die Verwirrung geſtiftet, die wir hier beſtreiten. Wie die Natur von einer Seite ſparſam und einfach genannt werden darf, ſo iſt ſie auch in einer anderen Hinſicht verſchwenderiſch und von unendlicher Mannigfaltigkeit. Wer im Frühling einen Obſtbaum mit Blüthen überſchüttet ſah, wovon unmöglich der zehnte Theil Frucht anſetzen kann — wird der noch an dem üppigen Ueberfluſſe zweifeln, den die Natur nicht zu achten ſcheint, um ihres Zweckes gewiß zu ſein? Der Drang iſt bewundernswerth, womit ſich alles Elementariſche beſtrebt, Geſtalten anzunehmen; auch ſcheint es faſt, daß, wie die Urſtoffe der Natur zu höherem Leben gradirt ſind, dieſes Bedürfniß nur deſto dringender werde. Iſt dieſes aber jetzt der Fall, da alle Formen bereits gebunden ſind — mit welcher unaufhaltſamen Gewalt mußten ſie nicht dieſe Urſtoffe aus einem Chaos an ſich reißen, worin noch nichts organiſch Gebildetes vorhanden war, und worin ſie zum erſtenmal ihre Anziehungskräfte äußerten? Man möchte ſich den Augenblick als den erhabenſten in der Geſchichte unſeres Planeten denken, den Augenblick, da Form und Stoff ſich plötzlich auf dem ganzen Erdenrund ergriffen und Millionen organiſcher Weſen ſeine Tiefen und ſeine Berggipfel mit der Götterfreude des jungen Lebens und der Spontaneität, wie auf ein ausgeſprochenes Zauberwort, mit einemmal erfüllten!

Kraftloſer, unfruchtbarer und einförmiger erſcheint die Natur zur Hervorbringung der Pflanzen in kalten Gegenden. Sowohl auf den Gebirgen eines jeden Himmelsſtriches, als um die beiden Pole verringert ſich die Anzahl der Gewächſe; ihr Wuchs wird krüppelhaft, ihre Größe unanſehnlich, und man findet mehr ähnliche oder völlig gleiche, als von einander verſchiedene Geſtalten. Dieſe Regel beſtätigt ſich an Allem, was wir von der nordamerikaniſchen Flora wiſſen. In den allerkälteſten Gegenden trifft man ſelten jene Pflanzenarten an, deren Fortpflanzung die Natur mit dem lieblichen, aber ſchnell vorübergehenden Phänomen der zarten farbigen Blüthe und des unſichtbaren Duftes verherrlichte. Vegetabiliſche Körper von einer einfacheren Struktur, in denen der wuchernde Saft höchſtens ein Knötchen bildet, das beim Abſterben der Pflanze den Keim des Lebens und der Entwickelung aufbewahrt, und, wie der Körper, in welchem es entſtand, ſich ausbreitet und ſtirbt — Flechten, Steinſchörfe, Gallerte, Wat=

ten und Staubpflanzen bekleiden dort die wenigen von Schnee und Eis entblößten Felſen. In Grönland fand der ſorgfältige Cranz, außer dieſen ſo genannten kryptogamiſchen Pflanzen, nur 24 Gattungen, welche Blüthen trugen und darunter den Wachholder, die Birke und einige Weiden, wovon jedoch keine über 10 Fuß hoch war. Davis fand Weiden und Birken bis zum 65., und Mackenzie bis zum 68. Grade.

Um die ſüdlichen Ufer der Hudſonsbai in Canada, in Neufundland und Neuſchottland findet man bereits einen kräftigen Pflanzenwuchs und einen mannigfaltigen Reichthum der Geſtalten, unter denen verſchiedene den Erzeugniſſen des europäiſchen Nordens vollkommen gleichförmig ſind. Einige wenige kommen mit den Pflanzen des nordöſtlichen Aſiens überein; und ſo wie man ſich der Nordweſtküſte von Amerika nähert, nimmt die Zahl der Arten, welche dieſer Welttheil mit Sibirien gemeinſchaftlich beſitzt, anſehnlich zu. Dagegen verlieren ſich dieſe Aehnlichkeiten und Verwandtſchaften ſowohl mit Aſien als mit Europa, je weiter man in Amerika ſüdwärts kommt, dergeſtalt, daß an der Mittagsſeite der großen Seen und in den Wieſenflächen am Ohio und Miſſiſſippi nur äußerſt ſelten noch eine Pflanzenart gefunden wird, die unſerer alten Welt nicht völlig fremdartig wäre. Wo Steller (ein Name der keinen Beiſatz bedarf) mit Behring an den Küſten von Nordweſtamerika landete, fand er dieſe, auch in unſerm Norden bekannte Pflanzen:

Plantago major.
Polemonium caeruleum.
Lonicera Xylosteum.
Ribes alpinum.
\- - Grossularia.
Vaccinum Myrtillus.
\- - Vitis Idaea.
Rubus Idaeus
Adoxa Moschatellina.
Fragaria vesca.
Leontodon Taraxacum.
Artemisia vulgaris.
\- - Absynthium.
Guaphalium dioicum.
Erigeron acre.
Chrisanthemum Leucanthemum.

Achillea Millefolium.
Empetrum nigrum.

Portlock fügt ihnen in einem ſeiner Reiſe angehängten Verzeichniſſe noch folgende, um den Cooksfluß wachſende Arten bei:

Angelica sylvestris.
Alisma Plantago.
Ledum palustre.
Arbutus uva ursi.
Rubus chamaemorus.
Astragalus alopecuroides.
Orchis latifolia.
Populus alba.
Lupinus luteus.
Allium vineale.
Sisymbrium monense.
Draba verna.
Sedum verticillatum.
Rumex acetosa.
- - acutus.
- - aquaticus.
Myrica Gale.
Aconitum Napellus.
Polygonum Bistorta.
Betula nana.
- - Alnus.
- - alba.
Saxifraga granulata.
- - nivalis.
Polypodium vulgare.

Die wichtigſten Pflanzenarten die Aſien mit Amerika gemeinſchaftlich beſitzt, ſind: das Ginſeng (Panax quinquefolium Linn.) deſſen Wurzel in China officinell iſt; die eßbare Lilie, Sarann (Lilium Kamtschatkense Linn.), und die ſüße Bärenklau (Heracleum Panacles Linn.). Dieſen können wir noch hinzufügen.

Plantago asiatica.
Chrysanthemum arcticum.
Astragalus uralensis.
Arnica maritima.

Sinapis juncea.
Convallaria stellata.

Von den eigenthümlichen Pflanzenarten des nordamerikaniſchen Bodens ausführlich zu handeln, liegt außerhalb der Grenzen dieſes Aufſatzes. Die unermeßlichen Wälder des Landes, das wir hier hauptſächlich betrachten, ſind mit den herrlichſten Kiefer- und Eichenarten zum Schiffbau und anderen Bedürfniſſen angefüllt. Amerika iſt, mit dem Ausdrucke des beſten Beobachters, der deſſen Wildniſſe bereiſete, des Leibarztes Schöpf, das Vaterland der Eichen, deren es zwar nicht die unſrigen, aber dagegen wenigſtens 16 andere Arten hervorbringt. Daſſelbe könnte man nicht mit Unrecht von den Kiefern, Tannen und ſogenannten Cedern wiederholen, deren Nordamerika zwiſchen 40^{0} und 60^{0} N. Br. wohl zwölf ihm eigene Arten zählt. Auch ſeine Ahornarten ſind zahlreich, und darunter zeichnet ſich der Zuckerahorn aus, den man im Frühling anzapft, um ſeinen ſüßen Saft zu erhalten, der ſich zu einem vortrefflichen Zucker verdicken läßt. Ein zahlreiches Heer von Bäumen, außer den eben genannten, liefert den Canadiern und den Einwohnern der vereinigten Staaten das beſte Nutzholz zu Verfertigung von allerlei Hausgeräth, worin ein großer Theil ihrer Ausfuhr nach den weſtindiſchen Inſeln beſteht. Noch andere Baumarten, die Tulpen- und Lilienbäume, die Bignonien und Magnolien ſchmücken die Wälder mit ihren breiten, ſchön geformten Blättern und außerordentlich großen Blüthen; andere, wie z. B. der Saſſafras, geben ihr würzhaftes Holz zum mediciniſchen Gebrauch in unſere Apotheken; noch andere ſind merkwürdig wegen ihres ökonomiſchen Nutzens, wie der Gerberbaum, oder wegen ihrer ſchädlichen Eigenſchaften, wie der Giftbaum. Einige bringen eßbare Früchte, andere tragen Nüſſe von vortefflichem Geſchmack. Eine Menge verſchiedener blühender Staudengewächſe und Geſträuche wachſen in Nordamerika wild, und werden um ihrer Schönheit willen allmälig in unſere Gärten und Parks aufgenommen. Die kleineren Kräuter aller Art wetteifern mit den unſrigen in Menge, Verſchiedenheit und eigenthümlichen Vorzügen. Das ſogenannte türkiſche Korn oder der Mais (Zea Mays) ward uns zuerſt aus Nordamerika zugeführt, wo es von der Linie an bis zum $45.^{0}$ der Breite, am beſten aber zwiſchen 30^{0} und 40^{0} N. Br. fortkommt, und die Hauptnahrung eines großen Theils der geſitteten und einiger wilden Einwohner aus-

macht. Auch das unter dem unſchicklichen Namen wilder Reis bekannte Kappengras (Zizania aquatica) gehört zu den Getreidearten, welche jener Welttheil dem umherſtreifenden Indianer von ſelbſt und ohne allen Anbau darbietet. Als eine härtliche Pflanze findet man es noch jenſeits des 50.° der Breite, wenn es gleich am ſüdlichen Ufer des Sees Superior nicht fortkommen will. Von den verſchiedenen Gattungen unſeres Getreides, welche man aus Europa hinübergeführt und daſelbſt angebauet hat, gedeihen die meiſten vollkommen ſo gut, wie dieſſeits des atlantiſchen Meeres. Unſere ausdauernden Grasarten haben zwar einen entſchiedenen Vorzug vor den in Amerika einheimiſchen Futtergräſern; allein ſie werden auch ſchon mit gutem Erfolg im dortigen Boden ausgeſäet. Endlich unſere Obſtſorten und Küchengewächſe belohnen dort ebenfalls den Fleiß des ſorgfältigen Pflanzers.

§. 13. Fiſcherei an den Küſten.

Wenn die Pflanzenſchöpfung im hohen Norden aufzuhören ſcheint, ſo liegt der Grund davon ſo ſichtbar in ihrer Organiſation, daß es beinahe überflüſſig iſt, daran zu erinnern. Ihre Säfte bewegen ſich ſo langſam, und erzeugen durch ihre Bewegung ſo gar keine Wärme, daß ſie ſchlechterdings des Reizes einer warmen Luft bedürfen. Wo dieſe fehlt, verliert ſich allmälig alle Bewegung; Pflanzenarten vom ſtolzeſten Wuchs ſchwinden zu unanſehnlichen Zwergen, und endlich ſtarrt der flüſſige Tropfen in den ſubtilen Haarröhrchen, oder dem nicht minder zarten Netze des Zellengewebes. Ganz anders verhält es ſich mit gewiſſen Abtheilungen des Thierreiches. Es gibt einen Punkt, wo die vegetabiliſchen und animaliſchen Gebilde ſich einander nähern, und wo es manchmal zweifelhaft ſein kann, zu welchem Reiche ſie zu rechnen ſind. Die höchſte Einfachheit der Organiſation iſt dieſer Vereinigungspunkt. Gewiſſe gallertartige Seegewürme ſind wenigſtens nur um eine unmerkliche Stufe über die einfachen vegetabiliſchen Subſtanzen hinaus gerückt, die man im unwirthbaren Polarlande jenſeits der Grenzen der zuſammengeſetzteren Vegetation noch antrifft. Beide bedürfen oft nur der Näſſe zur Erhaltung ihres Lebens, oder gar zur Auferweckung nach einem jahrelangen Tode. Auch die Struktur gewiſſer Waſſerinſekten und Fiſche begünſtigt ihren Aufenthalt in der beeiſten Zone; bei einer ſehr geringen Blutmaſſe, iſt ihnen dennoch ein hoher Grad des Muskellebens eigen, und überhaupt

das Princip der animaliſchen Senſibilität in allen Theilen ihres Körpers gleichförmiger und inniger inwohnend. Gewiſſe Gattungen von Vögeln ſowohl, als von vierfüßigen Thieren, hat ferner die Natur zum Aufenthalt im kälteſten Klima beſonders vortheilhaft mit einer warmen Bedeckung ausgerüſtet, und ihrem Blute, wie es ſcheint, dasjenige Verhältniß der Beſtandtheile gegeben, welches zur Erzeugung einer größeren innerlichen Hitze durch den Kreislauf geſchickt iſt. Den Wallfiſchen endlich und einigen verwandten Säugethieren, die ihren Hauptaufenthalt im Waſſer haben, dient die ungeheure Menge Fett, womit ſie ganz umfloſſen ſind, zu einem beſtändig angefüllten Wärmebehälter, indem die Zerſetzung deſſelben und der chemiſche Proceß, den die Natur in den Lungen unaufhörlich treibt, einen hohen Grad von empfindbarer Hitze entwickeln. Das Schauſpiel des willkührlichen thieriſchen Lebens und Regens iſt daher keineswegs aus den kälteſten Gegenden unſerer Erde verbannt, und ſo weit man auch bis gegen den Pol gedrungen iſt, hat man noch Wallfiſche geſehen. Der Fang dieſer ungeheuern Thiere beſchäftigt ſowohl im Norden als im Süden eine große Anzahl Menſchen aus allen Seehandel treibenden Nationen; allein wir erwähnen hier nur insbeſondere des däniſchen Wallfiſchfanges in der Baffinsbai, und der Jagd der Eingebornen, ſowohl in Grönland und Labrador, als an der Nordweſtküſte, vom Nutkaſund bis hinauf in die Behringsſtraße. Die Wallfiſche ſollen insbeſondere an dieſer Küſte ſo zahlreich ſein, daß dereinſt, wenn die uns näher liegenden Meere erſchöpft ſein werden, die Fahrt dorthin den Eifer des unternehmenden Seemannes noch lange reichlich wird belohnen können.

Wenn es gleich eine richtige philoſophiſche Maxime iſt, ſich über keine Einrichtung der Natur bloß zu verwundern, weil hier alles ſo offenbar nach unwandelbaren Geſetzen beſtimmt und geordnet, als Urſache und Wirkung gegenſeitig in einander greift; ſo bleibt es doch darum nicht minder der erſte Eindruck, den große Naturbegebenheiten auf den unbefangenen Zuſchauer machen, daß ſie Staunen und Bewunderung erregen, ihr Zuſammenhang mit dem Ganzen ſei bekannt oder nicht. Unſtreitig gehört dahin jener unſägliche Reichthum an vielerlei Gattungen von Fiſchen, wovon die nordiſchen Meere wimmeln, und der die Menſchen oft veranlaßt hat, auf unfruchtbaren Küſten ihren Wohnſitz aufzuſchlagen. Nicht nur längs der aſiatiſchen Umgrenzung des

Eismeers, und an den aſiatiſchen Ufern des kamtſchatkiſchen und ochotskiſchen Meeres, ſondern auch an den Fuchsinſeln, beim Cooksfluſſe und dem Prinz Wilhelmsſunde bis hinab in die Gegend von Juan de Fuca's Einfahrt, bemerkt man im Sommer die Ankunft von Millionen Fiſchen, insbeſondere von mehreren Arten der Lachsgattung, in den Flüſſen dieſer Küſte, in denen ſie bis an ihre ruhigſte Gegend hinan ſchwimmen, um für die Fortpflanzung und Erhaltung ihrer Art zu ſorgen und ihren Laich dem ſüßen Waſſer anzuvertrauen. Jede beſondere Art hält ſich auf ihrem Zuge von allen übrigen getrennt, und wählt auch wohl einen beſonderen Fluß. Die Menge der Fiſche, die aus dem Meere heraufkommen, überſteigt allen Begriff; ſie ſtauchen das Waſſer vor ſich her, dämmen die Flüſſe zu, und verurſachen große Ueberſchwemmungen. Fällt hernach das Waſſer, indem es einen anderen Abfluß findet, ſo bleiben ſie in ſo ungeheurer Anzahl liegen, daß ihre Verweſung die Luft vergiften würde, wenn der Sturm ſie nicht zerſtreute. Auch gibt es gewiſſe Arten, die nur einmal in ihrem Leben laichen und noch innerhalb deſſelben Jahres ſterben. Die Kabeljauarten, die Heilbutten, die Heringe, nebſt mehreren Fiſchen, die das Seewaſſer nie verlaſſen, ſind ebenfalls zu gewiſſen Jahreszeiten an der Nordweſtküſte von Amerika häufig, nnd von dieſen ſowohl als den vorhin erwähnten machen die Eingebornen ihren trocknen Vorrath auf den Winter.

Der beſondere Umſtand, daß im atlantiſchen Meere in einiger Entfernung von den Küſten von Neufundland und Cap Breton verſchiedene Untiefen liegen, deren ſchlammiger Sandboden dem Laiche gewiſſer Seefiſche eine ſichere und zum Ausſchliefen vortheilhafte Stätte gewährt, hat zu einem der blühendſten Handelszweige die erſte Veranlaſſung gegeben. Eine zweite lag beſonders darin, daß ein ſehr beträchtlicher Theil des chriſtlichen Europa es ſich zur Pflicht machte, in einer Jahreszeit, wo die Säfte am meiſten zur Auflöſung und Stockung geneigt ſind, den geſunden Genuß des friſchen Fleiſches gegen eine höchſt unverdauliche und die Fäulniß befördernde Nahrung von gedörrten und geſalzenen Fiſchen zu vertauſchen. Die Thunfiſcherei im mittelländiſchen Meere und der Heringsfang in der Nordſee waren nicht hinreichend, das religiöſe Bedürfniß des ſüdlichen Europa zu befriedigen; man entdeckte die unerſchöpflichen Vorrathskammern der Natur auf jenen Bänken im Norden von

Amerika; und ſeit der Zeit hat man ſich nur darum geſtritten, welchem glücklichen Volke der Beſitz dieſes Reichthums ausſchließlich gehören ſollte. Die Anſprüche der Portugieſen und Spanier, die zuerſt daſelbſt fiſchten, gingen zugleich mit ihrer Thätigkeit bei dem überhandnehmenden kirchlichen und weltlichen Deſpotismus in beiden Ländern verloren. Der freien engliſchen Betriebſamkeit gelang es, alle Mitbewerber zu entfernen, bis ihre Macht und ihr Uebermuth an der Unterjochung der Colonien ſcheiterte, und ſie ſich genöthigt ſah, im Frieden von 1783 ſowohl an die vereinigten Staaten als an Frankreich einen Theil dieſer einträglichen Fiſchereien wieder abzutreten. Man rechnet, daß ſich 18000 Engländer jährlich mit dem Stockfiſchfang auf den Untiefen von Neufundland allein beſchäftigen, von denen jedoch die meiſten dort überwintern. Die Ausfuhr in engliſchen Schiffen beträgt zuweilen 700,000 Centner. Die Fiſcherei auf den Bänken um Neuſchottland beſchäftigt ebenfalls 10,000 Menſchen und die amerikaniſchen Colonien verkauften ſchon lange vor ihrer Independenz im Jahre 1771 mehr als 300,000 Centner Stockfiſch, nebſt 36,000 Fäſſern geſalzener Fiſche, nach den weſtindiſchen Inſeln. Seit der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit hat dieſer Zweig ihres Handels und ihrer Betriebſamkeit, wie faſt jeder andere, unglaubliche Fortſchritte gemacht; und da bekanntlich ihre Mäßigkeit, ihr geduldiger Fleiß und ihr unternehmender Muth, ſie in Stand ſetzen, dieſelbe Waare wohlfeiler als alle andere Nationen zu verkaufen, ſo läßt ſich leicht abnehmen, welch eine gefährliche Rivalität für England aus ihrer Theilnahme an dieſer Fiſcherei entſtehen wird.

§. 14. Thierreich.

In der thieriſchen Schöpfung wie im Pflanzenreiche bemerken wir einige Geſtalten, welche bloß auf kleine Bezirke eingeſchränkt ſind und deren Entſtehung von bloß localen Bildungsurſachen abhängen mußte; daneben aber andere, die ſich in den entfernteſten Punkten der Erde unſerem Auge darbieten, und von denen ſich alſo vermuthen läßt, daß gewiſſe allgemeinere Bildungsurſachen bei ihrer urſprünglichen Hervorbringung wirkten. Es iſt allerdings merkwürdig, daß ſich in dem gemäßigten Striche von Nordamerika wilde Ochſen aufhalten, welche mit den aſiatiſchen und europäiſchen Biſons oder Auerochſen, von denen unſer zahmes Hornvieh abſtammt, völlig gleich geſtaltet ſind. Sie

weiden zwiſchen 30° und 55° N. Br., und ſind am häufigſten in den fetten Gräſereien am Ohio und Miſſiſſippi. Nie hat man ſie jenſeits des 60.° der Breite angetroffen, ſo daß die ernſtliche Bemühung mancher Zoologen, ihnen über die Behringsſtraße eine Brücke zu bauen, vermittelſt deren ſie aus Adams Paradieſe nach Luiſiana und Neumexico gewandert ſein ſollten, ein Denkmal ihrer einſeitigen Vorſtellungsart bleibt. Außer dieſem großen Thiere, welches oft zweitauſend Pfund wiegt, hat Amerika noch eine ihm ausſchließlich eigene Art Ochſen, die nur wenig größer, als Dammhirſche, und noch niedriger auf den Füßen ſind. Ihre Hörner haben das Eigenthümliche, daß ſie an der Wurzel dicht aneinander ſtehen, in einer platten breiten Geſtalt zu beiden Seiten des Kopfes flach anliegen und nur mit den Spitzen ſich wieder hinaufwärts kehren. Dieſe Thierart, die ſich außerdem noch durch verſchiedene weſentliche Kennzeichen von dem Biſon unterſcheidet, hat auch das Beſondere, daß ſie am liebſten den hohen Norden bis zum 73.° der Breite hinauf bewohnt, wiewohl man auch Spuren hat, daß ſie ſich zuweilen bis zum 40.°, in die Gegend von Quivira, verläuft. Die genauere Beſchreibung und Abbildung derſelben, welche Pennant zuerſt nach einigen Mittheilungen von den Beamten der Hudſonsbai-Compagnie lieferte, klärt die Verwirrung auf, welche natürlicher Weiſe aus der Verwechſelung dieſer kleinen mit den vorhin erwähnten ganz verſchiedenen großen Ochſen entſtehen mußte. Ihr ſchwarzes Fließ iſt ſeidenweich, und hängt vom Bauch bis an die Erde; auf dem Rücken iſt ein weißer Fleck, ein anderer zwiſchen den Hörnern, und unter dem langen Haare ſitzt eine, der Vicugnawolle allein zu vergleichende, zarte aſchgraue Wolle. Man findet ſie in Heerden von 20 und 30 beiſammen, dergleichen Hearne auf ſeiner Reiſe an das Eismeer an einem Tage mehrere erblickte.

Das Elenn- und das Rennthier (oder Muus und Caribu, wie ſie in Amerika heißen) ſind zugleich Bewohner unſeres und des amerikaniſchen Nordens. Jenes ſieht man faſt niemals an den ſüdlichen Ufern der fünf großen Seen; es liebt die kalten, dichten Wälder des nördlichen Canada und der weſtlichen Gegend von Hudſonsbai bis an das ſtille Meer. Das Rennthier wählt ſeinen Aufenthalt dem Pole noch näher, und wird dieſſeits des 55.° faſt gar nicht geſehen. Um die Hudſonsbai ſind ſeine Züge oft 10,000 ſtark, wenn es im Frühling, um den Mücken und

Stechfliegen zu entgehen, aus den Wäldern an die Seeufer wandert und der Nahrung und des Gebährens wegen zugleich ein milderes Klima ſucht. Der Hirſch im ſüdlichen Canada, am Miſſiſſippi, am Miſſuri und in den vereinigten Staaten iſt vom europäiſchen faſt gar nicht verſchieden, und das Reh, welches von Canada an bis nach Nutkaſund in unzähligen Heerden die unabſehlichen Wieſenländer bewohnt, weicht ebenfalls nur wenig von dem unſrigen ab. Wo das Erdreich mit Salz geſchwängert iſt, in den weitläuftigen Ländereien zwiſchen dem Ohio und Miſſiſſippi, verſammeln ſich dieſe Thierarten und Ochſenheerden, und lecken die geſalzene, von Gießbächen aufgeriſſene und entblößte Erde. Das wilde Schaf, das Stammthier unſerer nützlichſten und zahlreichſten Heerden, und, wenn den neueſten Nachrichten des Umfreville zu trauen iſt, auch die wilde Ziege, wird im amerikaniſchen Norden angetroffen. Vom erſteren iſt es nunmehr ausgemacht, daß es an der Nordweſtküſte von Prinz Wilhelms-Sund bis nach Californien die felſigen Gebirge bewohnt.

Wir würden in ein weitläuftiges wiſſenſchaftliches Feld gerathen, wenn wir die Thiere, die beiden Welttheilen gemein, und jene, die dem neuen ausſchließend eigen ſind, hier aufzählen wollten. Was wir bereits davon angeführt haben, kann als Beiſpiel von erſteren hinreichend ſein. Unter den Raubthieren gibt es ebenfalls einige gemeinſchaftliche Arten, wie den Wolf, den Fuchs, den Weißfuchs, den Luchs, den Eisbär, den braunen Bär, den Vielfraß, den Dachs, verſchiedene Wieſelarten, und die Seeotter nebſt den beiden Ottern des friſchen Waſſers. Unter den Nagethieren beſitzen wir mit Amerika zugleich den Biber, den veränderlichen Haſen, das Zieſelchen und einige Razzenarten. Die Wallroſſe, die Robben und die mit ihnen verwandten Thierarten, die das Eismeer bewohnen, ſind auch auf ſeinen europäiſchen, aſiatiſchen und amerikaniſchen Umgrenzungen ohne Unterſchied anzutreffen. An der ſo allgemein verbreiteten Gattung des Pferdes, und der nicht minder allgemeinen Gattung des Schweins hingegen iſt Nordamerika leer ausgegangen; auch fanden dort die Europäer bei ihrer Ankunft nicht den Gefährten des Menſchen, den Hund, der ihn in den übrigen Welttheilen, bis in den beeiſeten Norden nicht verläßt, und wovon wenigſtens eine verwandte Art auch in den weſtindiſchen Inſeln und in Südamerika gefunden ward. Hingegen hatte Nordame-

rika, außer unſerem gemeinen Fuchs, auch eine eigene Art Füchſe und außer dem gemeinen Luchs noch zwei andere Arten; ſelbſt das Thier, welches man ſo oft irrig mit dem Löwen verwechſelt hat, der Puma, der von Quito an bis nach Mexico und Florida und den Miſſiſſippi hinauf, ſeine räuberiſche Herrſchaft erſtreckt, wird zuweilen noch weiter im Norden, in den Wäldern von Canada geſehen. Der Rakkuhn oder Waſchbär, ein Thier, das gleichſam zwiſchen den Koatis und den Bären in der Mitte ſteht, bewohnt die gemäßigteren Gegenden von Nordamerika, und wird auch an der Nordweſtküſte gefunden. Das virginiſche Beutelthier endlich, deſſen verwandte Arten nur im warmen Amerika und in den heißen Strichen des öſtlichen Aſiens zu Hauſe ſind, gehört auch zu den Thieren von Canada. Die auffallende Einrichtung der Natur, vermöge deren die Jungen dieſes Thieres, ehe ſie noch größer als Stecknadelköpfe ſind, ſchon an den Zitzen des Weibchens feſtſitzend gefunden werden, und die eigene Struktur der Haut des Bauches, welche durch Verdoppelung gleichſam einen Beutel oder eine Taſche um die Zitzen bildet, worin die Jungen auch, nachdem ſie ſchon laufen können, ſich noch vor einer äußeren Gefahr verkriechen, verdiente die nähere Unterſuchung eines geſchickten Phyſiologen.

Unter den Merkwürdigkeiten des Thierreiches in dem Theile von Amerika, den wir hier vor Augen haben, können wir die Ueberreſte einer ausgeſtorbenen Gattung nicht übergehen, die man anfänglich mit dem Elephanten verwechſelt, nach einer näheren und vollſtändigeren Unterſuchung aber als weſentlich davon verſchieden erkannt hat. Sie ſcheint an den öſtlichen Küſten, wo jetzt die vereinigten Staaten liegen, gewohnt zu haben, indem man Spuren von ihrem Gerippe in Neu-Jerſey gefunden haben ſoll. Allein ihr Hauptaufenthalt war unſtreitig der ſchöne inländiſche Bezirk zwiſchen den Flüſſen Ohio und Miſſiſſippi, wo große Strecken mit ihren zerſtreueten Knochen bedeckt ſind. Die ungeheure Größe der Zähne, ſowohl der Backenzähne als der Hauer, bezeichnet ein Thier von drei- bis viermal der kubiſchen Größe des Elephanten, und von einem gänzlich verſchiedenen Bau. In Amerika hat man eine Sage, daß vielleicht jenſeits der großen Seen dieſe Thierart noch lebendig angetroffen werden könnte; allein ſeitdem man von mehreren Seiten ſo weit nach Weſten vorgedrungen iſt, ohne nur eine muthmaßliche Spur davon gewahr zu werden, ſcheint alle Hoffnung dazu verſchwun-

den zu ſein. Wenn ein Land, wo die Auerochſen, die Elennthiere, die Bären vollkommen ſo groß wie in unſerem Welttheile werden, wo die aus Europa zuerſt dahin verpflanzten Thierarten, wie z. B. Schweine und Pferde, nicht im geringſten ausgeartet ſind, gegen den Vorwurf der Unvollkommenheit, der Unreife und der Schwäche, die ſeinen Erzeugniſſen ankleben ſoll, nicht bereits vollkommen gerechtfertigt wäre; ſo würde die Hervorbringung eines Säugethiers, welches alle bekannten Thiere des feſten Landes an Größe und (nach dem Baue der Theile des Gerippes zu urtheilen) auch an Stärke ſo weit übertrifft, jene ungegründete, und höchſteus von einem kleinen Punkte des mittägigen Amerika veranlaßte Behauptung zum Ueberfluß widerlegen.

In eben dieſem Lande wo die hervorbringende Natur einſt ſo kräftig wirkte, hat ſie ſich auch in der Erzeugung unzähliger lebendiger Geſchöpfe von anderen Klaſſen, nämlich von Vögeln, Amphibien, Fiſchen, Inſekten und Gewürmen, in mannigfaltigen Formen wirkſam gezeigt. Es herrſcht zwar weniger Uebereinkunft zwiſchen dieſen Produkten von Amerika und denen unſeres Welttheiles, vielleicht, weil die vollkommene Gleichförmigkeit nur bei wenigen Weſen möglich iſt, und die Organiſation der Säugethiere, ſie etwa beſonders erleichtert; allein was auch die Urſache der Verſchiedenheit ſein mag, ſo viel iſt gewiß, daß, wenn man ſchon Mühe hat, die zufällige Aehnlichkeit einiger vierfüßigen Thierarten in beiden Welttheilen durch Wanderungen zu erklären, es dieſe Erklärungsmethode ſehr erſchwert, wenn man ſie bei fliegenden Thieren nicht anwenden kann. Verhältnißmäßig gibt es nur wenige Vögel und geflügelte Inſekten, die den unſrigen gleich gebildet ſind; aber auch in den Seen des innerſten Amerika finden wir Karpfen und Hechte, die doch freilich weder durch die Luft aus Europa oder Aſien hinüber geflogen, noch durch das geſalzene Meerwaſſer hineingeſchwommen ſind. Die eigenthümlichen Gattungen amerikaniſcher Vögel und Inſekten prangen oft mit dem ſchönſten und mannigfachſten Farbenglanze; die daſelbſt, wie in jedem unbebaueten Lande, zahlreicheren Schlangen- und Eidechſenarten zeichnen ſich ebenfalls durch vielfältige Schattirungen aus. Für unſer zahmes Geflügel, welches wir zuerſt aus Indien erhielten, bot uns Amerika ſeine Truthühner zum Tauſch. Dem Bedürfniſſe des Menſchen aber, der jene ungemeſſene Wildniß zuerſt betrat, ſtrömte von allen Sei-

ten der Ueberfluß der Natur zu ſeiner Befriedigung entgegen. Im erſten Anfange war dies vielleicht ein Hinderniß, das ſich ſeiner Cultur widerſetzte, und bald hernach, als ſeine Gattung ſich vermehrte, als er die Thiere um ſich her verſcheucht und getödtet hatte, entſtand die Nothwendigkeit, ſich auf weiteren Jagdzügen ſeinen Unterhalt zu ſammeln.

III. Bevölkerung.

§. 15. Urſprung der Amerikaner.

Ob die edlere menſchliche Form nur einmal auf der Erde vorhanden ſein konnte, ehe ſie durch das Geſetz der Fortpflanzung vervielfältigt ward, ob ſie aus- oder abarten konnte in ſo manche verſchiedene, ſchwerlich, oder vielleicht gar nicht wieder zur urſprünglichen Stammform zurückzubringende klimatiſche Mißgeſtalt; oder ob, den Zonen und den Erzeugniſſen, die ſie beherrſchen ſollte, angemeſſen, an verſchiedenen Punkten des Erdballs eine menſchliche Organiſation entſtand, die ſich bald durch größere bald durch geringere Verſchiedenheit von den verwandten Formen anderer Länder unterſchied, und jedesmal, dem Klima angeeignete, aus dem harmoniſchen Verhältniſſe mit ihm geſchöpfte Lebenskräfte beſaß: das iſt die große Frage, die uns jetzt aus gänzlichem Mangel glaubhafter und hinreichender Urkunden unauflöslich bleibt. Der Vernunft ſcheint allerdings die eine Hypotheſe nicht faßlicher und begreiflicher, als die andere, und den Philoſophen, der die Unmöglichkeit eines Experiments anerkennt, zu deſſen Abwartung mehrere Jahrhunderte und eine unter den tugendhafteſten und aufgeklärteſten Völkern noch nie erlebte Reinheit der Sitten unentbehrlich ſind, wird auch der Beweis a posteriori unmöglich dünken.

Was die Menſchen von dem nächſten Thier unterſcheidet, iſt der göttliche Funke der ſelbſtbewußten, durch Sprache zurückwirkenden Vernunft. Menſchen ſind, und Menſchenrechte fordern von uns, alle vernünftige Weſen, in Kraft dieſes Vorzuges, und nicht durch einen unerweislichen Stammbaum. Bei der Entdeckung von Amerika wollte man in allem Ernſte den Bewohnern jenes Welttheils den Anſpruch auf Menſchennamen und Menſchennatur verſagen, weil man es unmöglich fand, daß Adam

dieſe Raçe gezeugt haben könne. Seitdem man der Vernunft auch in Geſtalt eines amerikaniſchen Wilden hat huldigen müſſen, bemühet man ſich durch tauſend falſche Induktionen einen Beweis zu Stande zu bringen, daß Adam allerdings ihr Stammvater war: Adam, das Geſchöpf irgend einer orientaliſchen Phantaſie, die ſich zur Erklärung des Ueberganges aus dem Unbegreiflichen ins Begreifliche, ſo gut wie jeder andere endliche Geiſt, eine Hypotheſe ſchaffen mußte. Wir laſſen dieſe Träume, um uns an Thatſachen zu halten.

§. 16. Polarmenſchen.

In beiden Welttheilen gibt es eine Menſchenart, die den äußerſten Norden, gewöhnlich nur jenſeits des 60. Grades, bewohnt, von kleiner unterſetzter Statur, mit großem Kopf, breitem Geſicht, kleinen Naſen und Augen, hervorſtehenden Jochbeinen, gelbbrauner Farbe und ſchwarzem, ſchlichtem Haar. Ungeachtet dieſer gemeinſchaftlichen Bezeichnung aber finden wir unſere Lappländer und die Samojeden in dem nordweſtlichen Aſien von den Grönländern und Eskimos des anderen Welttheils ſo weſentlich an Bildung, Sprache, Sitten und Lebensweiſe verſchieden, daß es uns nicht einfallen kann, mit dem berühmten Robertſon die letzteren aus Europa nach Grönland hinüber wandern zu laſſen. Die kleinen Menſchen unſeres Welttheils bilden Hirtenvölker, deren einziges zahmes Vieh, die Rennthiere, ihnen Nahrung und Kleidung geben, und zugleich zum Zuge gebraucht werden. Unbegreiflich wäre es daher, wenn ſie bei ihrer Wanderung in eine Weltgegend, wo ſie das Rennthier eben ſo häufig wie in ihrem Vaterlande, in Heerden von Zehntauſenden erblicken mußten, nicht alſobald die alte Lebensweiſe fortgeſetzt, dieſe Thiere eingefangen, vor ihre Schlitten geſpannt, gezähmt und zu allen Bedürfniſſen des Lebens angezogen hätten. Die Polarmenſchen in Amerika ſind aber lediglich Küſtenbewohner; ſie leben vom Fiſch- und insbeſondre vom Wallfiſchfange, und ſind mit dem Aufenthalt im Waſſer und ſeinen Gefahren ſo vertraut, daß ſie gewiſſermaßen Amphibien genannt zu werden verdienten. Die ſüdlichſten Punkte, wo man ſie noch gefunden hat, ſind: an der Weſtſeite von Amerika die Gruppe der Fuchsinſeln, die zwiſchen 52° und 54° nördl. Breite liegt, und an der Oſtſeite die Inſel Neufundland, die ſich bis zum 50.° nördl. Breite nach Süden erſtreckt. Zwiſchen dieſen beiden Punkten bewohnen

ſie die Küſten des Eismeers, des Landes Labrador und der Halbinſel Grönland, nebſt den Ufern der Baffinsbai und des nördlichſten Theils der Hudſonsbai. Ob auch die Einwohner des Prinz Wilhelm=Sundes und des Cooksfluſſes zu dieſer Raçe gehören, bleibt immer noch zweifelhaft; wenigſtens ſind ſie ſchon größer, wohlgebildeter, den ſüdlicheren Küſtenbewohnern ähnlicher, und wer weiß aus welcher Vermiſchung der Raçen entſprungen, da dieſe Horden noch bis jetzt die gefangenen Weiber und Mädchen anderer feindlichen Stämme zu Genoſſen ihrer Umarmungen machen.

Die Kälte iſt dieſen Polarmenſchen ſo angemeſſen, daß ſie den Aufenthalt in einem milderen Klima nicht lange vertragen. Der beſchleunigte Umlauf der Säfte in ihrem kleineren Körper erhält den höheren Grad der Wärme darin, welcher ſie in Stand ſetzt, gegen den furchtbarſten Grad des Froſtes beinahe unempfindlich zu ſein. Ihre phlogiſtiſche Nahrung, die aus Wallfiſchfett, faulem Fleiſch und faulen Fiſchen beſteht, iſt in jenen nordiſchen Ländern nicht nur nicht gefährlich, ſondern vermehrt ebenfalls ihre innere Wärme, während das Fett, womit ſie ſich beſchmieren, die Ausdünſtung verhindert und die Haut geſchmeidig, aber auch zugleich unempfindlich erhält. Man erſtaunt, wie die Unreinlichkeit, bis auf den höchſten Grad getrieben, dort die Wirkung unſerer pünktlichſten Sorge für die Reinlichkeit haben kann; die Ausſchließung der friſchen Luft aus den unterirdiſchen Gruben, die ihnen zum Winteraufenthalte dienen, und worin eine vom Hauche vieler Hausgenoſſen verpeſtete Atmoſphäre herrſcht, iſt das bewährteſte Mittel, eine ihrem Körper zuträgliche Wärme hervorzubringen.

Ihre Kleidung, die aus Vogelfellen und Thierhäuten bereitet wird, und ihre wenigen Geräthſchaften verrathen den Fleiß und die Erfindſamkeit des langen, ruhigen Aufenthaltes im Hauſe. Eben dieſe Nothwendigkeit des Himmelsſtriches, die ihnen eine halbjährige Nacht und einen halbjährigen Tag zu durchleben befiehlt, hat auch vermuthlich einigen Einfluß auf ihre milde, geſellige Stimmung und ihre Geſprächigkeit. Ihre eingeſchränkten Bedürfniſſe und die gewiß auch der Entfernung von der allbelebenden Sonne zuzuſchreibende geringe Heftigkeit ihrer Leidenſchaften ſcheinen es bewirkt zu haben, daß ihre Familienvereinigung beinahe patriarchaliſch geblieben iſt, daß ſich keine angemaßte Autorität darin emporſchwingt, daß kein bürgerlicher Zwang,

außer etwa dem des Spottes und der Verachtung, den freien Willen eines jeden Einzelnen zügelt, daß kein Oberherr, kein Heerführer, kein Machthabender unter ihnen bekannt iſt, und daß ſelbſt der Kunſtgriff, ſich zum Angekok oder Zauberer zu erklären, noch kein regelmäßiges Syſtem des Betruges und der Unterjochung nach ſich gezogen hat. Ihre Phantaſie trägt den Abdruck des Bodens, den ſie bewohnen, des Himmels über ihnen, der Schwäche ihrer Geſtalt und der Farbe ihres Lebens. Unkriegeriſch und unfähig den ſtärkeren amerikaniſchen Wilden Widerſtand zu leiſten, ſind ſie nur in jenen nordweſtlichen Gegenden elend und beklagenswerth, wo die Wuth dieſer Unerbittlichen ſie verfolgt, und ihnen am äußerſten Rande des Eismeers kaum eine Stätte vergönnt. Dort, vereinzelt und zerſtreuet, gezwungen ihrer Lebensart in unterirdiſchen Löchern zu entſagen, erliegt endlich auch ihr Körper, ſo ſehr er dem Norden angemeſſen ſcheint, der alles verzehrenden Kälte; Krankheit und Mangel werden das Loos der einzeln herumirrenden Familien, die endlich, wie jenes von Cook im Nortonſund gefundene Paar, wenn ſie dem Tomahak der Amerikaner entgehen, dem Hungertode zur Beute werden müſſen. In Grönland, wo kein anderes amerikaniſches Volk ſie ſtört, und wo die norwegiſchen Anſiedler ihnen einſt das Beiſpiel europäiſcher, freilich damals auch noch roher, Künſte gaben, haben ſie ſich am ſtärkſten vermehrt. Dort herrſcht in ihren häuslichen Einrichtungen gewiſſermaßen ein Sinn für die Bequemlichkeiten des Lebens; dort haben ſie endlich ſeit 1721 an vielen Stellen, durch die Bemühung däniſcher Miſſionarien, ihre Mythologie gegen ein Chriſtenthum, wie ſie es faſſen konnten, vertauſcht. Von 30,000 Menſchen ſind indeſſen nach 60 Jahren nur 10,000 noch übrig; denn mit der heilſamen Lehre verpflanzten die Dänen und Norweger zugleich das Gift der Kinderblattern, welches in einem mit Fett ſo verſchloſſenen Körper faſt ohne Ausnahme tödtlich iſt, nach Grönland. Auf den Küſten von Labrador zählte Curtis im Jahre 1774 nur noch 1595 Eskimos.

§. 17. Amerikaniſche Eingeborne oder ſogenannte Indianer.

Die Eingebornen des ganzen übrigen Amerika, die man gewöhnlich, wiewohl nicht ſchicklich, Indianer zu nennen pflegt, weil Indien das Ziel der erſten Entdecker dieſes Welttheils war, haben mit den Polarmenſchen, den eben erwähnten Grönlän=

dern, Eskimos und Aleyuten, außer der Bartloſigkeit, ſchlechterdings nichts Charakteriſtiſches gemein. Dieſe ſo verſchriene Bartloſigkeit der Amerikaner iſt aber, nach dem einſtimmigen Zeugniß aller glaubwürdigen Reiſenden, kein angeborner Naturcharakter, ſondern ſie wird lediglich durch Kunſt hervorgebracht und gehört zu den Sitten dieſer, über einen ganzen Welttheil ausgebreiteten Raçe von Menſchen.

Nichts iſt mißlicher, als jene von Naturbeſchreibern, Philoſophen und Hiſtorikern ſo oft gemisbrauchte Kunſt, aus einzelnen Angaben der Beobachter in verſchiedenen Punkten dieſes großen Landes, einen allgemeinen Charakter der Eingebornen abzuziehen, der als Ideal der ganzen Raçe ſoll betrachtet werden können. Zwar ſcheint es mir nicht zweifelhaft, daß der ſchwarze Guianeſer und Braſilianer, der große, ſtarkgebaute Chileſe, der zarte, ſchlanke Peruaner, der dicke Mexicaner, der handfeſte Irokeſe, der ſchwammige Nutkaer und wie die unzähligen Zwiſchenſchattirungen heißen und bezeichnet werden mögen, die Spur einer gewiſſen Verwandtſchaft an ſich tragen, welche ſie insgeſammt zu einer großen Familie vereinigt; allein in wie fern es möglich ſei, das Kennzeichen, welches ſie zu Amerikanern ſtempelt und von allen anderen Menſchenraçen unterſcheidet, ſo beſtimmt, ſo unzweideutig anzugeben, daß es auf alle die eben genannten verſchiedenen Nationen anwendbar bliebe: — dies iſt eine Frage, zu deren endlicher Aburtheilung es uns vielleicht noch immer an zweckmäßigen, mit Sachkenntniß angeſtellten Beobachtungen fehlt. Die Farbe der Amerikaner, die man ſich allgemein als kupferroth und in allen Zonen unveränderlich vorgeſtellt hatte, iſt, nach den zuverläſſigſten Berichten nichts weniger als gleichförmig dieſelbe bei allen amerikaniſchen Völkern. An der Nordweſtküſte haben die Stämme, die ſich vom Fiſchfange nähren, wenn man ihnen den Schmutz, der ihre Haut bedeckt, abgewaſchen hat, eine der zarten europäiſchen ähnliche Geſichtsfarbe; in Chile und in dem gebirgigen Theile von Peru ſieht man ebenfalls den Teint, zumal des anderen Geſchlechtes, dem unſrigen ſich nähern. In Mexico, an der Moskitoküſte, in Florida und auf den weſtindiſchen Inſeln hatten die urſpünglichen Einwohrer die gelbliche indiſche Schattirung, und in Braſilien waren ſie, wie der treue Lery erzählt, beinahe von ſchwarzer Farbe. Der rothe Kupferglanz, den ihnen die Leichtgläubigkeit angedichtet hat, konnte vielleicht die Wir=

kung der Schminke ſein, womit die wilden Stämme ſich überall, entweder zum Kampf oder bei anderen feſtlichen Veranlaſſungen, ſchmücken.

Die Völkerſchaften, die den Norden von Amerika bewohnen, unterſcheiden ſich ſchon merklich von einander, je nachdem ſie ihren Aufenthalt an der Küſte oder in den Wäldern gewählt haben, und folglich entweder Ichthyophagen (Fiſcheſſer), oder umherſtreifende Jäger geworden ſind. Die feuchte Witterung, die in jenen noch uncultivirten, mit Wäldern und mit Gewäſſern ſo reichlich verſehenen Gegenden herrſcht, ſcheint ihnen wenigſtens einen gemeinſchaftlichen Charakter verliehen zu haben; ich meine ihr ſo auffallendes, ſchwarzes, grobes, glänzendes, langes und ſtarkes Haupthaar, und vielleicht eine damit verbundene Beſchaffenheit des Körpers, eine gewiſſe zähe Elaſticität, die zwiſchen der Abſpannung unſerer Sumpfbewohner und der verſchrumpften Trockenheit der tatariſchen Steppenvölker die Mitte hält. Ihr Wuchs kommt durchgehends dem unſrigen an Höhe gleich und iſt folglich, was wir von mittlerer Statur zu nennen pflegen; oft aber geht er auch noch über dieſe hinaus. Ihre Gliedmaßen ſind gemeiniglich, ohne ſich der idealiſchen Schönheit zu nähern, wohlproportionirt und insbeſondre bei den Jagdvölkern zu ihren behenden Uebungen und zu langer Anſtrengung geſchickt. Ihre Sinne ſind, wie bei den meiſten uncultivirten Nationen, ſehr geübt und einer uns unbegreiflichen Zartheit der Unterſcheidung fähig, die, wenn ſie ſich mit einer geübten Vernunft zuſammen gedenken ließe, die höchſte Vollkommenheit der menſchlichen Natur bezeichnen würde. Allein da die Entwickelung eines Organs immer nur auf Koſten eines andern geſchieht, ſo iſt auch überall auf dem Erdboden mit dem Fortſchritte der ſittlichen Kultur die Abnahme dieſer unbegrenzten Empfänglichkeit der äußeren Sinne verbunden. Irrig hat man daher in unſerer Organiſation den Grund jener ins Unendliche gehenden Klaſſificirung der ſinnlichen Eindrücke geſucht, wovon der Wilde nur darum nichts zu wiſſen und nichts zu unterſcheiden ſcheint, weil ſie eine Wirkung der entwickelten Vernunft und der bereicherten Sprache iſt, wodurch ſich unſer Bewußtſein in mehreren Modificationen vervielfältigt.

Wenn wir nicht gegen das Zeugniß unſerer Erfahrung und der Analogie annehmen wollen, daß die Natur in der Bildung des Menſchen willkürlicher, als bei anderen Thieren zu Werke

gegangen ſei, ſo folgt unausbleiblich, daß theils ſeine Organiſation, oder der Bau des menſchlichen Körpers, theils die Verhältniſſe, unter denen ſich ein jedes menſchliches Individuum auf die Welt geſetzt findet, an der Beſtimmtheit ſeiner Handlungen und Aeußerungen einen ſehr weſentlichen Antheil haben müſſen. Hätte man dieſen Satz mit ſeinen natürlichen Folgerungen gehörig bedacht, ſo wären unſtreitig jene übereilten Schlüſſe und Abſtammungs-Hypotheſen unterblieben, die man ſo oft auf bemerkte Aehnlichkeiten in der Lebensweiſe und den Sitten der verſchiedenſten Völker gegründet hat. Ich rede hier nicht ſowohl von den unſinnigen Träumen eines Moraez und eines Adair, die ohne Bedenken die Juden zum Stammvolke der Amerikaner annehmen, ſondern von den bis zum Ekel wiederholten Parallelen zwiſchen den Bewohnern der Tatarei und denen des neuen Welttheils. Ohne es geradezu leugnen zu wollen, daß Amerika von Aſien her bevölkert worden ſei, ſind die zufälligen Aehnlichkeiten, auf welche man ſich beruft, keinesweges hinreichend, etwas anderes als die natürliche Verwandtſchaft darzuthun, welche überall aus den Handlungen vernünftiger Thiere von ähnlicher Organiſation hervorleuchten muß. Charlevoix hat freilich die merkwürdige Anekdote aufbewahrt, daß einſt ein Jeſuit, der P. Grollon, in der Tatarei eine Huronin angetroffen habe, die er zuvor in Canada gekannt hatte; allein was dieſe Herren finden können, geht ſo oft über den Maßſtab des Begreiflichen hinaus, daß es nur da zur Autorität werden kann, wo ihre Unfehlbarkeit noch gilt. Unerklärbar wird es dagegen immer bleiben, daß die aſiatiſchen Völker, da ſie gleichſam nur einen einzigen Schritt zu machen hatten, um über Behring's Meerenge nach Amerika hinüber zu kommen, mit dieſem Schritte zugleich auch alle Gewohnheiten ihres vorigen Aufenthaltes von ſich geworfen, und nicht entweder ihre zahmen Thiere mit ſich hinüber gebracht, oder von den wilden Heerden der in Amerika ſo häufigen Rennthiere und Biſamochſen ſich neues Zug- und Maſtvieh zugezogen haben ſollten. Je näher beide feſte Länder an einander grenzen, je leichter es den Menſchen werden konnte, von dem einen zum anderen hinüber zu gehen; deſto unauflöslicher wird dieſer Einwurf, da die Zähmung der Thiere allen Amerikanern jederzeit ſo fremd geblieben iſt, daß man ſelbſt in Mexico, bei einem ſonſt ſchon merklichen Fortſchritt in den Künſten der Regierung, auch nicht eine Spur davon wahrgenommen hat.

Die neulichen Entdeckungen in der Landſchaft Kentucky, in dem amerikaniſchen Meſopotamien, zwiſchen den Flüſſen Ohio, Tſcheroki und Miſſiſſippi, ſcheinen auf ganz andere Spuren zu führen. Hier, gewöhnlich dicht am Waſſer, auf gut gewählten, von Natur durch ihre Lage ſchon feſten Plätzen, findet man eine Anzahl uralter kreisförmiger Feſtungswerke von Stein. Die älteſten Indianer wiſſen nichts davon zu erzählen; jede Sage von ihrer Entſtehung iſt erloſchen und die Bäume innerhalb ihres Bezirkes ſind nicht jünger oder ſchmächtiger, als die im Umkreiſe derſelben emporgewachſenen. Unſtreitig waren ſie das Werk eines Volkes, das einer weit anhaltenderen Anſtrengung fähig war, als die jetzigen Eingebornen von Amerika, und man begreift es kaum, wie es möglich geweſen iſt, ſie ohne eiſernes Handwerksgeräth zu erbauen. In einer bequemen Entfernung von einer jeden Feſte ſteht immer ein kleiner Erdhügel in pyramidaliſcher Geſtalt, der mit der Größe der benachbarten Feſtungswerke in Verhältniß zu ſein ſcheint. Wenn man ihn aufgräbt, findet man eine kalkartige Subſtanz darin, die man für Ueberbleibſel von Knochen, und zwar vermuthlich von menſchlichen Gebeinen, hält.

Wer vermag die Dunkelheit zu durchdringen, welche die Zeitalter des Daſeins von Amerika vor dem Anfange ſeiner Geſchichte deckt? Dieſe Geſchichte geht in den organiſirten Reichen von Peru und Mexico kaum 2- oder 300 Jahre über den Zeitpunkt der ſpaniſchen Entdeckung zurück. Aber in jenem allgewaltigen Kreiſen der Natur, da ſie das ungeheure erloſchene Incognitum und alle die unzähligen Thier- und Pflanzengeſtalten gebar, die jetzt noch die Oberfläche des amerikaniſchen Bodens ſchmücken — wer wagt es zu leugnen, daß nicht auch die Menſchengeſtalt unter günſtigen Bedingniſſen daſelbſt auf irgend einem bequemen Mittelpunkte der Länder hervorgehen und ſich nach allen Richtungen hin verbreiten konnte? Von Norden her kamen die Völker, die ſich in Mexico civiliſirten; am Miſſiſſippi und in Florida errichteten die Natſches und die Apalaſchen ihren Sonnendienſt; am Ohio liegen jene merkwürdigen Trümmer; im höchſten Norden verdrängt die Raçe der wohlgebildeten Amerikaner erſt ſeit Kurzem die kleinen zwergartigen Polarmenſchen, und die Hundsrippen-Indianer (Dogribbed Indians, Fr. *Plats-côtés de chiens*) und die Kupfer-Indianer, die jetzt bis an das Eismeer in 71° nördl. Br. jagen, ſcheinen vor dieſem

weit ſüdlicher gewohnt zu haben. Mehrere Data von dieſer Wichtigkeit, die ſich vielleicht noch künftig ſammeln und zu einem hiſtoriſchen Lichtpunkte vereinigen laſſen, zumal wenn die Beobachter ſelbſt, mit Vorkenntniſſen ausgerüſtet und gegen Vorurtheile auf ihrer Hut, den eigentlichen Punkt, warum es zu thun iſt, kennen und im Auge behalten werden, erleichtern einſt dem künftigen Geſchicht- und Menſchenforſcher die Beantwortung jener dunkeln Frage, woher die Amerikaner entſproßten.

Es klingt Anfangs widerſinnig, wenn man die Engländer behaupten hört, daß die Ichthyophagen, oder Fiſcheſſer, an der Nordweſtküſte an ſittlicher Bildung vor den Jagdvölkern im Innern von Canada und um die Hudſonsbai den Vorzug verdienen, da man gleichwohl die Schilderung von ihrer ekelhaften Lebensart und ihrem Geſchmack am Genuſſe des Menſchenfleiſches nicht ohne Schauder leſen kann. Allein von einer Seite ſcheint dennoch die Behauptung völlig gegründet, und eine oder die andere barbariſche Gewohnheit, die noch aus roheren Zeiten übrig geblieben iſt, darf uns im allgemeinen Urtheile nicht irre leiten. Der ruhige Aufenthalt der Küſtenbewohner in einem beſtimmteren Bezirk, die Regelmäßigkeit der Beſchäftigungen, womit ſie im Sommer ihren Lebensunterhalt gewinnen und ihren Wintervorrath einſammeln, der höhere Grad des Fleißes und der Sorgfalt, die ſie auf den Bau ihrer Kähne und Häuſer verwenden müſſen, die winterliche Muße, die ihnen zur höheren Vollendung ihrer Kunſtarbeiten, an Kleidern, Zierrathen, Geräthſchaften und Waffen dient, die leichtere Communication endlich auf dem Meere, dieſem Elemente der menſchlichen Kultur, wodurch ſich ihnen die Gelegenheit zum Verkehr und Tauſchhandel mit entfernten Nachbarn und folglich zur Einſammlung eines größern Ideenvorrathes darbietet: dies alles trägt dazu bei, ſie auf der Bahn zur Entwickelung ihrer ſchlummernden Geiſteskräfte ihren Brüdern im Walde zuvorkommen zu laſſen, und die Grundbegriffe aller Moralität, die richtigen Beſtimmungen des Verhältniſſes zwiſchen Menſch und Menſch ihnen näher zu legen.

Die Jagd geſtattet keine Vereinigung der Menſchen in ſo großer Anzahl, wie der Aufenthalt an einer fiſchreichen Küſte. Unaufhörlich in kleine Familien zertheilt, die ſich immer wieder abzweigen, ſo wie das Bedürfniß der Nahrung ſie auseinander treibt, werden die nächſtverwandten Horden durch dieſe Lebensart

von einander entfremdet, und die Bande gelöſet, die doch ſonſt unter den Völkern von einerlei Mundart und Sitte wirkſam ſind. In der Einöde des Waldes, fern von einander, verändert ſich allmälig auch die Sprache der verſchiedenen kleinen Haufen; die wenigen Worte, welche ſie vor ihrer Trennung kannten, verlieren ſich unter der Menge der neuen, die ſie ſich nach und nach für neue Gegenſtände in ihrem neuen Jagdbezirke, für neue Verhältniſſe, für zufällige Ereigniſſe ſelbſt bilden müſſen. So entſteht eine endloſe Verſchiedenheit der Sprachen, wie ſie im inneren Nordamerika ſo häufig angetroffen und von Reiſebeſchreibern erwähnt worden iſt. Eine merkliche Abweichung unter den Gebräuchen der mancherlei Völkerſchaften von einander, läßt ſich leicht aus eben dieſer Vereinzelung erklären; ſelbſt der Umſtand, daß die verſchiedenen Stämme ihren Kindern den Kopf bald ſo, bald anders zu formen ſuchen, iſt eine Folge von der Beibehaltung eines Grundbegriffes, der ſich nur nach den Umſtänden immer modificirt.

Jagd und Krieg ſind die einzigen Hauptbeſchäftigungen des Indianers; er jagt, wenn ſein Vorrath zu Ende geht, und macht ſich auf den Weg eine benachbarte Horde zu beſchleichen, wenn er dem alten Haber nachdenkt und für eine vermeinte Beleidigung Rache fordern zu müſſen glaubt. Die Völkerſchaften, welche den europäiſchen Niederlaſſungen näher wohnen und mit ihren Emiſſarien bekannt ſind, haben ſich bereits an neue Bedürfniſſe gewöhnt; ſie brauchen Meſſer und anderes Eiſengeräth, Tuch zur Kleidung, Zierrathen zum Putz, Flinten, Pulver und Blei zur Jagd, und vor Allem das unentbehrlich gewordene hitzige Getränk, den ſchlechten, ungeſunden Branntwein, der ſie bis in die Wurzel des Lebens vergiftet und ihre Raçe gänzlich auszurotten drohet. Sie jagen aber auch ſchon nicht blos, um ſich Speiſe und Decke zu verſchaffen, ſondern um Pelzwerk zuſammen zu bringen, wogegen ſie jene ausländiſchen Waaren eintauſchen können. Durch den Umgang mit den Europäern, die ſich lange Zeit ihre Einfältigkeit zu Nutze machten, hat ihr Charakter endlich viel von ſeiner ehemaligen Redlichkeit verloren; das Beiſpiel des Betruges mußte ſie ergreifen, und jetzt ſuchen ſie ein Verdienſt darin, ihre habſüchtigen Bundesgenoſſen zu überliſten. In trunkenem Muthe äußern ſich ihre Leidenſchaften gewaltſamer als ſonſt; und ſelbſt die Abſpannung, die darauf folgt, wechſelt mit Anfällen von kranker Reizbarkeit, die vielleicht noch

furchtbarer ſind, als ihre überlegten Grauſamkeiten. Kalte, empfindungsloſe Rache iſt allen rohen, wilden Völkern gemein. Sich an die Stelle eines Anderen ſetzen, kann nur der Menſch, den die Erziehung auf eine höhere Stufe der Beſonnenheit hob. Daher iſt auch der Begriff des Mein dem Wilden, wie dem Kinde, ſo viel geläufiger, als der damit verſchwiſterte Begriff des Dein. Ein Fortſchritt in der Bildung des Geiſtes, in der Entwickelung moraliſcher Gefühle, in der Uebung der Urtheilskraft iſt auf dieſem Wege, bei dieſer Lebensart, und durch dieſen verderblichen Verkehr mit den verworfenſten Menſchen unſerer europäiſchen Raçe nicht möglich. Die alten Indianer ſelbſt hatten noch angebornes Gefühl genug, um einzuſehen, daß die Moralität ihrer Jugend durch den Umgang mit gewiſſen angeblichen Lehrern des Chriſtenthums, und durch das Beiſpiel ihrer zügelloſen Ausſchweifungen zerrüttet würde. Sie baten daher die Statthalter der Colonien, daß man dieſe Elenden von ihnen entfernen möchte. Allein wie leicht es dennoch ſei, mit den amerikaniſchen Wilden auszukommen, in welcher natürlichen Achtung die Geſetze der Billigkeit bei ihnen ſtehen, dies beweiſen alle die verſchiedenen Unterhandlungen, welche die vereinigten Provinzen, die Canadier und die Franzoſen mit ihnen gepflogen haben. Faſt ohne Schwertſchlag, faſt ohne Streit, hat man ihnen das Eigenthum der Ländereien abgehandelt, auf denen jetzt die Macht der amerikaniſchen Republik mit ſo vielem Glanze zu einem Range in der politiſchen Welt heranwächſt.

Die beiden wichtigen Angelegenheiten des Menſchengeſchlechtes, die in anderen Welttheilen jeder anderen Sorge vorhergehen, und denen die Summe aller Geſchäftigkeiten untergeordnet zu ſein pflegt, Regierungsform und Gottesdienſt, haben dem wilden Amerikaner nie viel Kopfbrechens gekoſtet. Er bedarf keines Herrn und keiner Prieſter; wenn er in den Krieg zieht, wählt er den Tapferſten ſeines Haufens zum Führer, und wenn er an einen großen Waſſerfall kommt, bewundert er die Macht des Unſichtbaren, der dort im Brauſen der Fluthen, wie einſt dem ägyptiſchen Hirten in der entzündeten Sumpfluft, ihm näher zu ſein ſcheint. Bei gewöhnlichen Ereigniſſen des Lebens wendet er ſich aber nicht an dieſen oberſten, wohlthätigen Geiſt; da genügt ihm der Genius, den er ſich zum Schutz erkohren hat und deſſen Ebenbild er in irgend einem Thiere zu erkennen glaubt. Bei den Küſtenbewohnern wird man bereits den An-

fang eines Deſpotismus gewahr: die Oberhäupter herrſchen mit einer beinahe uneingeſchränkten Macht über das gemeine Volk; ſie bewohnen geräumigere Häuſer, ſie beſitzen einen erleſenern Hausrath, ſie genießen die Leckereien und die fetten Biſſen, ſie werden von zahlreichen Sclaven bedient, ſie halten ſich ſogar Sclaven zum Abſchlachten für ihren Tiſch, ſie kennen den Luxus der Vielweiberei, ſie erlauben oder verbieten endlich den Verkehr mit den Fremden, und eignen ſich die beſten im Tauſche gewonnenen Waaren zu. Vom hierarchiſchen Deſpotismus hingegen, von einem abgeſonderten, privilegirten Prieſterſtande, hat man daſelbſt noch keine Spur bemerkt.

Das mannigfaltige Sittengemälde, die Schilderung aller verſchiedenen Gewohnheiten und Gebräuche, wodurch ein Stamm ſich vom anderen unterſcheidet, oder worin ſie alle mit einander übereinſtimmen, ſo anmuthig und anlockend dies Alles auch ſcheinen mag, führte uns hier zu weit von unſerm Ziele. Es iſt genug, daß wir hier auf die Reiſebeſchreiber verweiſen.

§. 18. Europäiſche Anſiedler.

Zur Vollſtändigkeit dieſes Aufſatzes gehört es noch, mit einigen Worten die übrigen Bewohner des neuen Welttheils zu erwähnen, deren Ueberkunft aus unſerem Welttheile bekannt iſt, und die ſich folglich von den urſprünglichen beiden Raçen in Amerika abſondern laſſen.

Schon früh im Mittelalter, um das Jahr 988 oder 989 nach Chriſti Geburt, entdeckten die kühnen norwegiſchen Abentheurer das öſtliche Ufer von Grönland und ließen ſich daſelbſt nieder, weil aller Wahrſcheinlichkeit nach damals das Klima noch ungleich milder war, als es jetzt durch die Anhäufung des Eiſes an den Küſten geworden iſt. Von hier aus beſuchten und beſetzten ſie auch die Inſel Neufundland. Wenige Jahre nach der erſten Entdeckung (um das Jahr 1000) nahmen die dortigen Normänner das Chriſtenthum an, und ungefähr nach Verlauf von hundert Jahren hatten ſie an der Oſtküſte zwölf Kirchen und zwei Klöſter, ſo wie an der Weſtküſte vier Kirchen erbauet, und wählten ihre eigenen Biſchöfe, von denen man eine Folge von ſiebzehn aufzählen kann. Merkwürdig iſt aber die um das Jahr 1376 erwähnte erſte Ueberkunft der Eskimos oder jetzigen Grönländer aus dem ſüdlicher gelegenen Lande Labrador, welches ſie wahrſcheinlich wegen des Andringens der anderen ame=

IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)

6″

Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

rikaniſchen Stämme verlaſſen mußten. Dieſe den Normännern ſchon längſt in Neufundland bekannt gewordenen und wegen ihrer unanſehnlichen Statur von ihnen mit dem verächtlichen Namen Skrellinger oder Zwerge bezeichneten Menſchen waren die einzigen Bewohner der Weſtküſte von Grönland, als man ſie 1576 wieder entdeckte. Ob die zunehmende Kälte, oder die im Anfange des 15. Jahrhunderts eingeriſſene epidemiſche Krankheit (der ſogenannte ſchwarze Tod), oder die Skrellinger, oder endlich alle dieſe Urſachen zuſammengenommen, die Ausrottung des norwegiſchen Pflanzvolkes bewirkt haben, bleibt wahrſcheinlich unſerer Kritik auf immer ein unauflösliches Problem.

Nachdem Cabot 1497 die Inſel Neufundland wieder gefunden hatte, folgten die verſchiedenen Entdeckungsreiſen im Norden ſchnell auf einander. So oft indeß die Weſtküſte von Grönland berührt ward, ſo wenig lockte das kalte Land irgend ein europäiſches Volk an, ſich daſelbſt niederzulaſſen, bis der Prediger Egede im Jahr 1721 ſeinen Hof bewog, Miſſionsanſtalten daſelbſt anzulegen und zu unterſtützen, die zum Theil noch fortdauern und den Wallfiſchfang der Dänen erleichtern. Auf Hudſon's Entdeckung des großen Meerbuſens, der ſeinen Namen trägt, folgte 1669 die Errichtung der Hudſonsbai-Compagnie, als einer privilegirten Handelsgeſellſchaft, welche vermöge ihres Freibriefes von König Karl II. das ausſchließliche Recht erhielt, ihre Faktoreien, an beiden Ufern der Hudſonsbai ſowohl, als im Innern des Landes anzulegen. Dem zufolge begründete ſie am Churchillfluß das Fort Prinz von Wales, am Nelſonfluß das Fort York, am Albanyfluß Henley Haus und auf der Küſte von Labrador, oder dem ſogenannten Eaſt Main, die Forts Rupert und Richmond. Im Innern erſtrecken ſich, wie wir geſehen haben, ihre Stationen oder Faktoreien bis jenſeits des Arathapeskow- oder Arabaska-Sees. Ihre Ausfuhr nebſt den Koſten der Unterhaltung für ihre Beamten beträgt, ein Jahr ins andere, etwa 20,000 Pfund Sterling; die Einfuhr an Pelzwerk dagegen etwa 27,000 Pfund Sterling, welches einen jährlichen Gewinn von 7000 Pfund abwirft. Allein nach anderen Berechnungen gewinnen die Intereſſenten ohne allen Vergleich eine größere Summe. Auch haben ſie ſeit einiger Zeit ihren Handel ſehr zu erweitern und mit den Canadiern zu wetteifern geſucht, um dem Vorwurfe zu entgehen, daß ihre Unthätigkeit dem brittiſchen Handel Abbruch thäte.

Auf Cartier's Entdeckung von Canada im Jahr 1536 folgten bald die erſten Verſuche anderer franzöſiſcher Abentheurer, die ſich dort ſowohl, als in der benachbarten Halbinſel Acadien, niederlaſſen wollten; allein dieſe unreifen Verſuche blieben ohne allem Erfolg, bis Champlain 1668 den Grund zur Stadt Quebek legte. Nunmehr hätte Canada in den Händen der franzöſiſchen Regierung eine wichtige Colonie werden können, zumal da man im Innern derſelben eine Communication mit Luiſiana, welches ebenfalls der Krone Frankreich gehörte, vermittelſt der fünf großen Seen und Flüſſe Illinois und Miſſiſſippi eröffnet hatte; allein die groben Fehler der Colonial-Adminiſtration vereitelten dieſe Ausſichten in dem Grade, daß man ſich 1763 glücklich ſchätzte, Canada und Acadien oder Neuſchottland an die Engländer abzutreten.

Nach dem Verluſte der übrigen Colonien ſchenkte die brittiſche Regierung den bisher vernachläſſigten und freilich auch von der Natur etwas ſtiefmütterlicher behandelten nordiſchen Provinzen, die ſich ihrer Botmäßigkeit nicht entreißen konnten, beſondere Aufmerkſamkeit. Canada enthielt beim Friedensſchluſſe von 1783 genau 113,012 engliſche und franzöſiſche Coloniſten, und außerdem noch gegen 10,000 Flüchtlinge aus der amerikaniſchen Republik, oder ſogenannte Loyaliſten, denen ein eigener Bezirk in der oberen Gegend von Canada am Cataraquifluß und am Ontarioſee angewieſen worden iſt. Die Bevölkerung von Quebek beſtand damals aus 6472 Seelen, und die von Montreal mochte nur um wenig geringer ſein.

Die ſogenannte Quebek-Bill, eine Parlamentsakte vom 14. Regierungsjahre Georgs III., enthielt die Grundverfaſſung dieſer Provinz, nach welcher die geſetzgebende Macht dem Statthalter und einem ihm zugeordneten Rathe übertragen war. Der Unterſtatthalter, der Oberrichter, der Regierungsſecretair und zwanzig andere Mitglieder, von denen die Hälfte franzöſiſcher Abkunft ſein mußten, waren die Mitglieder jenes Rathes und erhielten einen Jahrgehalt von 100 Pfund Sterling. Allein obgleich die meiſten Funktionen der Regierung ihnen oblagen, ſo hatte ſich doch Großbritannien das Recht, die Auflagen zu erkennen, vorbehalten, und dagegen die in 25,000 Pfund Sterling beſtehenden jährlichen Koſten der Civilliſte zu beſtreiten verſprochen.

Dieſe Verfaſſung konnte aber nicht lange Beſtand haben; es war natürlich, daß von allen Seiten Reclamationen dawider

einliefen: theils von den Einwohnern der unteren Provinz, die das billige Recht ſich ſelbſt zu taxiren, und ihre eigene Provinzialverſammlung verlangten; theils von den Loyaliſten im höheren Canada, die ſchon in ihrem vorigen Vaterlande freiere Grundſätze geſchöpft hatten, und ſich an das in Quebek von dem franzöſiſchen Adel eingeführte Lehnsſyſtem nicht gewöhnen konnten. Die Klugheit rieth daher dem brittiſchen Miniſter Pitt, dem Uebel abzuhelfen, ehe noch die Klagen recht zur Sprache kämen; und ſo entſtand bereits im Jahr 1790 die neue Quebek-Akte, vermöge deren Canada in zwei ganz von einander unabhängige Provinzen abgetheilt wird, die nach Maßgabe des verſchiedenen Bedürfniſſes der Einwohner eine merklich verſchiedene Verfaſſung erhalten haben. Auffallend iſt es, daß eine engliſche geſetzgebende Verſammlung an der Neige des 18. Jahrhunderts in dem Entwurfe dieſer Verfaſſungen eine privilegirte Adelsklaſſe in Canada förmlich über die anderen Bürger erhob, ihr beſondere Immunitäten bewilligte, ihre Lehnsrechte heiligte und beſtätigte, und aus ihrer Mitte ein erbliches Oberparlament ſtiftete, welches, wie das brittiſche, zugleich einen geiſtlichen Adel in ſich ſchließt. Dieſe von der Oppoſitionsparthei vergeblich gerügte Barbarei unſeres Zeitalters kann in jenem Welttheile nicht leicht die ſchlimmen Folgen, wie im unſrigen, nach ſich ziehen. Das mächtige, glänzende Beiſpiel der Gleichheit und Freiheit in der benachbarten Republik der vereinigten Staaten, verbreitete eine ſo helle Maſſe von Licht, daß die Werke der Finſterniß unmöglich lange daneben beſtehen können.

Die ganze Ausfuhr von Quebek betrug im Jahre 1786: 343,262 Pfund, 19 Schilling, 6 Pence Sterling, und die Einfuhr dieſes Jahres 325,116 Pfund Sterling. Von der Ausfuhr war das Pelzwerk der Hauptartikel; denn er belief ſich auf 285,977 Pfund. Die übrigen Artikel waren Weizen, Mehl, Zwieback, Leinſamen, allerlei Hausrath von Holz, Fiſche, Pottaſche, Oel, Ginſeng und andere Arzneigewächſe. Dagegen wurden eingeführt: Rum, Branntwein, Melaſſen oder Syrup, Kaffee, Zucker, Wein, Tabak, Salz, Chocolade, Lebensmittel für die Truppen und allerlei trockene Waaren.

Neuſchottland und Neubraunſchweig bilden jetzt ebenfalls zwei abgeſonderte Provinzen, deren vorzüglichſter Handel in der Verfertigung von allerlei Hausrath aus ihrem guten, dauerhaften Holze beſteht, den ſie ſodann nach den weſtindiſchen Inſeln

führen, um allerlei Artikel des Luxus, als Rum, Zucker, Kaffee u. ſ. w. dafür einzutauſchen. Ihre Fiſcherei iſt nächſt der von Neufundland die beträchtlichſte und ward im Jahr 1743 ſchon auf mehr als 900,000 Pfund Sterling angeſchlagen. Der Kornbau bleibt dagegen noch zu unbedeutend, um dem Bedürfniſſe der Einwohner zu genügen. Ihre Verfaſſung iſt nach der engliſchen gemodelt, und für einen Staat in ſeiner Kindheit mag ſie leicht hinreichend ſein, bis die größere Bevölkerung ihre Mängel aufdeckt. Durch die Auswanderang der Loyaliſten aus den unabhängig gewordenen Provinzen hat ſich die Volksmenge von Neuſchottland ſchon anſehnlich vermehrt. Der Hauptort Halifax zählt gegen 20,000 Einwohner; Annapolis mit ſeinem unvergleichlichen Hafen hat ſich ſeit dem Frieden um fünf Sechstheile vergrößert; Barrington hat 4000, und Shelburn 13,000 Einwohner erhalten.

Ich habe dieſe beiden Provinzen hier erwähnt, weil die Grenzen des Theils von Nordamerika, den wir zu betrachten hatten, ſie natürlich mit einzuſchließen ſcheinen. Ueberdies gewinnen wir auch ſo viel durch dieſen Zuſatz, daß wir das wichtige Factum der ſchnellen Fortſchritte der hieſigen Bevölkerung am Schluſſe dieſer Ueberſicht vor Augen behalten, und von demſelben auf die Benutzung des ganzen unermeßlichen Landes, im Weſten von Canada, welches des Anbaues ſo fähig iſt, die Anwendung machen können.

Neuholland und die brittiſche Colonie in Botany-Bai.

Quidam magnus videlicet vir et sapiens cognovit, quae materia esset, et quanta ad maximas res opportunitas in animis esset hominum, siquis eam posset elicere et praecipiendo meliorem reddere.

Zuerſt im hiſtoriſchen Calender von 1786.

Wer die Vorzüge des geſitteten Lebens ohne Vorurtheil erwägt, wird nicht in Abrede ſein, daß der Menſch in dieſem Zuſtande erſt eigentlich der Natur, die ihn mit Fähigkeiten ausrüſtete, ein Genüge zu leiſten anfängt, und wahrer Menſch, das iſt, ein denkendes Weſen wird, welches mehr im Genuſſe ſeines Bewußtſeins und ſeiner Vorſtellungen, als in der Befriedigung blos ſinnlicher Begierden und blinder Triebe glücklich iſt. Zwar hat die Natur in ihrer Erdeſchöpfung, ſoweit wir ſie noch kennen, kein unglückliches Thier gebildet. Alle genießen froh die Lebenskraft, die ſich in ihnen auf unzählig mannigfaltige Weiſe äußert, die ſo unabläſſig, ſo geſchickt ohne Lehrmeiſter, ihre Individualität zu behaupten und in ihrer Art des Seins zu beharren ſtrebt. Empfänglichkeit und Behagen ſtehen in ewiger Harmonie; und Lebensgenuß wohnt eben ſowohl im Wurm, der zehnfach zerſchnitten in jedem Stücke ſich ergänzt und in zehn Einheiten abgeſondertes Daſein empfindet, wie im Menſchen, der ſtatt jener plaſtiſchen Reproductionskraft die zarteren Sinne zu Hütern ſeines Weſens erhielt. Allein die Rangordnung der Geſchöpfe wird darum nicht minder durch das Maß der Em-

pfänglichkeit beſtimmt. Wer möchte wohl nur Eines Sinnes entrathen, nur Eine Anlage preis geben, um auf jene vegetirende Fortdauer Anſpruch machen zu dürfen? Jeder, eh' er Wurm werden ſollte, würde lieber als Inſect umherſchwirren, und ſo weiter ſich dem Zuſtande nähern wollen, wo er mehreren und mannigfaltigeren Eindrücken offen bliebe. Sie entrüſten über den Mängeln der bürgerlichen Geſellſchaft, und ihr den Stand der Wildheit vorziehen, heißt demnach vergeſſen, daß der verfeinerte Menſch, ſo gut wie der Wilde, im Genuſſe ſeines Daſeins lebt, und daß der Unterſchied nur in der Art des Genuſſes beſteht, der bei jenem auf Fertigkeiten beruht, wozu in dieſem die Anlage ſchläft. Doch der Grübelei wird kein Irrthum leichter, als da unterſcheiden, wo nichts abzuſondern iſt; und ſo erdichtet ſie ſich einen Widerſpruch zwiſchen Natur und Kultur, der höchſtens in einem willkürlichen Gebrauch der Worte liegt. Die Fähigkeit zum Denken, mit allen ihren Folgen, iſt unſerer Natur ſo weſentlich inwohnend, als der Trieb zur Nahrung und Fortpflanzung, wenn ſie gleich nicht in jedem Einzelnen nach Möglichkeit entwickelt wird. Was der Gattung zukommt, entwickelt ſich nicht nothwendig in jedem Einzelnen. Die Blattläuſe legen Eier im Herbſt; dieſe überwintern und aus ihnen geht eine Reihe lebendiggebärender Generationen, ſo lange der Sommer währt, hervor. Wer übrigens die Thiergeſchichte kennt, wird wiſſen, daß, wo eine Mehrheit der Anlagen ſtatt findet, eine oft die andere unterdrückt oder in engere Schranken zurückweiſet. Die Vernunft ſtreitet nicht mehr wider die übrigen Anlagen im Menſchen, als in den Thieren der Inſtinkt.

Wo demnach Fähigkeiten vorhanden ſind, da wird Vollkommenheit durch ihre Entwickelung erreicht. Fortſchritt der Kultur iſt alſo Intereſſe der Menſchheit, und Bevölkerung der ganzen Erde mit geſitteten Bewohnern das große Ziel, welches wir zunächſt, als unſeres Erringens werth, vor uns ſehen. Und wie merkwürdig iſt nicht die Schnelligkeit, womit Alles dieſem Ziel entgegeneilt! Zu fern zurück ins graue Alterthum verliert ſich der Anfang der Kultur in unſerm Welttheil, als daß wir mehr als muthmaßen oder glauben könnten, was ihr den erſten Stoß verlieh. Wie von Epoche zu Epoche ihr Fortſchritt durch Verkettung der Begebenheiten vorbereitet war, nur dies lehrt uns die Geſchichte. Allein in ſpäteren Jahrhunderten wird ſichtbarlich ſchneller ihr Gang. Auch in jeder Hälfte von Amerika entſpan-

nen ſich die erſten Fäden der Sittlichkeit zu einem zarten Gewebe der Kultur; nur wirkte dieſer Bildungstrieb zu ſchwach, zu langſam für das Bedürfniß der Zeiten; und groß, vielleicht unüberſchreitbar, blieb die Kluft zwiſchen Quippos und Buchſtabenſchrift. Columbus kam; und die Kultur that Rieſenſchritte in beiden Welten. Schöner grünte ſie nirgends, als in dem neuen mit Europa wetteifernden Freiſtaat.

Die Erſcheinung eines neuen Entdeckers, des unſterblichen Cook, bezeichnet in unſern Tagen eine zweite ähnliche Epoche. Seine drei kühnen Reiſen haben das Feld geographiſcher Kenntniſſe von Pol zu Pol erweitert und keine bedeutende Inſel liegt noch unerkannt im Ocean. Die Folgen des mächtigen Schwunges, den Ein großer Mann ſeinem Jahrhundert zu geben wußte, fangen bereits an ſich zu offenbaren. Schon knüpft der Handel eine Gemeinſchaft zwiſchen China und der neuentdeckten Nordweſtküſte von Amerika; und ſchon macht Großbritannien Anſtalt, einen großen neuen Welttheil durch Colonien anzubauen.

Neuholland, eine Inſel von ungeheurem Umfange, oder wenn man will, ein drittes feſtes Land, iſt der künftige Wohnort einer neuen bürgerlichen Geſellſchaft, die, ſo unbedeutend ihr Anfang zu ſein ſcheint, gleichwohl in kurzer Zeit ſehr wichtig zu werden verſpricht. Wir wollen nicht die Tauſende von Beiſpielen aufzählen, wodurch dieſe Vermuthung, auf den Gang der Natur und das Zeugniß der Geſchichte gegründet, den höchſten Grad der Wahrſcheinlichkeit erhält. Es iſt hinreichend für unſern Zweck, daß aus ähnlichen geringen und faſt unmerkbaren Entſtehungspunkten in weniger als 150 Jahren ein Staat vor unſern Augen entſtanden, der trotz Englands äußerſter Anſtrengung die Unabhängigkeit errungen hat. Zwar ſind die erſten Anſiedler von Neuholland ein verworfener Haufe, den in ſeinem Vaterlande weder das Recht, noch ſelbſt die Furcht vor Strafen im Zügel hielt. Allein zu geſchweigen, daß der Dieb gemeiniglich das mitleidenswerthe Opfer einer zweckloſen Erziehung, eines todten Buchſtabengeſetzes und einer mangelhaften Staatspflege iſt; ſo beweiſet ja die alte und die neuere Geſchichte, daß er aufhört ein Feind der Geſellſchaft zu ſein, ſobald er wieder in die vollen Rechte der Menſchheit tritt, ein Landeigenthümer und Landbauer wird. Jene vermeinte Nothwendigkeit, auf Koſten des reicheren Bürgers leben zu müſſen, die Triebfeder zum Stehlen, die als Grundſatz dem Staate gefährlich werden kann,

iſt oftmals nur die Schule, wo die Kräfte des Menſchen ſich ſchnell und außerordentlich entwickeln. Gewaltſamer Druck, wie im andern Extrem die gänzliche Ungebundenheit des Wilden, erſtickt die Thätigkeit des Körpers und des Geiſtes; ein gewiſſer Grad des Zwangs, ein gelinderer Druck ruft ſie hervor und reift ſie für den künftigen Geſetzgeber. Die Räuberbande auf den ſieben Hügeln ward durch Numas Vorſchriften das erhabenſte und bewundernswürdigſte Volk der Erde. Ein roher Hirtenſtamm, der Jahrhunderte lang das ägyptiſche Joch getragen, und, wie jeder Sclave, den Adel der Menſchheit, Sinn für Tugend und Scheu des Laſters, darüber eingebüßt hatte, ward durch ſeinen großen Heerführer, trotz jener Halsſtarrigkeit, worüber er oft in Wuth gerieth, von einem Auswurf der Erde zum erwählten Volke gebildet. Die Nachkommenſchaft der erſten Delinquenten, die Jacob I. nach Virginien ſchickte, hat Rang und Stimme unter den Nationen und wird durch Franklin und Waſhington die freie Bundesgenoſſin der mächtigſten europäiſchen Staaten. — Täuſcht die Zukunft dennoch unſere Erwartung, und wird die Colonie auf Neuholland zum Meteor, das nur einen Augenblick glänzt und verſchwindet, ſo hatte uns wenigſtens alles Vorhergegangene das Gegentheil zu ahnen berechtigt. Der Leſer, der ſich in die Ereigniſſe der Menſchengattung überhaupt und namentlich ſeines Zeitalters verflochten fühlt, wird der möglichen und wahrſcheinlichen Wichtigkeit dieſer neuen Anſtalt leicht ein Intereſſe abgewinnen; er wird es uns vielleicht Dank wiſſen, daß wir ihn vorläufig auf den Schauplatz führen, und ihm mit wenigen Umriſſen die ungeſtörte Natur jenes Landes ſchildern, welches nur noch ſeines Anbauers rege Kräfte erwartet, um dereinſt in der Geſchichte zu glänzen. Dampier und Cook ſollen bei Allem, was wir davon erzählen, unſere Gewährsmänner ſein.

Neuholland, ſoweit ſich ſein Umfang für jetzt auf der Karte beſtimmen läßt, enthält einen Raum von mehr als 162,000 geographiſchen Quadratmeilen, der dem Flächeninhalt des feſten Landes von Europa beinah völlig gleich kommt. Das feſte Land von Europa enthält nach den neueſten Schätzungen und Berechnungen etwa 163,000 Quadratmeilen, mit den dazu gehörigen Inſeln aber 11,000 Quadratmeilen mehr. Neuholland bildet eine große beinahe viereckige Maſſe, die ſich zwiſchen dem 20. und 35. Grade ſüdlicher Breite durch 42 Grade der Länge hindurch erſtreckt, und in der ſüdöſtlichen Gegend einen ſchmalen

Zipfel nach Süden bis zum 43. Grad der Breite von ſich ausſchickt. Auch nordwärts hat es zwei beträchtliche Vorſprünge, bis auf 11 Grade gegen den Aequator hinab, welche den tiefen Meerbuſen von Carpentaria begrenzen. Das indiſche Meer beſpült die weſtlichen, das ſtille Meer die öſtlichen Geſtade. Gegen Norden trennt eine Meerenge Neuholland von den neuguineiſchen Inſeln; und nordweſtwärts liegt in nicht gar großer Entfernung die Reihe der Inſeln, welche die ſüdliche Grenze des großen indiſchen Archipels bezeichnet, von Timor an bis auf das reiche Java, den Mittelpunkt des holländiſchen Indiens. Faſt in gleicher Nähe von der ſüdlichen Spitze oſtwärts ragen die gebirgigen Inſeln von Neuſeeland aus dem großen Südmeer hervor. Die weſtlichen Gegenden von Neuholland wurden zuerſt im Jahr 1616 durch holländiſche Oſtindienfahrer entdeckt. In den folgenden Jahren ſchickten die Generalgouverneure von Batavia Carpentier und van Diemen verſchiedene Fahrzeuge aus, welche nach und nach die nördliche und weſtliche Küſte, und zuletzt im Jahr 1642 die Südſpitze, die van Diemen's Namen erhielt, auskundſchafteten. Die Entdeckung und genaue Unterſuchung der ganzen öſtlichen Seite war dem berühmten Cook aufbehalten, der ſie im Jahr 1770 auf ſeiner erſten Entdeckungsreiſe beſchiffte, und ihr den Namen des neuen Süd=Wallis ertheilte. Hier kennen wir durch ſeinen eiſernen Fleiß verſchiedene brauchbare Seehäfen, und mehrere große Buchten und Oeffnungen, wo ſich noch manche ſichere Rhede vermuthen läßt. Jene früheren holländiſchen Entdeckungen haben außer dem bloßen Umriß des Landes für die Schifffahrt und die Geographie nichts Beſtimmtes geliefert. Man weiß nur im Allgemeinen, daß das ganze Neuholland gegen Abend hin, eine äußerſt niedrige durch Korallfelſen und Untiefen gefährliche Küſte bildet, der ſich ſo leicht kein Schiff ohne beſondern Beruf zu nähern wagt. Dampier, ein großer Seemann des vorigen Jahrhunderts, entdeckte hier einen Hafen, vermuthlich weil er Entſchloſſenheit mit Erfahrung in ſeiner Kunſt verband, und dem Lande näher kommen durfte, als ein furchtſamer und weniger geübter Schiffer. Ein Stück von Neuholland, welches den Buſen nach Südweſten hin umzieht, iſt annoch unentdeckt geblieben, wiewohl es auch ſchwerlich die wichtigſte Gegend enthält.

Aus den angegebenen Polhöhen ſieht man bereits, daß dieſes große Land unter einem ſchönen Himmelsſtriche liegt. Die

nördlichen Gegenden deſſelben, welche zwölf Grade innerhalb des Wendekreiſes dem ſcheitelrechten Strahl der Sonne ausgeſetzt ſind, leiden zuweilen von übermäßiger Hitze; aber jenſeits des Steinbockkreiſes, bis zum 43. Grade ſüdlicher Breite, iſt das Klima gemäßigt, und etwa mit dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu vergleichen. Sogar die äußerſte Spitze von van Diemens Land, welche neun volle Grade ſüdlicher als das afrikaniſche Vorgebirge liegt, ſcheint in gleichem Maße begünſtigt zu ſein, vermuthlich weil hier kein Schneegebirge, wie nordwärts vom Cap, die Atmoſphäre kühlt, und den Winden eine durchdringende Schärfe gibt. Das Innere dieſes großen Landes kann demungeachtet von anſehnlichen Gebirgsrücken durchſchnitten ſein. Denn höchſtens erſtreckt ſich der Geſichtskreis vom Meerufer bis auf 30 Meilen landeinwärts, und wie ungeheuer iſt nicht der Strich, der jenſeits noch unentdeckt und unerkannt übrig bleibt? Die Oſtküſte, welche Cook beinahe 500 Meilen lang befand, iſt im Ganzen höher als die weſtliche, und zeigt überall kleine Anhöhen, Hügel und Berge von mittler Höhe. Hie und dort, wo der große Weltumſegler mit ſeinen Reiſegefährten landete, iſt man ein paar, höchſtens drei bis vier Meilen weit von der Küſte in das Innere des Landes gewandert; alles Uebrige bleibt unerforſcht, bis die Bedürfniſſe der neuen Coloniſten eine ſorgfältigere Unterſuchung nothwendig machen werden. Allein auch ſchon die bloße Kenntniß der Küſte begünſtigt die Vermuthung, daß die Naturgeſchichte dereinſt aus jenem neuen Welttheil einen großen Zuwachs zu gewärtigen hat.

Noch hat kein Europäer Neuholland als Mineraloge betreten. Cook's Begleiter ſchweigen von den Producten des Steinreichs und ſcheinen über den Reizen der dortigen Flora vergeſſen zu haben, daß auch der Boden, über den ſie hineilten, die Blicke des Kenners verdiente. Der Wundarzt Anderſon, der van Diemens Land mit Cook im Jahr 1777 beſuchte, fand dort einen feinkörnigen weißen Sandſtein, ein ſandiges Erdreich, mit leichter gelblicher Pflanzenerde und röthlichem Thon in Strecken abwechſelnd. Eine Spur von wichtigeren unterirdiſchen Reichthümern ſcheint indeſſen die Magnetnadel anzudeuten, die an mehreren Stellen der Küſte zwiſchen dem 22. und 19. Grade der Breite plötzlich große Abweichungen zeigte, oder gar nicht recht traverſiren wollte, mithin den metalliſchen Gehalt der dortigen Höhen deutlich zu erkennen gab. Ein anderer Umſtand, der zu

wahrſcheinlichen Vermuthungen über die Beſchaffenheit der Gebirge von Neuholland Anlaß gibt, iſt die Unterſuchung der Inſel Neucaledonien, welche oſtwärts in einer Entfernung von etwa 230 deutſchen Meilen zwiſchen dem 20. und 23. Grade ſüdlicher Breite, auf Cook's zweiter Reiſe entdeckt worden iſt. Dieſe Inſel, von der uns Cook zu erzählen pflegte, daß ihr Boden und ihre Producte mit den von ihm beſuchten neuholländiſchen Geſtaden eine auffallende Uebereinſtimmung zeigten, unterſcheidet ſich von allen öſtlicher gelegenen Inſelgruppen des ſtillen Oceans durch ihre Gebirgsart. Der ziemlich hohe Bergrücken, der ihre Mitte durchzieht, beſteht aus der uralten Felsgattung, welche den übrigen Steinlagen unſerer Erdoberfläche zum Grunde dient. Wir fanden dort ein großes Quarzgebirge, mit ſtarken Lagern von goldfarbigem und röthlichem Glimmer durchzogen, und an einigen Stellen Blöcke von Serpentinfels mit Hornblende, Talk und Granaten gemiſcht. Wenn es demnach mit der Aehnlichkeit zwiſchen Neucaledonien und Neuholland ſeine Richtigkeit hat, wie viele wichtige Aufſchlüſſe für die Gebirgslehre kann der Bergmann nicht dereinſt aus jener ungeheuren Oberfläche von 160,000 Quadratmeilen erwarten?

Nicht eigentlicher Waſſermangel, aber gleichwohl Mangel an Flüſſen und beträchtlichen Strömen iſt ein auszeichnender Zug des neuen Landes, welches darin den ſüdlichen Gegenden von Afrika nicht unähnlich iſt. Allein entſchieden iſt es bei weitem nicht, daß kein großer Fluß Neuhollands Inneres durchſtrömt; und wenn es darauf ankömmt, nach Analogie und Wahrſcheinlichkeit eine Vermuthung zu wagen, ſo ſcheint die niedrige weſtliche Küſte aus mehr als einem Grunde die Gegend zu ſein, wo ſich die Mündung eines anſehnlichen Stromes erwarten läßt. Cook, der die Oſtſeite von Neuholland in der Mitte der dürren Jahreszeit befuhr, urtheilt dennoch nach dem damaligen Anſehen des Landes, daß es wohl bewäſſert ſein müſſe. Ueberall fand er unzählige kleine Bäche, die in der Regenzeit zu ſtarken Flüſſen anzuſchwellen pflegen; und in den Wäldern gibt es häufige Teiche ſtehenden ſüßen Waſſers, die vermuthlichen Ueberreſte des während der Sonnennähe fallenden Regens. Die flächere Seeküſte iſt oft von Buchten und Kanälen durchſchnitten und mit Manglesbäumen (Rhizophora) auf weite Strecken bewachſen, zwiſchen denen der Boden aus Sumpf und Schlamm beſteht, und mit unſerm Torfmoor einige Aehnlichkeit hat. Hier iſt es, wo ſich

auch zuweilen kleine Seen von ſalzigem Waſſer erzeugen, welches vermuthlich durch unterirdiſche Wege aus dem Meere in kleinen Vertiefungen zuſammenläuft, oder durch den Sand allmälig durchſintert. Ein ſolcher Teich mit ſalzigem Waſſer gefüllt, liegt in der waldigen Ebene, welche die Adventure=Bai in van Diemens Land umgibt.

Die Höhen entlang dem Meerſtrande deckt ein leichtes ſandiges Erdreich, welches wegen ſeiner großen Dürre dem Pflanzer keinen Ertrag verſpricht, und durchgehends zum Anbau untauglich iſt. Doch findet man auch Hügel mit beſſerem Erdreich bedeckt, wo Wälder mit graſigen Plätzen wechſeln; und Ebenen ſowohl als Thäler prangen oft mit einem reichen, üppigen Graswuchs, den die Hand des Landmannes leicht zu Wieſen und Auen umſchaffen kann. Hier findet man einen Boden von ſchwarzer Erde, die ſich ungeſtört, ſeit vielen Jahrtauſenden vielleicht, durch die jährlich verweſende Pflanzenſchöpfung angehäuft hat. In der dürren Jahreszeit iſt nichts leichter, als das trockne Gras, welches Manneslänge erreicht, in Brand zu ſtecken und dadurch weit und breit die Gegend einzuäſchern. Als Cook einſt den elenden Wilden, welche in geringer Anzahl dieſe Küſte bewohnen, eine Schildkröte abgeſchlagen hatte, rächten ſie ſich damit, daß ſie die Gegend mit Feuer verheerten, und ſeine Gezelte anzuſtecken verſuchten. Wer den Steppenbrand in Rußland kennt, wird ſich von der furchtbaren Geſchwindigkeit, womit das Feuer ſich durch jene dürren Gräſereien fortpflanzt, einen Begriff machen können. Die Länge des Graſes iſt übrigens das einzige Hinderniß, welches dem Wanderer in dieſem Lande beſchwerlich fällt; denn überall, die mit Manglesbäumen durchflochtenen Sümpfe ausgenommen, iſt die Waldung offen; die Bäume ſtehen zerſtreut in geraumer Entfernung, und zwiſchen ihnen bemerkt man wenig oder gar kein Strauchwerk. Der Reichthum an verſchiedenen Gattungen von Bäumen und andern Gewächſen, die in Europa unbekannt ſind, iſt beträchtlich genug, um den Namen Botany=Bai zu rechtfertigen, den Cook einem dortigen Hafen gab. Die Herren Banks und Solander ſammelten daſelbſt in Zeit von wenigen Tagen zwiſchen drei= und vierhundert Arten, die vor ihnen kein Kräuterkundiger beſchrieben hat. Zu den gewöhnlichſten Bäumen gehört der Cajoputibaum (Melaleuca Leucadendra) aus deſſen Blättern man das gewürzhafte Oel dieſes Namens brennt; ferner mehrere mit dieſem Baume

verwandte Arten, deren Holz zum Theil mit Vortheil für den Schiffbau gebraucht werden kann, und die vortrefflichſten Maſten abgeben würde, ſobald man ein Mittel einzuſchlagen wüßte, es leichter zu machen. Einige von dieſen Bäumen vergleicht Cook, was das Holz betrifft, mit der immer grünen amerikaniſchen Eiche. Eine andre Art hat ebenfalls eine Aehnlichkeit mit unſern Eichen; ihr ſchweres, hartes Holz, iſt wie Guajak (lignum vitae) von dunkler Farbe und liefert ein röthliches Gummi, welches dem Drachenblut ähnlich iſt. Das ſchöne Baumgeſchlecht, welches der jüngere Linné, nach ſeinem Erfinder, Bankſia genannt hat, prangt hier mit ſeinen großen gelben Blumen; die Sinnpflanze (Mimosa) erſcheint hier in verſchiedenen baumartigen Gattungen mit einfachen Blättern, wovon die eine auch in Neucaledonien zu Hauſe iſt; die Kohlpalme (Areca sapida) und zwei andere Palmenarten ſieht man häufig in den Gegenden, die den Meerſtrand angrenzen; zwei derſelben ſind dem nördlichen, heißeren Theile des Landes eigen, die dritte findet man auch gegen Süden in Menge, und ihr Kohl, oder eigentlich das Herz, welches den zarten Keim der neuen Blätter und Blüten enthält, iſt von vortrefflichem Geſchmack. Eine Art ſchlechte, unſchmackhafte Feigen, ein Baum mit einer plattgedrückten Frucht, und noch ein anderer, der purpurfarbene Aepfel trägt, imgleichen ein wilder Piſang, welcher reife Saamen in ſeinen Früchten enthält, eine Pflanze, welche mit der Aronswurzel verwandt iſt, zwei Gattungen von Yamswurzeln, eine Art Faſolenbohnen, eine Art Peterſilien und Portulak, ſind die einzigen zur Noth eßbaren Pflanzen. Doch erfordern auch dieſe eine Zubereitung; der Apfel, zum Beiſpiel, muß einige Tage liegen, ehe er eßbar wird, und die Wurzeln müſſen mehreremal abgeſotten werden, um ihre brennende Schärfe zu verlieren. Der Manglesbäume an den Küſten haben wir bereits erwähnt. Noch findet man in ſandigen Strecken den Pandang, deſſen Frucht der Ananas ähnlich ſieht, aber kaum genießbar iſt; das orientaliſche anacardium (Semecarpus orientalis) und eine Menge kleine Gewächſe, Farrenkräuter und Mooſe.

Die Untiefen und Klippen, die bei weitem den größten Theil von Neuholland umringen, und hauptſächlich in der nördlichen Gegend die Schifffahrt äußerſt unſicher machen, ſind bekanntlich das Werk kleiner polypenartiger Thierchen, denen man erſt ſeit Peyßonels Unterſuchungen das thieriſche Leben zuerkennt.

Man erſtaunt über den wunderwürdigen Zellenbau dieſer weichen und dem Anſchein nach ſo vergänglichen Geſchöpfe. Aus der unergründlichen Tiefe des Meeres, die kein Senkblei erreicht, wachſen Felſenmauern zugleich mit ihren Einwohnern hervor und breiten ihre Aeſte immer weiter in allerlei Richtungen aus, je näher ſie der Meeresfläche kommen. Hier ſchlägt die brandende Woge unaufhörlich an das lockere Wurmgehäuſe, welches gleichwohl ihrer Gewalt widerſteht, und innerhalb ſeiner Grenzen ruhige Häfen bildet. Strecken von mehreren hundert Meilen ſind mit dieſen Korallenriefen umringt, und oft erſtrecken ſie ſich ſo weit ins offene Meer hinein, daß das Auge außerhalb ihrem Bezirk die Küſte nicht erreicht. Der beherzteſte Seefahrer erſchrickt bei ihrem überraſchenden Anblick, wenn der herrſchende Seewind ſein Schiff darauf zutreibt, und verzagt, wenn vollends eine gänzliche Windſtille ihn der Willkür der Wellen preis gibt und nur das Brauſen der ſchäumenden Brandung die feierliche Pauſe der Natur unterbricht. Der erſte Entdecker ſolcher furchtbaren Felſenwände kämpft gemeiniglich mit zehnfacher Gefahr, und wagt ſein Leben für die Sicherheit nachfolgender Schiffer. So mußte Cook, als er an der Küſte von Neuholland hinſchiffte, ſeiner Wachſamkeit ungeachtet, auf einen verborgenen Felſen ſtoßen, der, wäre er nicht im Schiffe ſtecken geblieben, ſeinen unvermeidlichen Untergang verurſacht hätte. Dem Naturforſcher ſind inzwiſchen dieſe Riefe in aller Abſicht merkwürdig; denn nicht nur die Gattungen der Korallen ſelbſt ſind auf mannigfaltige Art verſchieden, ſondern auf dieſen Bänken lagern ſich auch die Menge der Conchylien von unzähligen Gattungen, und manche andere Sorten weicher Gewürme. An den Küſten von Neuholland gibt es Auſtern, Miesmuſcheln, große Gienmuſcheln, wovon jede für zwei Mann mehr als hinreichend zur Mahlzeit iſt, Perlmutterſchalen, Hammerauſtern, Patellen, Seeſterne, Saugeſchwämme, Meduſenköpfe, Seehaſen, nebſt allerlei anderm Gewürme und Schalenthieren in unglaublicher Menge. Auf den Schlammbänken an der Buſtard-Bai (Trappenbai) in 24 Graden ſüdlicher Breite, liegt es ſo voll von Perlenauſtern, daß Cook's eigener Vermuthung zufolge, eine vortheilhafte Perlenfiſcherei daſelbſt angelegt werden könnte. Dem Seemanne, dem es freilich gleichviel iſt, ob eine ſeltene Tubipora musica, oder ein ganz gewöhnliches Korall ſeinem Schiffe den Untergang droht, würde die Hoffnung eines reichlichen Gewinnſtes Muth und Ent-

ſchloſſenheit einflößen, ſich zwiſchen jene Klippen auf den Perlenfang zu wagen; und bald würde dort jede Sandbank und jede Untiefe ſo genau bekannt und ſo leicht vermieden ſein, wie in den perſiſchen und arabiſchen Meerbuſen, an den Küſten von China, in Weſtindien und überall, wo der kühne Unternehmungsgeiſt und die Gewinnſucht oft weit gewagtere Thaten ausführen, und drohenderen Gefahren Trotz bieten.

Das Meer, welches um Neuholland einen ſolchen Reichthum von Schnecken und Muſcheln beſitzt, wimmelt auch von allerlei Fiſchen, Waſſerinſekten und Amphibien. Es gibt an den dortigen Küſten die ſeltenſten Krabben und Krebſe, darunter ſich vorzüglich zwei bisher wenig bekannte Arten, durch ein brennendes Ultramarinblau und einen völlig wie Porcellan weißglänzenden Unterleib auszeichnen. Die Fiſche trifft man in allen Häfen und Buchten im größten Ueberfluß und in beträchtlicher Verſchiedenheit der Gattungen an. Selten that Cook einen Netzzug, ohne von 50 bis 200 Pfund Fiſche zu fangen. Es gibt deren außer den Meeräſchen, den Elephantfiſchen (Chimaera Callorynchus), den Rochen, Haifiſchen, Zungen, Flündern, Seehähnen, Aehrenfiſchen und andern etwas bekannten, auch eine beträchtliche Menge neuer zuvor noch nie beſchriebener Arten. Dahin gehört unter andern auch ein ſeltſames kleines Fiſchchen, mit ſehr ſtarken Bruſtfloſſen, das ſich zu Zeiten auf dem Trocknen aufhält, woſelbſt es vermuthlich die Ebbe zurückläßt. Weit entfernt durch dieſe Veränderung des Elements entkräftet zu werden, hüpft er hurtig wie ein Froſch von einem Steine zum andern, ohne eben die ſtehen gebliebenen Pfützen aufzuſuchen. Unter den Rochenarten iſt der Stachelroche deswegen merkwürdig, weil ſein Stachel den Einwohnern von Neuholland, an einen hölzernen Schaft befeſtigt, ſtatt des Wurfſpießes dient. Auf den Riefen und Bänken, zumal in der nördlichen Gegend, gibt es eine unglaubliche Menge von den beſten grünen Schildkröten (Testudo Mydas), zugleich aber auch eine Art Crocodile, die ſowohl die Buchten als die Mündungen der Flüſſe beſuchen. Am Lande ſieht man eine Menge große und kleine Eidechſen und Schlangen von vielerlei Gattungen, worunter einige giftige befindlich ſind. Ein Heer von Inſekten von mannigfaltiger Bildung wohnt in dieſen großen Wüſteneien, wie in den Einöden des heißeren Afrika, und beunruhigt den Wanderer mehr durch ſeine Menge, als durch andere ſchädliche Eigenſchaften. Indeſ=

ſen gibt es darunter auch Scorpionen, Scolopendern, Mücken und Ameiſen, deren Stich oder Biß ſehr ſchmerzlich iſt. Die Ameiſen zeichnen ſich durch ihre Neſter aus, welche bald aus Baumblättern zuſammengeleimt, bald in dem Innern der Aeſte eines gewiſſen Baumes angebracht ſind, deſſen Mark ſie allenthalben herauszuſchaffen wiſſen, dergeſtalt, daß man kein Spitzchen abbrechen kann, wo nicht Ameiſen herausſtürzen, und ſich am Störer ihrer Ruhe rächen. Eine dritte Art bewohnt die Wurzel einer Schmarotzerpflanze, die wie unſer Miſtel an Eichen, aus der Rinde eines dortigen Baumes hervorwächſt. Die erſte dieſer Ameiſen iſt grasgrün, die beiden letztern ſind ſchwarz. Außer dieſen bemerkt man noch die Holzämſe (Termes), ein äußerſt merkwürdiges Inſekt, welches zweierlei Wohnungen, eine an den Aeſten der Bäume, die andre in kegelförmiger Geſtalt, oft ſechs Schuh hoch, unten an der Erde anlegt, und beide durch einen bedeckten Weg verbindet. Schmetterlinge ſind an einigen Orten ſo häufig, daß Cook einſt in einem Raume von drei oder vier Morgen Landes auf allen Seiten Millionen in der Luft herumflattern ſah, indeß zu gleicher Zeit die Aeſte und Gewächſe voll davon ſaßen. Auf den Manglesbäumen fand er eine Art von haarigen Raupen, die, wenn man ſie berührte, eine Empfindung wie Brennneſſeln verurſachten. Welch eine Menge der ſeltenſten Käfer, Cicaden, Wanzen, Bienen, Weſpen, Fliegen und andrer Inſekten aller Art in Neuholland angetroffen werden, dies lehren Herrn Fabricius Novae Species Insectorum, ein Werk, in welchem alle in Herrn Banks Muſeum befindliche Gattungen verzeichnet ſind.

Die Klaſſe der Vögel iſt nicht minder zahlreich und mannigfaltig. Es gibt daſelbſt einen ſchönen weißen Adler, verſchiedene Falken, große und kleine Papagaien von ausnehmender Schönheit, ſowohl ſchwarze als weiße Cacadus, Tauben, Trappen, Wachteln, Raben, Reiher und Kraniche. Die Tauben fliegen in großen Scharen beiſammen und unterſcheiden ſich durch einen zierlichen Federſchopf auf dem Kopfe. Die Wachteln und Raben ſind von den europäiſchen, wenigſtens laut Cook's Bericht nicht zu unterſcheiden. Die See= und Waſſervögel ſind Möwen, Seeraben, Rothgänſe, Tölpel, Meerſchwalben, Brachhühner, wilde Gänſe, Enten und ungeheuer große Pelikane. Des kleineren Geflügels wird außer einer Art von Ammern nichts beſonders erwähnt; doch führt Herr Anderſon noch an, daß auf

van Diemens Land eine Bachſtelze mit himmelblauem Kopf und Halſe angetroffen wird. Dort ſieht man auch den neuſeeländiſchen ſchwarzen Auſternleſer, und einen grauen Regenpfeifer mit ſchwarzem Kopf.

In einem Lande von ſo großem Umfange laſſen ſich auch vierfüßige Thiere vermuthen; ſelbſt in dem Falle, daß die Entdecker, die ſich nur wenige Tage an der Küſte aufhielten, deren keine geſehen hätten. Es ließe ſich ſchwerlich begreifen, wie ein Land, welches in jeder Richtung mehr als 500 deutſche Meilen hält, ſo leer ausgegangen ſein ſollte; und noch weniger, warum die etwa vorhandenen Säugethiere ſich gerade an den zwei oder drei Punkten der Küſte, die von Europäern berührt wurden, eingefunden haben ſollten, um gleichſam die Muſterung auszuhalten? Doch ohne Rückſicht auf dasjenige, was künftige Bewohner von Neuholland dort noch vielleicht entdecken können, wollen wir uns für jetzt mit der Anführung desjenigen begnügen, was wirklich ſchon dort entdeckt worden iſt. Cook fand daſelbſt eine Art wilde Katzen und die Spur eines größeren Thieres, welches, nach allen Umſtänden zu urtheilen, dem Wolfe ähnlich geweſen ſein muß, und auch von mehreren, die es von ferne ſahen, dafür gehalten ward. Außer dieſem erwähnt er einer Art Stinkthiere, welche von den Wilden Quoll genannt wurden. Sie ſind auf dem Rücken braun mit weißen Flecken geſprengt und haben einen weißen Bauch. Die große Fledermaus, welche vermuthlich die Rouſſette des Herrn von Büffon iſt, gehört ebenfalls in das Thierverzeichniß von Neuholland. Endlich findet man daſelbſt noch zwei Gattungen des Beutelthiers, die eine iſt vielleicht der Phalanger des Herrn von Büffon, die andere das Känguruh, welches bereits (wie der berühmte Camper erinnert) von Cornelys de Bruyn beſchrieben worden iſt. Letzteres wird beinah ſo groß als ein Schaf und iſt an der Länge ſeiner Hinterbeine kenntlich, auf welchen es mit unglaublicher Schnelligkeit forthüpft, ohne je die kurzen Vorderfüße zum Gange zu gebrauchen. Dieſe beiden Thiere geben unter andern einen Beweis für die glückliche Temperatur des Klima von Neuholland, indem ſie nicht nur um Endeavour=River, im 15. Grade ſüdlicher Breite, ſondern auch auf der äußerſten Südſpitze von van Diemens Land, um die Adventure=Bai gefunden werden. Das Beutelthier, welches dem Phalanger ſo ähnlich ſein ſoll, iſt von dem Känguruh in der Lebensart ſehr verſchieden, es klettert auf Bäume und

nährt ſich zum Theil von Beeren; vielleicht hängt es ſich auch zuweilen an die Aeſte vermittelſt ſeines Schwanzes, wovon ein Drittel unbehaart iſt, und zum faſſen und umwickeln gemacht zu ſein ſcheint. Der Hunde erwähnt der Capitain Cook als der einzigen zahmen Thiere; allein ſie waren in geringer Anzahl und ihrer wurden nicht mehr als zwei oder drei geſehen, die manchmal die Gezelte der Engländer beſuchten, um ſich Knochen oder andern weggeworfenen Abgang von Speiſen zu holen. Sonderbar genug, daß der Menſch, der hier auf ſeiner niedrigſten Stufe ſteht, gleichwohl dieſes geſellige, treue Thier zu ſeinem Begleiter hat! Laßt uns ſehen, ob es glaublich ſei, daß ſeine Vernunft ihn lehrte, dieſen Freund unter den Geſchöpfen der Erde zu wählen; oder ob nicht vielmehr gegenſeitiges Bedürfniß und blinder Trieb ſie zuſammengeführt haben mag?

Unter allen Raçen, welche auf den Menſchennamen Anſpruch machen, iſt diejenige, welche Neuholland bewohnt, die armſeligſte. Sie lebt ohne Ackerbau, ohne Kleidung, ohne Wohnung. Nie ſah man mehr als 15 ſtreitbare Männer beiſammen, ſelbſt in Fällen, wo ſie offenbar geſonnen waren, die Europäer anzugreifen, und folglich ihre ganze Macht aufgeboten hatten. Fiſche und Schaalgewürme ſind ihre Hauptnahrung; höchſtens, wenn das Glück ſie ſehr begünſtigt, verzehren ſie ein Känguruh, einen Vogel, eine Schildkröte, und zuweilen eine wilde Yamswurzel oder eine Handvoll Beeren aus dem Walde. Sie dürfen mithin die Seeküſte ſchlechterdings nicht verlaſſen, und ſowohl ihre geringe Anzahl, als der gänzliche Mangel an Kultur beweiſet offenbar einen ſpäten Anfang der Bevölkerung. Demungeachtet findet man bereits dieſelben Menſchen an den öſtlichen und weſtlichen Küſten, an der Nordſpitze von Neuholland, wie im ſüdlichſten van Diemens Land. Der Mangel an Nahrungsmitteln mußte vermuthlich dieſe Elenden zerſtreuen, die es nicht zu wiſſen ſcheinen, daß ſie durch ihre Vereinigung dieſem Mangel abhelfen könnten. Alles bisher geſagte iſt hinreichend, um darzuthun, daß das Innere des Landes gänzlich unbewohnt ſein müſſe. Ein Volk, welches vom Ackerbau lebte, würde doch an den Küſten nicht ganz unbekannt geblieben ſein, da eine Art der Induſtrie ſo leicht die andere erzeugt; oder es müßte auf einen engen Bezirk eingeſchränkt, von geringer Volksmenge, weit entfernt von allen Nachbaren und gänzlich unerkannt ſeine Felder bauen, ohne je ſich dem Meere nähern zu wollen.

Die Wilden an der Seeküſte ſind von mittler Größe, wohlproportionirt und ſtark, allein nicht beſonders lebhaft, und wie alle Wilde unthätig und träge. Alle Nachrichten ſtimmen darin überein, daß ihr Haar ſo kraus und wollartig wie beim Neger in Guinea, und ihre Haut ſchwarz, wenigſtens ſchwarzbraun und mit einer Rinde von ſchwarzer Unſauberkeit, wahrſcheinlich von gefärbter Ausdünſtung bedeckt iſt. Ihre Geſichtsbildung hat indeſſen nicht das Widrige des Mohren. Sie haben ſtarke Lippen, aber ihre Kinnladen ſtehen nicht wie beim Neger hervor, um ſie noch häßlicher aufzuwerfen, und aus demſelben Grunde iſt ihre Naſe auch nicht platt oder gleichſam eingedrückt. Ihre Zähne ſind unrein, aber ziemlich eben; doch bemerkte Dampier an der Weſtküſte, daß ſie ſich dort zwei Vorderzähne des Oberkiefers auszureißen pflegten, welches gegen Oſten nicht geſchehen ſoll. Ueberhaupt ſcheint dieſer Seefahrer auf eine Familie geſtoßen zu ſein, die vor andern ſchwächlich und elend war. Das Kinn der Männer war unbärtig und ihre Augenlider ſtets halb geſchloſſen, um ſich der Fliegenſchwärme zu erwehren, die von ihrem Schmuz vermuthlich in größerer Menge herbeigelockt wurden. Jene hingegen, die Cook an der Oſtküſte beſchreibt, tragen ſtarke Bärte, die aber, wie ihr Haupthaar, mit Fett und Unflath dermaßen zuſammengeklebt ſind, daß ſie aus lauter kleinen Zotteln, wie ein unreines Schafflies, beſtehen. Die Weiber ſcheeren das Haar kurz ab, und laſſen nur rund um den Kopf ein ſchmales Rändchen ſtehen. Beide Geſchlechter ſchneiden ſich lange verſchiedentlich gekrümmte Zeichen in die Arme und auf den Leib, welche eine erhabene Nath oder Narbe bilden, und vielleicht Zierrathen vorſtellen ſollen. Zum Beweiſe, daß der Trieb ſich zu ſchmücken beim Menſchen früher da iſt, als das Gefühl der Sittlichkeit, durchbohren ſich dieſe übrigens ganz nackend einhergehenden Wilden den Naſenknorpel und ſtecken ein langes Stäbchen durch die Oeffnung, malen ſich mit rother Ocher, oder auch mit weißen Streifen, die gleichſam wie ein Ordensband über die Schulter und ſchräg über den ganzen Leib gehen, auch zuweilen übers Kreuz von andern Streifen durchſchnitten werden, und tragen Halsbänder von gereihten Muſchelſchaalen, Armſpangen von kleinen Schnüren, und eine Schnur von Menſchenhaaren um den Unterleib. In van Diemens Land hatten einige Weiber einen Lappen des Kängurufells, den ſie wie einen Sack um den Hals und um den Leib banden, um ihre

Kinder darin auf dem Rücken zu tragen; allein an eine Bedeckung, welche die Schamhaftigkeit nach unſern Begriffen erheiſcht, war ſchlechterdings bei ihnen nicht zu denken.

Dieſe Menſchen ohne bleibende Stätte, ohne Eigenthum, ohne Hausrath, die nichts zu verlieren und nichts zu vertheidigen haben, die ohne Sorge für den kommenden Tag, ſich einzig und allein vom Bedürfniſſe des gegenwärtigen Augenblicks regieren und beſtimmen laſſen, dieſe ſo einzeln zerſtreuten Wilden, fühlen gleichwohl eher, daß ſie einander im Wege ſtehen, als daß ſie gemacht ſind, einander ihre Laſt zu erleichtern. Ihre Induſtrie reicht nicht dahin, ſich das Leben zu verſüßen, und die Annehmlichkeiten vervielfältigter Eindrücke zu verſchaffen; ſondern ſie gibt ihnen nur Waffen in die Hand, womit ſie theils den Nachbar von ihrem fiſchreichen Geſtade vertreiben, theils ſeine Streiche abwehren können. Freilich iſt auch dieſe feindſelige, vereinzelnde Gemüthsart am Ende ein Weg zur Kultur; wie denn alle Anlagen im Menſchen, die noch ſo widerſinnig ſcheinen, dahin auslaufen, ihn unvermuthet zur Beſonnenheit, zur Ueberlegung mit Bewußtſein, und folglich zur Geſelligkeit zu führen. Allein wie langſam muß nicht dieſes Mittel in einem Lande wirken, wo die Bevölkerung ſo unbeträchtlich iſt? Jahrtauſende können noch verfließen, ehe ein Stamm vom andern dergeſtalt in die Enge getrieben würde, daß er entweder ſeine Freiheit ſeiner Sicherheit aufopfern, und ein neues Verhältniß gegen ſeinen Ueberwinder annehmen, oder irgend ein eßbares Pflanzenproduct aufſuchen, und fern von ſeinen Verfolgern, im Innern des Landes von deſſen Anbau ſeinen Unterhalt nehmen müßte.

Die Waffen, deren wir vorhin erwähnten, ſind 8 bis 14 Schuh lange Spieße von Rohr, mit einer oder mehreren daran befeſtigten Spitzen von ſchwerem Holze, von Fiſchgräten, vom Stachel des Stechrochen, mit Widerhaken oder Stücken ſcharfſchneidender Muſchelſchaalen beſetzt. Dieſe Spieße werfen ſie entweder aus freier Hand, oder vermittelſt eines Wurfſtocks, in welchem der Schaft des Spießes in einer Rinde oder Fuge liegt. Zur Schutzwehr bedienen ſie ſich eines länglichen drei Schuh langen und 18 Zoll breiten Schildes von Baumrinde. Der Schildkrötenfang erfordert ein eigenes Werkzeug, welches zur Noth auch zur Vertheidigung dienen könnte. Es iſt ein hölzerner Nagel, der ungefähr einen Fuß lang und mit ſtarken Wi-

derhaken beſetzt iſt. Dieſer paßt in einen dicken Stab von leichtem Holze, in deſſen eines Ende er in eine Vertiefung eingelaſſen iſt. Eine drei bis vier Klafter lange Schnur verbindet beide Theile ſo, daß ein Ende an den Nagel, das andere an den Stock befeſtigt iſt. Sobald nun das Thier getroffen iſt, bleibt der Nagel im Fleiſche ſtecken, der Stock aber fährt davon zurück, und hängt nur noch an der Schnur, dergeſtalt, daß er zu einer ſchwimmenden Anzeige dient, wodurch man der Schildkröte nachſpüren, und ſie zugleich ermüden kann. In einem aus Garn geknüpften Sack, tragen ſie Angelhaken von Muſchelſchaalen, welche ziemlich ſauber gearbeitet ſind; imgleichen rothe und weiße Schminke und ihren gewöhnlichen Putz; auch wohl einige Spitzen zu Wurfſpießen und ein paar Stückchen Harz, womit ſie dieſe Spitzen zu bekleiſtern pflegen. Ihre Holzarbeiten glätten ſie mit den rauhen Blättern eines wilden Feigenbaumes. An den Plätzen, wo ſie ſich aufzuhalten pflegten, fand man eine Art von Eimer, aus Baumrinde gemacht, womit ſie vermuthlich Waſſer ſchöpfen, und es von einem Orte zum andern tragen. Auch ihre Kähne ſind von Baumrinde gemacht, und nur gegen Norden hin bemerkte man ein paar, die aus hohlen Bäumen beſtanden. Ein hohler Baum, der aber noch aufrecht ſteht und grünt, iſt ihr bequemſter Aufenthalt. Sie höhlen ihn durch Feuer bis auf ſieben oder acht Schuh von der Erde aus und machen inwendig einen Heerd von Thon, um welchen ſich, wenn der Baum groß genug iſt, vier bis fünf Perſonen niederkauern können. Außer dieſem von der Natur bereiteten Obdach, verdient es kaum einer Erwähnung, daß man hie und dort entlang dem Strande einige elende zuſammen verbundene Stöcke mit Baumrinde oder Palmblättern gedeckt gefunden hat, an welche man ungern den Namen einer Hütte verſchwendet. Ihre Speiſen pflegen ſie auf Kohlen zu röſten, oder in Löchern, die mit geheizten Steinen ausgelegt werden, zu backen. Das Feuer wird durchs Reiben angemacht; eine Erfindung, die, wenn ſonſt irgend etwas, einen Prometheus vorauszuſetzen ſcheint, der ſie den Göttern ablernen muß. Doch in dem brennenden Klima von Neuholland war dieſe Entdeckung leicht durch irgend einen Zufall gemacht.

Man hat zu wenig Gelegenheit gehabt mit dieſem Volke umzugehen, um etwas Beſtimmtes über ſeinen Charakter, ſeine Gebräuche und ſeine etwanigen rohen Begriffe liefern zu können.

Schüchternheit war der allgemeine Zug, den die Europäer an den Neuholländern, mit einer gewiſſen Gutmüthigkeit verbunden, bemerkten. Nur an einem einzigen Orte, in Botany=Bai, wagten es ihrer zwei, ſich der Landung der Fremdlinge zu widerſetzen, und hatten Muth genug, das Feuer der Schießgewehre auszuhalten, bis ſie mit Schrot ſchmerzhaft verwundet wurden. Auf Cook's letzter Reiſe ſchien es den Männern zu misfallen, daß einige Matroſen ihren Weibern allerlei Zumuthungen thaten; ſie kennen alſo das Gefühl der Eiferſucht. Nichts von Allem, was man ihnen anbot oder ſchenkte, war vermögend ihre Aufmerkſamkeit zu erregen; nichts erhielt ihren beſondern Beifall und noch weniger ihre Bewunderung. Ihre Sprache, welche übrigens nicht ſehr rauh zu ſein ſcheint, hat dennoch einen Ausdruck des Erſtaunens, der aber vielleicht allemal einen gewiſſen Grad von Schrecken vorausſetzt. Die wenigen Wörter, welche man uns davon aufbehalten hat, ſcheinen keine Aehnlichkeit mit irgend einer bekannten Mundart zu haben; ein Umſtand, der alle Nachſpürungen über den Urſprung dieſer Wilden vereitelt. Ihre ſchwarze Farbe und ihr krauſes Wollhaar deuten indeſſen auf eine gewiſſe Verwandtſchaft mit den Einwohnern einiger nahgelegenen Inſelgruppen, z. B. der neuen Hebriden, der Charlotteninſeln, und der Papuasinſeln, worunter Neuguinea, Neubritannien und Neuirland begriffen ſind. Der große Unterſchied in der Lebensart dieſer Inſelbewohner rührt unſtreitig von der Beſchaffenheit ihrer Wohnorte her, die mit allerlei eßbaren Früchten und Wurzeln reichlich verſehen ſind, und nicht ſo fiſchreiche Küſten haben. Mistrauen, Eiferſucht und Mangel an Kultur ſind hingegen Eigenſchaften, welche ſie mit den Neuholländern gemeinſchaftlich beſitzen. Nichtsdeſtoweniger dürfte es ſchwer halten, ſelbſt in der Vorausſetzung, daß ſie Eines Urſprungs wären, auf eine befriedigende Art darzuthun, welche von beiden, die Neuholländer oder die Inſelbewohner, das Urvolk, und welche die abgeleiteten Colonien ſind. Ein dritter Fall iſt noch möglich; beide können verſchiedene Sprößlinge eines andern gemeinſchaftlichen Stammes ſein.

Wie dem auch ſei, ſo bleibt es wenigſtens außer Zweifel, daß eine Handvoll Einwohner, auf einem Lande von ſo großem Umfange zerſtreut, bei der Anlegung eines europäiſchen Pflanzorts in keine Betrachtung kommen, und der Colonie ſo wenig gefährlich ſind, als dieſe vorerſt ſie ſelbſt beeinträchtigen kann.

Wie leicht finden 40 oder 50 Menſchen, die in der Gegend, wo die Niederlaſſung geſchehen ſoll, herumirren, einen andern, zu ihrer Abſicht eben ſo bequemen Aufenthalt! Und wer kann wiſſen, welch einen glücklichen Einfluß das Beiſpiel der europäiſchen Anſiedler ſelbſt auf dieſe ungebildeten, aber gleichwohl nicht barbariſchen Eingebornen haben kann? Ihr Fiſchergeräthe, ſo geringfügig es immer iſt, ihre Schnüre, ihre Waffen ſind Beweiſe von Geſchicklichkeit und Fähigkeit, die vielleicht nur hervorgerufen und zweckmäßig geleitet ſein will. Ihnen fehlte vielleicht nur ein wohlthätiger Triptolem, der ſie mit einer nährenden Pflanze beſchenkte! Doch dieſen Zweck bei Seite, kann die Beſitznehmung von Neuholland noch mehrere wichtige Folgen nach ſich ziehen. Der Ort, den man zur erſten engliſchen Niederlaſſung daſelbſt gewählt hat, die von Cook, wegen ihres Pflanzenreichthums ſo benannte Botany=Bai, hat vor allen bisher an jener Küſte bekannt gewordenen Häfen die vortheilhafteſte Lage, das angenehmſte Klima und das ergiebigſte Erdreich. Sie liegt in der ſüdlichen Breite von 34 Graden, und in 151 Graden 23 Minuten öſtlicher Länge von Greenwich; iſt geräumig, ſicher und bequem, hat einen Bach mit friſchem Waſſer an der nördlichen Seite, wo ein Schiff völlig vom Lande gedeckt vor Anker liegen und ſeinen Holz= und Waſſervorrath ganz bequem einnehmen kann. Das Land iſt daſelbſt von ſehr mäßiger Höhe, das Erdreich leicht, und die Bäume ſo weit von einander aufgewachſen, daß die ganze Gegend, ausgenommen einige ſumpfige Stellen, urbar gemacht werden könnte, ohne daß man nöthig hätte, einen einzigen Baum deshalb umzuhauen. Alle die vorhin aufgezählten Landesproducte ſind daſelbſt im Ueberfluß, und die ganze Bevölkerung beläuft ſich nicht auf mehr als 30 oder 40 Perſonen, mit Inbegriff der Weiber und Kinder. Hieher beſtimmt die brittiſche Regierung inskünftige diejenigen Verbrecher, über welche das Verbannungsurtheil wegen verübter Diebſtähle, Räubereien, Verfälſchungen u. dergl. ausgeſprochen worden iſt. Ehedem wurden dieſe Züchtlinge auf Zeitlebens, auf 14, 7, oder auch nur auf drei Jahre nach Nordamerika transportirt; und da der Krieg mit jenen Colonien dieſes Verfahren in der Folge verhinderte, pflegte man ſie geſchloſſen in großen flachen Fahrzeugen auf der Themſe arbeiten zu laſſen, um die Untiefen aus dieſem Fluſſe fortzuſchaffen. Allein der Unterhalt einer ſo beträchtlichen Menge von Menſchen mußte mit der Zeit

dem Publikum eine unerträgliche Laſt aufbürden, zumal da ſich in den letzten Jahren die Anzahl dieſes Geſindels in einem ſteigenden Verhältniſſe vermehrte. Man ſah ſich demnach genöthigt, zu der längſt gewohnten Methode der Transportation zurückzukehren und faßte den Entſchluß, mit dieſen Gefangenen und den unglücklichen Opfern der Wolluſt, welche die Straßen der großen Hauptſtadt ſchänden, ein fernes Land zu bevölkern. Commodore Philipps führt die Flotte, welche zum Transport beſtimmt iſt; und ihm, als Gouverneur der neuen Colonie, hat man zugleich die ganze Einrichtung derſelben anvertraut. Die Nähe von Neuſeeland; die daſelbſt ſo häufig wachſende vortreffliche Flachspflanze (Phormium); das dortige unvergleichliche Schiffsbauholz; die Perlenauſterbank weiter hinabwärts an der Küſte von Neuholland, und vielleicht die Ausfuhr einiger noch zu entdeckenden Landesproducte, oder des Ertrags der anzulegenden Pflanzungen nach Indien und ſelbſt nach Europa, ſind gleichſam die erſten Ausſichten, welche dieſe merkwürdige Anſtalt für die Zukunft darbietet. Es kommt vielleicht Alles auf den Blick des Weiſen an, der den Stoff zu großen Unternehmungen ſelbſt im rohen und verderbten Menſchen entdecken, der Gelegenheit wahrnehmen, die Funken der Thätigkeit hervorlocken, ſie ſammeln und in einen Punkt vereinigen, mit einem Worte, Menſchen bilden und vollenden kann.

O = Taheiti.

Quod spiro et placeo (si placeo) tuum est.

Zuerſt im Gött. Magazin. 1780.

Im Sommer, 1778, erhielt mein Vater eine ſpaniſche Handſchrift von wenigen Blättern, welche von der Inſel O=Taheiti im Südmeere handelte. Sie ward ihm durch den Direktor des königlichen botaniſchen Gartens zu Madrid, Don Caſimir Gomez Ortega zugeſchickt, und ſcheint es um ſo mehr zu verdienen, daß ich hier eine Ueberſetzung davon vorlege, da die Urſchrift noch nicht gedruckt iſt.

Unſere Begriffe von Völkern, welche nur ſelten beſucht werden, und uns Deutſchen wenigſtens nur vom Hörenſagen bekannt geworden ſind, dürften leicht eine ſchiefe Richtung bekommen, zumal wenn wißbegierige und wahrheitliebende Leſer nicht den Wunſch befriedigen können, in Ermangelung des eigenen Anſchauens, in ſo viele Geſichtspunkte als möglich geführt zu werden, von wannen Andere geſehen haben; und ihre Nachrichten unter einander zu vergleichen. Vielleicht darf ich mir alſo ſchmeicheln, daß ein geringer Verſuch in dieſer Rückſicht etwas zu leiſten, hier nicht am unrechten Orte ſtehen, und daß ein Spanier doch auch nicht ohne Beifall ein ernſthaftes Wort von O=Taheiti ſprechen werde, nachdem man den Erzählungen anderer Nationen ſchon ſo lange ein geneigtes Ohr verliehen hat.

Ein Jeder hat Gelegenheiten zum Sehen gehabt, die ihm eigen waren, und ſich keinem Andern darboten. Ein Jeder hat

aber auch ſeine eigne Art zu ſehen. Nationalcharakter, Nationalpolitik, Erziehung, Klima, und was ſonſt nicht Alles? ſind eben ſo viele Häutchen im Auge, deren jedes die Strahlen anders bricht, wenn ſchon das anatomiſche Meſſer ſie nicht finden kann. Allein wenn der Spanier, der Franzos, der Engländer und der Deutſche, ein jeglicher anders ſehen, und ſich darauf berufen ihr humor aqueus, vitreus und crystallinus ſei ſo gut beim einen wie beim andern; — alsdann mag der Philoſoph berechnen, welche Farben jene unkörperlichen Brillen ſpielen, und aus allen den bunten Reſultaten die klare lautere Wahrheit zuſammenſchmelzen.

Da die ſpaniſche Nachricht von O-Taheiti vieles enthält, welches ſchon von vorigen Reiſebeſchreibern geſagt worden iſt, ſo fällt damit ein Theil ihrer Wichtigkeit weg. Jedoch um billig zu ſein, müßte man in Erwägung ziehen, daß ſelbſt die Beſtätigung des vorher Erzählten dem Wahrheitsforſcher nicht gleichgültig iſt. Dafür wird auch manche Beobachtung hier mitgetheilt, welche entweder den unſrigen zuwider läuft, oder gänzlich in unſern Werken fehlt, und über einige Gegenſtände neues Licht verbreitet. Inſofern könnte man wünſchen, daß der Aufſatz weitläuftiger wäre.

Es war mir ſchon längſt bekannt, daß die Spanier während meinem Aufenthalt im Südmeere, zweimal die Inſel Taheiti beſucht haben. Was ich davon, theils aus dem Munde der Einwohner, theils zuverläſſiger von ſpaniſchen, am Cap geſundenen Officieren erfahren habe, will ich herſetzen, indem die Handſchrift ſich lediglich auf die Beſchreibung der Inſel einſchränkt, und weder die Namen der Befehlshaber, noch die Zeit wann ihre Reiſen geſchehen ſind, mit einer Silbe erwähnt.

Don Juan de Langara y Huarte führte das erſte Unternehmen dieſer Art aus. Er verließ den Hafen Callao in Peru mit einer Fregatte, höchſt wahrſcheinlich zu Anfang des Jahres 1773. Aheatua, der König der kleinern Halbinſel von Taheiti, berichtete, daß ein Schiff in ſeinem Hafen Wai-urua, ungefähr fünf Monate vor unſerer erſten Ankunft daſelbſt, alſo im März oder Anfang Aprils 1773 vor Anker gelegt. Er zählte zugleich zehn Tage, als die Zeit des Aufenthaltes der Fremdlinge, an ſeinen Fingern ab *). Obgleich Tuahau, ein anderer Taheitier,

*) S. meine Reiſeb. 1. Th. S. 214 u. 218 dieſer Ausgabe.

dieſen Zeitraum um die Hälfte kürzer angab, ſo iſt doch des jungen Königs Anzeige wahrſcheinlicher, indem die ſpaniſche Handſchrift die Umſchiffung der ganzen Inſel in einem Boote meldet, welches allein ſchon eine längere Zeit erfordert. Es fehlte auch damals nicht an Leuten in Aheatua's Gefolge, welche von einer weit längern Zeit erzählten; allein zu wiſſen, ob dieſes noch mit der ſpaniſchen Fregatte, oder nach ihrer Art zu reden, dem Pahei no Peppe (Schiff des Peppe) in Verbindung ſtand; dahin reichte unſere Kenntniß der Sprache noch nicht. Alle Nachrichten der Einwohner ſtimmten hingegen darin zuſammen, daß ein Spanier, den ſie Pahutu nannten, auf ihrer Inſel zurück geblieben wäre. Dieſer ward auch wirklich am 22. Aug. 1773 von etlichen unſrer Seeleute erblickt; allein auf ihre Anrede verbarg er ſich unter der Menge des Volks und kam nicht wieder zum Vorſchein. Meine ſpaniſche Nachricht bekräftigt dieſen Umſtand, und ſcheint ſogar anzudeuten, daß man nicht nur einen Soldaten, ſondern auch etliche Matroſen auf der Inſel zurück gelaſſen hatte. Von der Rückreiſe dieſes Schiffs und dem Lauf den es genommen, iſt uns weiter nichts bekannt; doch ſcheint es nach den Societätsinſeln nicht gekommen zu ſein.

Die andere Expedition beſtand aus zwei Schiffen, welche vermuthlich in demſelben Peruaniſchen Hafen als das erſte, ausgerüſtet worden, und unter dem Commando des Don Domingo Buenechea ausgelaufen ſind. Die Zeit ihrer Ankunft zu Taheiti wird aus folgendem Umſtande leicht erhellen, und fällt zwiſchen den 15. und 30. Mai 1744. Wir verließen nämlich zum zweitenmale Taheiti, am 14. Mai 1774, und erreichten am folgenden Tage die Inſel Huaheine, welche nur 31 Seemeilen Nordweſtwärts davon liegt. Das Geſchäft daſelbſt Erfriſchungsmittel einzutauſchen, erforderte, weil die Inſel klein iſt, nur wenige Tage. Schon am 23. konnten wir ſie daher verlaſſen, und die nahgelegene Inſel Raietea beſuchen, woſelbſt wir nicht nur eine größere Anzahl wohlhabender Freunde und Bekannten hatten, ſondern auch der Inſulaner Maheine, den wir acht Monate lang mit uns herumgeführt, zu Hauſe war. Hier lagen wir 12 Tage lang, ruhig und unbeſorgt, als am 2. Juni einige Inſulaner uns erzählten, ein Kahn aus Huaheine habe die Nachricht mitgebracht, daß daſelbſt zwei Schiffe in eben dem Hafen lägen, in dem wir uns vor kurzer Zeit noch aufgehalten hatten.

Einer von den Huaheinern, der in dieſem Kahn herüber gefahren war, kam bald hernach vor unſern Capitain, und betheuerte, er habe beide Schiffe mit Augen geſehen, ſei an beider Bord geweſen, auf dem einen habe er ſich ſogar betrunken, und erfahren, daß Tabane (Herr Banks) das größere, welches viel größer als das unſrige ſei, und Tonno (Capit. Furneaux) das kleinere commandire. Ob dies nun ſein eigner Irrthum war, weil er etwa die Herren Banks und Furneaux nie geſehen haben mochte; oder ob es ihm die Spanier (die vermuthlich ſchon gehört hatten, daß wir noch zu Raietea lägen) aufgebunden hatten um uns deſto ſicherer zu machen, laſſe ich gern dahin geſtellt. Wie dem auch war, die meiſten unter uns warens ſehr wohl zufrieden, daß wir ihren Beſuch nicht abwarteten, ſondern am 4. Juni unſern Lauf nach Weſten fortſetzten.

Der Umſtand, daß ſie nunmehr zum zweiten Male dieſe Meere beſucht hatten, und zwar um die nämliche Zeit, da ſie uns dort vermuthen konnten, war immerhin verdächtig genug, und ſchien zu beweiſen, daß ſie uns ſuchten *). War dieſes in der That der Fall, ſo waren ihre Abſichten gewiß auch nicht friedlich. Hätten ſie uns erreicht, ſo konnten wir von ihrer politiſchen Eiferſucht gewärtigen, entweder gleich in Grund gebohrt, oder zum mindſten gefangen nach Lima gebracht, und vielleicht in die Bergwerke geſchleppt zu werden. Wem dieſe Beſorgniß ungegründet ſcheint, der bedenke doch, daß die Spanier dem Beiſpiele der Franzoſen nicht gefolgt ſind, und ihren Officieren keinen Befehl, wie dieſe, ertheilt haben, den Capitain Cook auf ſeiner neuen Reiſe zu verſchonen, und ſein Schiff den Wiſſenſchaften zu lieb, für völlig neutral zu halten. Von dem Curs, welchen Don Domingo Buenechea auf der Rückreiſe gehalten, wiſſen wir ſo wenig als von der Rückreiſe des Langara. Glücklich ſcheint ſie indeſſen abgelaufen zu ſein, denn der Verfaſſer unſerer Handſchrift hat beide Reiſen mitgemacht, wie ſich aus dem Tone der Erzählung ſchließen läßt. Er hat nicht für gut befunden, ſich zu nennen, allein er iſt entweder Officier oder Wundarzt, und wahrſcheinlich das erſtere geweſen.

*) Sie konnten allerdings von Europa Nachricht von unſrer Reiſe, welche gar nicht geheim gehalten ward, und zugleich die nöthigen Verhaltungsbefehle bekommen haben. Aus Cook's letzter Reiſe, I. Th. S. 366 ſcheint zu erhellen, daß die Spanier noch eine dritte Expedition nach Taheiti vorgenommen haben.

Ich liefere nunmehr meine Ueberſetzung, und am Ende ſollen einige Anmerkungen folgen, um die Vergleichung zwiſchen dieſer und den vorigen Nachrichten von Taheiti zu erleichtern.

Beſchreibung der Inſel Amat, von ihren Einwohnern Otayiti genannt [1]).

„Die Mitte dieſer Inſel liegt in 17 Graden 30 Minuten ſüdlicher Breite, und laut unſerer Schiffrechnung, in 233 Graden der Länge; wiewohl eine andere Berechnung, wobei man die ſtarken Strömungen des Südmeeres gen Weſten in Anſchlag gebracht, die allgemein befolgte Länge von zehn Stunden und fünf Minuten weſtlich von Paris *) angibt. Von Weſt=Nord=Weſt nach Oſt=Süd=Oſten iſt die Inſel am längſten, nämlich 13½ Seemeile lang; ihr Umfang beträgt 41 Seemeilen, und ihre Geſtalt hat mit der Ziffer 8 viel ähnliches [2]), doch ſo, daß der öſtliche Theil etwas kleiner iſt. Die beiden Hälften verbinden eine Ebene, daher man das Land in der Ferne für zwei Inſeln hält.

Im öſtlichen ſowohl als weſtlichen Theile ſieht man hohe Waldgebirge, in deren ganzem Umkreiſe Cokospalmen, Piſangs und andere Obſtbäume in größter Menge den Meerſtrand begrenzen. Ein Rief (oder eine Ringmauer) von Korallenklippen umgibt dieſe Inſel; an einigen Orten liegt es nur eine, an andern zwei [3]) Meilen weit vom Strande. Es iſt völlig über dem Waſſer ſichtbar, ausgenommen gegen die nördliche Spitze hin, woſelbſt auf einer Strecke von ſechs bis ſieben Meilen das Meer drittehalb Faden tief darüber geht. Desgleichen ſtößt die offene See an einen Theil der ſüdlichen Küſte von eben der angegebenen Länge.

---

*) Die zuerſt genannte Länge von O=Taheiti wird öſtlich von Ferro gerechnet. Die zweite, wenn ſie auf eben dieſe Eintheilung zurück gebracht wird, beträgt 151 Grade 15 Minuten weſtlich von Paris, oder nur 228° 45′ öſtlich von Ferro. Zwiſchen Ferro und der Sternwarte zu Greenwich ſoll ein Unterſchied von 18° 9′ in der Länge ſein, (ſiehe meine Reiſebeſchr. deutſch. 1. Th. S. 8) mithin wäre die öſtliche Länge von Otaheiti, von eben dieſer engliſchen Sternwarte abgerechnet 210° 36′ welches mit den Beobachtungen der engliſchen Sternkundigen ziemlich genau zutrifft. F.

Auf den vielen Bergen, welche durchgängig einen dürren Boden haben, iſt der Anbau mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Hingegen ſind die unzähligen tiefen Gründe reich an gutem Waſſer und laſſen ſich bei ihrer großen Fruchtbarkeit ohne Mühe bearbeiten. Dem ausgebreiteten Thale an der Weſtſeite der Inſel [4]), ſcheint es ebenfalls an gutem Boden nicht zu fehlen, woranf ſich allerlei Geſäme mit Vortheil ſäen ließe, obgleich es nur in ſeinen Gründen mit Bäumen bepflanzet iſt.

Das Klima daſelbſt iſt heiß und feucht. Während unſerm Aufenthalt auf der Inſel und in ihrer Nähe war das Wetter ſehr regnig, und wie man uns erzählt, ſollen heftige Windſtöße von der zweiten oder öſtlichen Himmelsgegend im Juli, Auguſt und September häufig ſein. November, December und Januar ſind die ſchönſten Monate im Jahr; doch auch die übrige Zeit hindurch kommt nur dann und wann ein Windſtoß und mit demſelben bisweilen ein Gewitter, wovon die Einwohner gleichwohl behaupten, daß es noch niemals eingeſchlagen habe. Die herrſchenden Winde ſind von der erſten und zweiten Himmelsgegend; (nördlich und öſtlich?) die Windſtöße zugleich heftig genug um die Bäume ſamt den Wurzeln auszureißen. Man ſpürt aber auch des Nachts einen Landwind im ganzen Umfange der Inſel, der ſich als ein ſanftes Lüftchen, von Sonnenuntergang bis acht Uhr des Morgens, kaum auf eine Seemeile weit von den Küſten erſtreckt [5]). Was die Ebbe und Fluth betrifft, ſo haben wir im Hafen bemerkt, daß zur Zeit des Voll- und Neumondes um ein Uhr Nachmittags hohes Waſſer iſt. Das Waſſer fällt alsdann nur einen Faden tief. Die Ebbe läuft aber mit großer Gewalt, und die Fluth dagegen mit geringer Stärke wegen der vielen Flüſſe, welche ins Meer hinab ſtrömen.

Die Inſel beſitzt einen hohen Grad der Fruchtbarkeit, hat Ueberfluß an friſchem Waſſer, und bringt hervor unzählige Kokospalmen [6]), denen gleich die an der Küſte von Guayaquil wachſen; fünferlei Piſangs- [7]) Arten, darunter zwei ſich beſonders auszeichnen, die eine wegen ihrer Größe, welche im Durchſchnitte drei, und in der Länge neun Zoll beträgt; die andre an Geſtalt derjenigen Gattung ähnlich, welche man in Lima die Landpiſangs nennt, ſauerſüß und ſehr ſchmackhaft. Ferner gibt es Bataten [8]) oder ſüße Kartoffeln (camotes), häufiges obwohl ſchlecht gezogenes Zuckerrohr; Yamswurzeln welche man im Lima Atſchiren [9]) zu nennen pflegt, und mit Piſang vermengt eine gewöhnliche

Speiſe ſind; und überdies noch eine ſehr große Frucht, welche in ihrer Sprache Kuro heißt [10]), wie Kartoffel (papas) ſchmeckt, wie eine Orange geſtaltet iſt, und auf großen Bäumen wächſt. Die Inſulaner eſſen ſie geröſtet ſtatt des Brods.

Gleichermaßen fanden wir noch andere Früchte, die uns unbekannt waren, denen wir aber die Benennung unſeres Obſtes beilegten, je nachdem ſie damit eine gewiſſe Aehnlichkeit hatten. Hierher gehören der roſenfarbige Monzano [11]), welcher die Figur einer Guajave und einen ſteinigen Kern in der Mitte hat, zugleich aber wäſſerig von Geſchmack iſt; die Kaſtanien [12]) welche wie die unſrigen ſchmecken, aber anders gebildet ſind; die Nüſſe [13]) welche den unſrigen zwar ähnlich ſehen, jedoch ſehr ölig ſind, und Magenbrennen verurſachen. Endlich hat man noch eine Art Früchte [14]), welche der Tſchirimoya gleichen, und nach dem Berichte derer, die auf der Inſel geblieben waren, ſehr gut ſchmecken ſollen, und einen Strauch, deſſen Früchte [15]) die Figur von Mandeln haben. Unter dem Gewürzen hat man nur den Ingwer dort gefunden. Zimmet, Würznelken und Piment, wovon wir den Einwohnern zu ſchmecken gaben, waren ihnen ganz fremd, und ſie verſicherten, daß ihre Inſel nichts von dieſer Art hervorbrächte.

Das dortige Bauholz hat mit dem Guayakan [16]), mit dem Rohr und dem Mariaholz viel Aehnlichkeit; es iſt biegſam genug, hat aber der Länge nach ein ſchwammiges Mark in der Mitte, einen Zoll im Durchſchnitte. Die Einwohner nennen es Fabuy, und finden es von überaus großem Nutzen; denn ſie verfertigen daraus nicht nur ihre Kähne, ſondern erhalten auch, indem ſie den Stamm verwunden, eine flüſſige Materie, die unſerm Theer ſehr ähnlich iſt [17]), und in der Landesſprache Tapau genannt wird, womit ſie die Fugen ihrer Kähne beſtreichen.

Außer den Schweinen, einigen wenigen Hunden, und einer Menge von Ratten, hat man weder wilde noch zahme (vierfüßige) Thiere auf O=Taheiti gefunden [18]). Von Geflügel gibt es daſelbſt große und kleine Papagaien [19]), wilde Tauben [20]), Königsgänſe [21]), und einige andere Arten, deren keine beſonders merkwürdig iſt. Die See rings umher liefert verſchiedene Gattungen von Fiſchen, als da ſind Boniten [22]), fliegende Fiſche [23]), See-Aale [24]), Aale [25]), Forellen [26]), hareles, dentones, cabrillas, palometas, pulpos, janqui, rodaballo, und einige andere [27]).

Von Seegewürmen gibt es Auſtern, Perlenmutterſchaalen,

und andre Schnecken von beſondrer Figur und Größe, Krebſe, Seeigel und Hummern. Die Fiſcherei der Einwohner iſt fünffach: mit Netzen[28]), mit Wurfſpießen[29]), mit der Leine[30]), mit der Angelruthe und mit Fackeln[31]). Ihre Fiſchangeln ſind aus Perlenmutter, einige aus Schildkrötenſchale, und für große Fiſche von Holz gemacht[32]).

Man hat bei ihnen kein einziges Metall oder Edelgeſtein[33]) gefunden, wohl aber einige Perlen[34]), deren Schaalen ganz eigener Art, und zwar ſehr flach ſind. Auf dieſer Inſel ſollen ſie ſelten, hingegen laut dem Bericht der Einwohner, auf andern Eilanden häufig ſein, wohin ſie ſich aus Mangel an kleinen Fahrzeugen ſelten wagen, indem auf ſolchen Reiſen ihre Kähne leicht verloren gehen[35]).

Meines Bedünkens enthält die Inſel 15000 bis 16000 Einwohner[36]): andre machen die Zahl weit größer. Wir unterſchieden ſie in viererlei Arten: wahre Indianer[37]), Mulatten[38]), Mulattenfarbige[39]) und Albinosfarbige[40]). Von den letztern kamen nur drei zum Vorſchein. Faſt durchgehends übertreffen ſie uns an Statur; viele ſind ſogar ungewöhnlich groß, und alle ſehr wohl proportionirt. An der Corpulenz finden ſie beſondern Wohlgefallen; Leute von kurzer Statur hingegen, und ſolche, die irgend ein natürliches Gebrechen an ſich haben, ſind ihnen lächerlich, ohnerachtet es dergleichen auch unter ihren Landsleuten gibt[41]).

Sie tragen große, obwohl nicht gar zu dicke Bärte, und kurzes Haar. Wenn ſie an Bord unſers Schiffes kamen, legten ſie oft einen Beweis ihrer Gutherzigkeit ab, und baten, daß man ihnen den Bart ſcheeren möchte, weil ſie uns damit einen Gefallen zu erzeigen glaubten[42]). Männer und Weiber punktiren ſich Arme und Beine, einige ſogar den Leib, und bemalen ſie mit ſchwarzblauer Farbe. Doch haben wir bemerkt, daß dieſe Handlung vor dem 18. oder 20. Jahre[43]) nicht vorgenommen wird. Sie durchbohren ein Ohrläppchen und ſtecken durch die Oeffnung eine ſehr wohlriechende Blume[44]) die der Suche ähnlich iſt; andere hängen zwei bis drei kleine Perlen, oder ſonſt eine Kleinigkeit, an einem Faden drein, weshalb ſie auch unſere Glaskorallen, die bei ihn Pue[45]) heißen, ſehr heftig begehrten. Den ganzen Leib und das Haupt ſalben ſie mit Kokosöl, welches ſie Monoy nennen, und bei ihnen, ſo wie überhaupt alle Wohlgerüche, in ſehr hohem Werthe ſteht[46]).

Ihre Kleidung beſteht in einem Schaamtuch [47]), einem kleinen Anzuge von feinen Matten [48]), und einer Art Mantel oder Hülle von der Größe eines ſehr vollſtändigen Bettlakens [49]). Letztere ſind von allerhand Farben, weiß, roth, gelb, wie verwelkte Roſen, wie ſtarker Kaffee, u. ſ. w. Mit unſern gewirkten Zeugen haben ſie ſo viel Aehnlichkeit, daß wir anfänglich zweifelten, ob ſie nicht im Weberſtuhl verfertiget wären. Einige unter den Einwohnern tragen einen Kranz von weißen oder rothen Federn oder Blumen; andre ſchmücken ſich mit Tulbands, wiewohl keine von beiden Trachten für das Abzeichen eines beſondern Ranges gehalten wird.

Die Männer tragen meiſtens das Schaamtuch allein; zuweilen auch das Unterkleid oder den Mantel, und bisweilen alle beide zugleich. Die Weiber gürten ein Stück Zeug um ihre Lenden, welches ihnen bis an die Knie reicht, und vielmal umgewickelt wird. Ein anderes Stück ſchlagen ſie kreuzweiſe über den Hals, und decken damit den Buſen, doch ſo, daß ſie die Arme von den Schultern an entblößen. Endlich hüllen ſie ſich noch in ein ſehr großes weitläuftiges Stück Zeug, welches ihnen vom Nacken bis an die Beine reicht. Sehr viele gehn aber bis an den halben Leib ganz nackend, welches wir der äußerſten Armuth [50]) zuſchrieben.

Sie verfertigen den Zeug zu dieſen Kleidungsſtücken aus der Rinde eines Baumes, der dem Maria [51]) zu vergleichen ſteht. Die äußere oder erſte Rinde wird wegen ihres groben und rauhen Gewebes ganz verworfen. Die folgenden ſind feiner, und werden immer beſſer, ſodaß die innerſte Haut, welche zunächſt auf dem Holz anliegt, die feinſte iſt, und in dieſem Betracht einer guten Leinwand wenig nachgibt.

Die Zubereitung geſchieht folgendergeſtalt. Die Rinde wird auf ein Bret geſpannt, und nachdem ſie recht ausgedehnt worden mit einer ſehr weißen klebrigen Flüſſigkeit, wie eine Art Stärke, beſtrichen. Alle fehlerhafte Stellen werden ausgebeſſert, und um den Zeug recht glatt zu machen, wird er mit einem Schlegel oder Klöpfel [52]) in Geſtalt einer Mörſerkeule, geſchlagen. Dieſe Keule hat Reiffe oder Hohlkehlen von verſchiedener Größe, welche ſie während dem Klopfen auf der Rinde wie Fäden abdrücken, und dem Zeuge das Anſehen geben, als wäre er gewebt. Um ihn zu bleichen, wäſcht und breitet man ihn öfters gegen die Sonne aus. Jedoch iſt er von ſehr kurzer Dauer.

Zu der hochrothen Farbe, womit einige Stücke bemalt werden, nehmen die Einwohner eine Frucht [53]), welche wie unreife Kirſchen oder Zwetſchen ausſieht, und drücken ihren Saft über einige Blätter [54]) aus, welche den Manglesblättern zwar ähnlich, allein weicher und biegſamer ſind. Wenn die Blätter hinlänglich von dem Safte durchweicht ſind, werden ſie ebenfalls ausgedrückt, und der vermiſchte Saft, welchen man alsdann erhält, iſt die rothe Farbe. Die gelbe Farbe kommt wahrſcheinlich von dem Ingwer, oder einer ſehr nahe damit verwandten Wurzel [55]). Von den andern läßt ſich nichts Gewiſſes ſagen; ſoviel bemerkten wir indeſſen, daß alle ihre Tücher ſtark nach Kokosöl riechen.

Die Inſulaner ſind gelehrig, ſehr verſtändig und geſchickt. Sie lieben die Bequemlichkeit und den Müſſiggang; ſind ſchlau und diebiſch [56]), (ein Fehler, deſſen ſich ſogar ihre Vornehmen ſchuldig machten), gierig im Eſſen [57]), und ausſchweifend in der Wolluſt, wovon die häufigen Statuen von ſchändlicher Geſtalt [58]) im ganzen Bezirke der Inſel, ein Zeugniß gaben. Sie laſſen ſich von ihren Weibern gänzlich regieren [59]); was ſie an Bord der Fregatte bekamen, ward ſtets den Weibern zu Theil; ja ſie bettelten in der Weiber Namen um alles was wir hatten, mit grenzenloſer Unverſchämtheit, und fielen uns damit ſehr beſchwerlich. Sie boten uns mit großer Freimüthigkeit ihre Weibsbilder an, und verwunderten ſich höchlich, daß wir dieſes Darlehn nicht annehmen [60]) wollten. Das Frauenzimmer pflegte auch wohl ſelbſt, jedoch mit einiger Zurückhaltung, ſich anzubieten [61]).

Sie ſcheinen nichts weniger als zaghaft zu ſein [62]), den Schrecken abgerechnet, den unſere Feuergewehre ihnen verurſachten, worüber man ſich eben nicht verwundern darf, da ſie den Vorzug dieſer Waffen vor den ihrigen, und die Verwüſtung, welche damit geſchehen kann, wohl einſehen. Dafür überwanden ſie einen jeden der Unſrigen [63]) im Ringen. Ihre Waffen [64]) ſind Schleudern, Keulen und Lanzen, welche ſie mit großer Fertigkeit und Genauigkeit zu brauchen wiſſen. Einen Piſangſtamm, welcher ſtatt der Scheibe aufgeſtellt ward, pflegten ſie in der Entfernung von 30 Schritten und drüber faſt niemals zu verfehlen. Es lohnt ſich der Mühe ihre Handgemenge mit anzuſehen, denn ſie machen 1000 Ausfälle mit unzähligen Geberden, welche eher für Pantomimen als für kriegeriſche Evolutionen gelten könnten [65]).

Die Sprache konnten wir Anfangs nicht verſtehen, allein

in wenigen Tagen hatten wir eine Menge Wörter geſammelt; indem ſie ſich ſehr leicht erlernen läßt [66]). Der Soldat, welcher mit den Matroſen auf der Inſel blieb [67]), hatte ſich die Sprache nach Verlauf eines Jahres, welches er daſelbſt zugebracht hatte, völlig eigen gemacht.

Die Weiber beſorgen die ganze Hauswirthſchaft, verfertigen den Zeug zu Mänteln, die Röcke, die Matten und andere Kleidungsſtücke. Die Mannsperſonen beſchäftigen ſich mit der Fiſcherei, der Errichtung ihrer Wohnungen und dem Bau ihrer Fahrzeuge. Mehrentheils beſtehen ihre Kähne oder Canots aus mehrern genau und künſtlich in einander gefugten Stücken; und was das merkwürdigſte iſt, eine kleine ſteinerne Axt iſt das Werkzeug, womit ſie dieſe und viele andere künſtliche Arbeiten vollenden [68]).

Wir haben uns alle Mühe gegeben, herauszubringen, ob ſie den Baum abhauen oder mit der Wurzel herausreißen; allein wir haben dieſes eben ſo wenig entdeckt, als die Art ihn von den Bergen herunter zu ſchleppen, welches nach ihrer jähen Höhe zu urtheilen, kein geringes Unternehmen ſein kann. Wahrſcheinlich brennen ſie den Baum von unten an, und ſorgen dafür, daß der Brand nicht weiter herauf komme. Iſt der Baum gefället, ſo können ſie ihn auf eben die Art aushöhlen, bis er die Geſtalt eines Kahns oder Canots gewinnt, und alsdann mit Hülfe ihrer Freunde an den Strand herab ſchleppen, um daſelbſt die Arbeit zu vollenden [69]).

Die Canots im Bezirke von Talliarau *) ſind die größten, und vor allen am beſten zuſammengeſetzt. Die Zahl aller Canots auf der Inſel beläuft ſich wenigſtens auf 1500 oder 2000 [70]). Sie ſind verſchiedentlich ausgerüſtet. Einige ſind gepaart, wobei doch zwiſchen beiden Kähnen ein Raum einer Elle breit gelaſſen, und über beider Vordertheil ein Gerüſt von Bretern gelegt wird. Dieſes trägt eine Cajüte, mit einem Dache von Palmblättern überſchattet. Ihre Könige und Fürſten bedienen ſich gewöhnlich dieſer Art Kähne. Eine andre führt ein Segel von Matten gemacht, woran eine bewegliche Raa in der Figur eines flämiſchen Meſſers **) die Stelle des unterſten Strickes vertritt [71]). Der gemeine Mann bedienet ſich nur ein-

*) Wahrſcheinlich Attahuru, nach den engliſchen Nachrichten. F.
**) D. i. etwas gekrümmt.

facher Canots, welche ohne Ausnahme mit einem Ausleger (der das Gleichgewicht erhält) verſehen, und außerordentlich leicht ſind. Sie werden ſorgfältig in Acht genommen, gegen Abend allemal aufs Trockene gezogen, und unter Dach gebracht. Ein jedes Canot hat nur ein Segel, und zu unterſt am Maſtbaum ſteht ein Bret auf jeder Seite über den Bord hinaus. Wenn ſie nun nahe am Winde ſegeln, ſo betritt einer das Bret, welches nach dem Winde hin ſteht [72]). Auf dieſe Art habe ich ſie im Hafen gegen Wind und Fluth hinanlaufen geſehen. Bei fernen Reiſen werden, laut der Ausſage der Vier, die wir mit an Bord genommen [73]), auf den doppelten Kähnen auch zwei Segel aufgeſpannt. Zu dem Ende legen ſie am Vordertheil ein Bret, und in der Mitte noch eins, wodurch die Maſten gehen. Fahrzeugen von dieſer Art ſoll man ſich mit völliger Sicherheit anvertrauen können [74]).

Die Vielweiberei iſt den Einwohnern erlaubt; jedoch nachdem wir uns bei Vielen erkundiget hatten, fanden wir keinen, der mehr als eine Frau beſaß [75]). Die vier Eingebornen, welche wir an Bord genommen hatten, gaben uns zu verſtehen, daß es ihnen frei ſtünde, ſich von ihren Weibern zu ſcheiden. Ich ſollte glauben, daß dieſes nur ein Vorrecht der Fürſten ſein könne, weil ſie uns zugleich erzählten, daß die geweſene Gemahlin des Erih=Taitoa, jetzt den Erih=Tikurea zum Ehegatten habe [76]).

Es war ſchlechthin unmöglich, ſo lange wir auf der Inſel blieben, und ſelbſt indem wir ſie in unſerm Boot umſchifften den Gegenſtand ihrer Abgötterei [77]) zu entdecken. Allein die ſchon erwähnten vier Einwohner, ergänzten im Verfolg der Reiſe unſre Kenntniſſe über dieſen Punkt. Alle ſechs Monden, folglich zweimal im Jahr, wird ein großes Opferfeſt an einem dazu beſtimmten Orte gehalten, woſelbſt die ſämmtlichen Einwohner des ganzen Gebietes zugegen ſein müſſen. Die Mannsperſonen erſcheinen nackt, ohne andere Bedeckung als ihr Schaamtuch; die Weiber hingegen gekleidet, jedoch an einem von den Männern abgeſonderten Orte. Nicht weniger wird dabei die Gegenwart des Erihs (Fürſten) erfordert, welche ihr Kleid oder Paruay um ihre Hüften gürten. Der Prieſter, den ſie Pure [78]) nennen, legt ein anderes Kleid an, welches am Halſe offen iſt. Nachdem ſie alle auf vorerwähnte Art verſammelt ſind; hält er eine Ermahnungsrede, nach deren Beendigung, ein zartes Ferken

an allen Vieren gebunden, auf einem Brete hervorgebracht wird. Darauf ſtimmt unverzüglich die ganze Verſammlung ein lautes Gebet mit gen Himmel gerichteten Blicken an. Wenn dieſes Gebet verrichtet iſt, zündet der Prieſter ein großes Feuer an, ſchlachtet das Ferken, und ſengt es daran ab, um es hernach abwaſchen und braten zu können. Mittlerweile geht die ganze Menge hin ſich zu baden, und bei ihrer Rückkehr wird das Opferthier vom Heerde genommen, auf das vorige Bret gelegt, und vom Prieſter in unzählige kleine Biſſen zerſtückt. Er iſſet davon ſelbſt zuerſt, und reicht ſodann das Uebrige allen Anweſenden, indem er bei dem Erih oder Fürſten anfängt, welchem auch ein größerer Biſſen zu Theil wird. Die vier Einwohner verrichteten dieſe ganze Handlung vor unſern Augen auf dem Altar. Als ſie damit fertig waren, fragte ich: wem ſie dieſes Opfer brächten? worauf ſie zur Antwort gen Himmel ſahen, und ſprachen; dem Teautua! Als ſie ferner befragt wurden: ob ſie ihn ſehen, erwiederten ſie: Nein, ſondern er komme während dem Opfer zu ihnen herab, wie ein Wirbelwind, mit großem Getöſe [79]). Sie gaben uns hernach zu verſtehen, daß ſie beſchnitten wären, welches auch keinen Zweifel leidet, indem wir es unterſucht und richtig befunden haben. Der Kleinſte von ihnen war es noch nicht, allein ſeine Gefährten erinnerten, daß ſeine Jugend es noch nicht erlaubt habe [80]).

Dieſe Inſulaner bewohnen nur den Rand ihrer Inſel, vom Seeufer bis an den Abhang der Berge [81]). Dieſer Rand hat einen ſchwarzen ſandigen Boden und iſt eine bis zwei Meilen breit. Ihre Häuſer oder Hütten ſind ganz gut und räumlich gebaut. Das Dach iſt in der Mitte hoch und mit Palmblättern ſo künſtlich gedeckt, daß der ſtärkſte Regenguß nicht durchzudringen vermag. Das Inwendige enthält keine Abtheilungen oder Zimmer, und keine Meubles, ausgenommen einige dickbäuchige Körbe mit engen Oeffnungen, welche unter dem Dache hängen, und einige ausgehöhlte Bänke, davon die kleinſten ſtatt der Kopfkiſſen dienen, die etwas größeren aber zu Seſſeln gebraucht werden [82]). Der Fußboden wird mit trockenen Pflanzen oder Heu beſtreut, und darauf ſchlafen die Einwohner in ihre Mäntel gehüllt. Die Erihs und andre wohlhabende oder vornehme Leute legen allenfalls noch eine Matte unter ſich. Oft ſchlafen ſie auch in den bedeckten Cajüten auf ihren Kähnen. Einige ihrer Hütten ſind ſehr geräumig und gleichſam gewölbt,

wie eine murcianiſche Galeere, und dienen ebenfalls den Erihs zum Aufenthalt. In der Nähe der Häuſer ſtellen ſie gerade Stangen auf, welche nach vier Seiten mit Haken verſehen ſind, woran ſie Körbe und Säcke mit Lebensmitteln hängen, um ſie vor den Ratten zu verwahren. Dieſe Stangen werden mit einer Verzäunung umgeben. Sie nennen ihre Häuſer Efare; eine andre Art aber, worin die Canots aufbewahrt und auch gebaut werden, heißt Efare=balle [83]). Dieſe haben mit den Wohnhäuſern einerlei Geſtalt und Bauart [84]). Beide Arten liegen ohne Ordnung im Lande zerſtreut, und können mit geringer Mühe von einer Gegend zur andern übergetragen werden.

Die ganze Inſel beſteht aus acht Gebieten [85]), welche von eben ſo vielen Erihs beherrſcht werden. Sie regieren mit unbeſchränkter Gewalt, und erzwingen den Gehorſam und die Ehrerbietung ihrer Unterthanen vermittels ihrer Strenge [86]). Die Söhne der Erihs werden eben ſo betitelt, und erhalten von ihren Vätern die Oberherrſchaft über gewiſſe Ländereien.

Im ganzen Umkreiſe der Inſel haben wir verſchiedene Einfaſſungen von ſchlecht behauenen und nachläſſig zuſammengeſetzten Steinen [87]) geſehen. Ihre vornehmſte Fronte zeigt ſich wie eine Pyramide, und oben drauf liegt ein ungeſtalter Vogel [88]). Der Erih Titorea erzählte uns, dies wären ihre Begräbnißplätze [89]). Wenn einer von ihnen ſtirbt, wird der Körper ſogleich in ein Stück Zeug gewickelt, und die Verwandten beweinen ihn; indem ſie faſt alle Augenblicke ſein Geſicht auf= und wieder zudecken. In dieſem Zuſtand bleibt er, bis er anfängt übel zu riechen [90]), da er denn an dem beſchriebenen Orte begraben, und auf das Grab, ein Vorrath von Kokosnüſſen, Piſangs und andern Lebensmitteln geſtellt wird.

So weit ich befugt bin, von dieſer Nachricht zu urtheilen, trägt ſie das Gepräge der Zuverläſſigkeit. Faſt durchgehends hat unſer Spanier das Phyſiſche ſo geſehen wie ſeine Vorgänger, und nicht ſelten ſtimmt er ihnen auch alsdann noch bei, wenn ſie von dem Charakter und Temperament der Einwohner, ihren Sitten und Gebräuchen, und ihrer politiſchen Verfaſſung handeln. Was die Lage der Inſel, ihre äußerliche Beſchaffenheit, Größe und natürlichen Producte; die Bildung der Einwohner, und ihre Arbeiten betrifft, weicht faſt gar nicht von den

Berichten ab, die Wallis, Bougainville, Cook und ich davon abgelegt haben. Ueber das Klima, die ſittliche Verfaſſung und die Religion liefert er intereſſante Bemerkungen, und wo er die Art ſich zu kleiden, ſowohl als die Verfertigung des Zeuges beſchreibt, wird Manches wie mich dünkt, noch faßlicher als zuvor geſagt.

Er nennt ſeine Inſel Amat. Gleich anfangs glaubte ich, dieſer Name könne entſtanden ſein, wie Peru, Luzon *) und ſo viele andere, welche die Entdecker in großer Eilfertigkeit und ohne Prüfung anzunehmen pflegen. Allein der ſpaniſche Staatskalender, den ich heute durchblätterte, erinnert mich daran, daß Amat ein Geſchlechtsname iſt, und daß die Spanier folglich Ysla de Amat, ſo wie die erſten engliſchen Entdecker king George's island, nach irgend einer Perſon von Stand und hoher Würde geſagt haben können. Indeſſen iſt ihnen der einheimiſche Name nicht entwiſcht, den ſie nach ihrer Ausſprache ziemlich genau [1]) Otayiti ſchreiben.

Iſt die Vergleichung ſimpel, die der Spanier zwiſchen der Geſtalt [2]) der Inſel und der Ziffer 8 anſtellt, ſo iſt ſie doch nicht minder paſſend, wie man ſich leicht überführen kann, wenn man die Karte in der Hawkesworthiſchen Sammlung zur Hand nimmt **). Aus eben dieſer Karte ſieht man, wie genau ſeine Angabe von der Lage des Ryfs, und deſſen Entfernung vom Strande [3]) mit den engliſchen zuſammentrifft. Was er vom Umfange der ganzen Inſel ſagt, iſt richtiger, als die Beſtimmung eben dieſes Umfanges in Cook's erſter Reiſe, der auf der zweiten ſeine eigne unzulängliche Angabe vergrößerte ***). Es bedarf wohl kaum einer Erinnerung, daß die ſpaniſche Seemeile mit der engliſchen, franzöſiſchen und holländiſchen von einer Größe iſt und 1/20 eines Aequatorgrades beträgt; die Meile aber, die ſonſt unter dem Namen Migero (milliare Lat.) vorkom-

---

*) Peru war nicht die Antwort auf die Frage: wie heißt euer Land? ſondern auf die: wer ſeid ihr? — Wir ſind Fiſcher. Garcilasso Hist. de los Yncas. Man fragte die Einwohner von Manila: wie ſie ihre Inſel nennten? Sie verſtanden aber, man fragte: was macht ihr da? — Luzon, wir ſtampfen; indem ſie Sagu zur Mahlzeit bereiteten.

**) Hawkesworth's Reiſen 2. Band.

***) Ebendaſelbſt 2. B. S. 168. Meine Reiſebeſchr. 1. Th. S. 257. Cook's Voyage Vol. I. p. 188.

mende römiſch-ſpaniſche Meile; 1/60 eines Aequatorgrades oder eine Viertelſeemeile *) in ſich begreift.

Taheiti erſcheint auch in dieſer Nachricht mit ſeinen waldgekrönten Gipfeln, ſeinen trockenen Anhöhen, fruchtbaren Thälern und der paradieſiſchen Ebene [61]), die es allenthalben umgibt **). Das große Thal, deſſen [4]) hier erwähnt wird, iſt vermuthlich der Diſtrict von Paparra, vormals die fruchtbarſte Gegend auf der ganzen Inſel, welche aber bereits in einem Kriege zwiſchen den Königen beider Halbinſeln, 1768 ***), verheert worden war. Dieſe Verwüſtung war auch vermuthlich die Urſach, warum die Spanier daſelbſt nur noch in den tiefſten Gründen (oder wie ich muthmaße, längs den Bächen) Bäume fanden.

Engländer, Franzoſen und Spanier haben Taheiti ſtets zu derſelben Jahreszeit, nämlich im Winter ****) zwiſchen April und Auguſt geſehen. War der Soldat [67]) welchen die Spanier bei ihrem erſten Beſuche zurück ließen, nur einigermaßen ein verſtändiger Menſch, ſo mußte es ihm ein Leichtes ſein, während einem ganzen Jahre, (denn ſo lange blieb er da), genauere Bemerkungen über das Klima zu ſammeln, als wir bisher gehabt. So viel ſich aus der Nachricht ergibt, iſt eine ſichere Beſtätigung des Satzes, daß das taheitiſche Klima eines der beſten auf dem Erdenrund ſei. Merkwürdig iſt die Behauptung, daß November, December und Januar die ſchönſten Monate ſein ſollen. Nach der gewöhnlichen Regel im heißen Erdſtrich, fällt die Regenzeit ein, wenn die Sonne durchs Zenith geht, und dies geſchieht zu Taheiti im Anfange Decembers und der Mitte des Januars. Es kann alſo mitten im größten Ocean jener gemeſſene Wechſel der trocknen und naſſen Witterung nicht ſtatt finden. Nie wird es ſo heiß wie in Cayenne und Guinea; nie

---

*) Genaueres ſuche man über die Meilenmaße in Herrn Hofrath Gatterers Abriß der Geographie. S. 24.

**) Bougainville Reiſe um die Welt. Hawkesworth 1. und 2. Bd. Meine Reiſebeſchr. 1. Th. S. 192. 193. u. a. m. Iohn Reinold Forster's Observations made in the Course of a Voyage round the world. Lond. 4. 1778. p. 15. 33. 161. 214 etc.

***) Meine Reiſe 2. B.

****) Abſtand der Sonne, in der entgegengeſetzten Halbkugel, und daher etwas kühle Witterung, obwohl nicht Winter in unſerm europäiſchen Sinne; denn es iſt alsdann noch immer ſo heiß zwiſchen den Wendekreiſen als bei uns im Sommer.

bedarf es alſo der heftigen Regengüſſe, welche dort drei bis vier Monate lang Alles durchweichen. Sondern das ganze Jahr hindurch küſſen ſich Frühling und Herbſt. Zu allen Zeiten ſteigen Dünſte aus dem Meer, hängen ſich an die Berge, und träufeln im Morgenthau herab; zu allen Stunden des Tages kühlt der Oſtwind die Ebene, und mildert die Gewalt der Sonnenſtrahlen, und des Nachts fährt jene wohlthätige [5]) Landluft, der Zephyretten jüngſte, mit thautriefenden Schwingen, von den Berggipfeln hernieder.

Was die Heftigkeit der Windſtöße anbelangt, ſo iſt es leicht, einem lockern fruchtbaren Boden, Palmen und andere Bäume mit ſehr kleinen Wurzeln zu entreißen. Hingegen bezweifle ich die Nachricht, daß kein Gewitter auf Taheiti einſchlagen ſoll. Hätten wir am 24. April 1774 im Hafen dieſer Inſel, keinen Ableiter an der Spitze unſers Maſts befeſtigt, ſo würde der Schlag *), welcher demohngeachtet das ganze Schiff erſchütterte, nach allem Anſchein den Maſt zerſchellt und vielleicht noch ärgeres Unglück geſtiftet haben. Was aber im Hafen einen Büchſenſchuß vom Strande vorfallen kann, das konnte leicht auch auf dem Lande geſchehen **). Ein kleiner Irrthum iſt es wohl, wenn die herrſchenden Winde nördlich und öſtlich, anſtatt Südoſt angegeben werden. Zuweilen geht der Wind ganz nach Oſten, und noch ſeltner von dieſem Striche nordwärts. Einzelne Windſtöße, die manchmal einen bis zwei Tage dauern und mehrentheils Regenwetter bringen, kommen auch zu gewiſſen Zeiten aus Weſten; und ohne dieſelben wäre es faſt unbegreiflich wie die Einwohner, wenn ſie lange Reiſen unternehmen, ſich wieder zurück finden könnten ***).

Wo die Natur ſo freigebig geweſen war, konnte der Fleiß des Menſchen mit leichter Mühe ihr ſchönes Werk vollenden, ihrem fruchtbaren Schooß die brauchbarſten Pflanzen anvertrauen, und ſie mit Wucher zurück nehmen. Dennoch aber, iſt es ein ſeltener Fall, daß Taheiti und die Societätsinſeln Menſchen zu Bewohnern haben, die ihr Glück genugſam zu ſchätzen gewußt,

---

*) Meine Reiſebeſchr. 2. Band.

**) Die ganze Inſel müßte denn idioelektriſch ſein, wovon wir keinen Beweis aufzeigen können.

***) I. R. Forster's Observations. p. 511.

um nicht nur das dringende Bedürfniß ſtillen, ſondern durch einen Schritt weiter in der Kultur, der kleinen Annehmlichkeiten des Lebens genießen zu wollen. Bewundernswürdig iſt der Unterſchied zwiſchen ihrem Ackerbau, ihrem Putz, ihrem leutſeligen Charakter, (denn das Alles hängt zuſammen), — und dem Ackerbau, dem Putz, dem wilden mißtrauiſchen Weſen der Mallikoleſen die auf eben ſo ſchönen, eben ſo reichen Inſeln wohnen. Der Taheitier pflanzte neben dem nährenden Brodbaume, die Staude, die ihm Kleidung gibt, und die Blume, deren Wohlgeruch ihn erquickt; ſein Anzug wetteifert mit der Einfalt und Schönheit griechiſcher Ideale; ſein Herz zerſchmilzt im Genuß der ſanfteren Freuden des geſelligen Lebens. Hingegen der Mallikoleſe, baut im Innerſten verjährter Wälder, einen kleinen Vorrath von Wurzeln und Früchten, kaum hinreichend den Hunger zu ſtillen, deſſen nagenden Reiz er vermittelſt eines um den Bauch gebundenen Strickes zu bändigen ſucht; er ſchleicht nackend herum, ſein Putz ein Stein in der Naſe, und eine ſchwarze Schminke, die ſeine eigenthümliche Häßlichkeit erhöht; ſeine Waffen vergiftete Pfeile, ohne die er keinen Schritt aus ſeiner baufälligen Hütte wagt. In welchen Zuſtand geriethen dieſe Nationen, eine jede an ihrem Ort? Dieſe wichtige Frage müßte wohl zuerſt entſchieden werden, ehe wir vom Einfluß des Klima ſprechen dürften; und wie iſt es möglich ſie zu beantworten? Könnten wir doch auch wiſſen, welche nutzbare Pflanzen jedes Volk auf ſeiner Inſel vorgefunden, und welche es aus ſeinen urſprünglichen Sitzen mitgebracht? War Taheiti natürlich reicher als die neuen Hebriden, und gebührt den Wilden, die ſich dort niederließen, das Verdienſt, dieſe Schätze durch eignes Nachdenken zum Gebrauch ſich zugeeignet zu haben? Oder nahmen ſie Kokosnüſſe, Piſang und Maulbeerſtämme, Kartoffeln, Yams u. ſ. f., ihre längſt gewohnten Gartengewächſe, mit ſich dahin, retteten ſie ſie unterweges vor dem Durchnäſſen vom Seewaſſer, und der darauf erfolgenden Fäulung, pflanzten ſie ſie in dem noch unbekannten Boden, und empfohlen ſie ſolchergeſtalt der Sorge des Himmels das Schickſal ihrer künftigen Nachkommenſchaft: glückliche, ſanfte Menſchen, wenn die einzig überbliebene Kokosnuß keimte, der letzte Piſangſchoß von neuem grünte, — wilde Fiſch- und Menſchenfreſſer, wenn eins oder beide verloren gingen! Und in welchem Falle ſollen wir den Geiſt der Menſchen mehr bewundern? Dort im Erfinder, hier im Erhalter? In beiden

zeigt ſich nie zu ergründende Weisheit in der wohlthätigen Anlage zur Vervollkommung!

Laßt uns nun ſehen was der Taheitier in ſeinem Garten pflanzt; denn ſo verdient der bewohnte Theil der Inſel genannt zu werden.

Der ſtolze Wuchs und das gekrönte Haupt der *) Kokospalme (Cocus nucifera Linn.) ſcheinen auch in des Spaniers Augen den Vorrang zu verdienen; er hebt damit an, und bemerkt ihre zahlloſe Menge. Ich wüßte nicht, daß die Palmen um Guayaquil, womit er ſie vergleicht [6]) etwas Auszeichnendes hätten; vielleicht bezieht ſich die Vergleichung nur auf das Allgemeine des Proſpekts. Es gibt ſehr hochſtämmige ſchlanke Bäume dieſer Art welche 60 bis 80 Fuß gerade hinaufgehen, ganz oben allenfalls einen Bogen nach Weſten machen, und vom Winde hin und her bewegt werden. Die Einwohner klimmen mit unglaublicher Fertigkeit hinan, indem der ſimple Mechanismus die beiden Fußſohlen mit einem Baſt oder Strick zuſammen zu halten, die Stelle einer Leiter vertritt. Eine andre Spielart iſt viel dicker, allein ungleich kurzſtämmiger und findet ſich meiſtentheils dicht am Seeſtrande.

Die Frucht des Piſangs oder die Paradiesfeige (Musa paradisiaca Linn.) iſt eins der beliebteſten und nahrhafteſten Lebensmittel in heißen Ländern, obſchon ihr ekles Süß mir ſtets zuwider geweſen iſt. Daß in obiger Nachricht nur von fünf Spielarten [7]) geſprochen wird, nimmt mich Wunder. Die Taheitier kennen deren 13, und überdies noch die ungemein große Art welche der Spanier als etwas Merkwürdiges aufzeichnet, und die faſt ohne Kultur in den obern Thälern wächſt. Sie hat bei den Einwohnern einen eigenen Namen: Wehi oder Fehi, dagegen die 13 übrigen Sorten den gemeinſchaftlichen Geſchlechtsnamen Meiya tragen **). An der Menge dieſer Spielarten erkennet man ſchon einen verfeinerten Grad der Kultur.

Die knollige ſüße Wurzel der Bataten [7]) einer Art von

---

*) Meine Reiſebeſchr. 1. Band S. 192.

**) Forst. Observations, p. 442 u. ſ. von der Pflanzenzucht der Nationen im Südmeere. — Die Engländer gaben den Wehi, oder wilden Piſangs den Namen Pferdepiſangs (horseplantanes), ſo wie alles Grobe im Pflanzenreich bei ihnen dieſen Zuſatz führt: hörse-radish, Meerrettig; horse-beans, Schweinsbohnen. u. ſ. f.

Winde (Convolvulus); die vortreffliche Yamswurzel (Dioscorea alata Linn.) welche zwei bis drittehalb Schuh lang wird, und ein ſchneeweißes oder auch ein pfirſichfarbnes Fleiſch hat; die zwei Gattungen der Arons- oder Zehrwurz (Arum esculentum et macrorhizon Linn.) welche der Spanier vermuthlich unter ſeinen Yams oder Atſchiren verſteht[9]; und noch eine andre klebrige Wurzel, die in Rumph's amboiniſchem Kräuterbuche Takka heißt und ein ſchneeweißes Mehl liefert*); — dieſe fünf Gattungen dienen zum Unterhalt, ſind ſchmackhaft und geſund. Vor allen andern Gewächſen gibt aber die berühmte und wohlthätige Brodfrucht (Artocarpus communis) die beſte und reichlichſte Nahrung der Einwohner ab. Keinem der nach Taheiti kommt, kann die Kenntniß eines Baumes entgehen, womit die Ebenen weit und breit bepflanzet ſind, und welcher ſieben Monate lang Früchte trägt. Die ſpaniſche Nachricht führt ſogar den einheimiſchen Namen davon, jedoch verſtümmelt an, indem er Uru, und nicht Kuro ausgeſprochen wird[10]. Es gibt drei Spielarten dieſer Frucht, welche alleſammt einen hohen Grad der Kultur verrathen, indem ihnen, ſo wie den Piſangs, die Saamen gänzlich fehlen**).

Für das bloße Bedürfniß wäre hiemit ſchon geſorgt; allein wenn gleich der Genuß des Obſtes nicht gerade zur Erhaltung des Lebens unentbehrlich iſt, ſo trägt er doch gewiß zur Befeſtigung der Geſundheit das Seinige bei. Auf einer kleinen Inſel darf man indeſſen keine Mannigfaltigkeit in dieſem Stück erwarten; es iſt ſchon immer viel, daß ſie nicht ganz leer ausgegangen iſt. Neben dem Zuckerrohr, welches ſeines ſüßen Saftes wegen und zum Zeitvertreib genoſſen wird, gibt es eine Art Jambuſen (Eugenia malaccensis Linn.), welche der Spanier[11] den roſenfarbenen Manzano nennt und mit der Guajave vergleicht***); und die herrliche Frucht Evih oder den ſogenannten

*) Rumph. Amb. III. Tacca pinnatifida Forst. Charact. Nov. Plant. Berol. 4to 1776 und Forst. Observations. p. 443.

**) Forster's Observations. p. 441.

***) Was Manzano eigentlich bedeute, kann ich zur Zeit nicht entdecken. Die Guayave aber, oder Kujave (Psidium pyriferum Linn.) deren Figur es haben ſoll, ſieht wie eine Birne aus. Die Jambuſenfrucht ſelbſt iſt in Rheed. Hort malab. vortrefflich abgebildet. Die Taheitier nennen ſie e-Haya.

taheitiſchen Apfel, der im Geſchmack der Ananas gleichkommt, und deshalb auch von dem Spanier mit der beſten peruaniſchen Frucht, der Tſchirimoya [14]) verglichen wird *). Dieſer Apfel und einige Gattungen Piſangs werden zu den beſten Früchten heißer Länder gezählt, und der erſtere kann in der That unſerm ſchmackhafteſten Obſte den Vorzug ſtreitig machen. Ueberdies haben die Taheitier auch eine Frucht, welche ſie Ahih oder Ratta nennen, und deren Geſchmack unſere ſpaniſche Nachricht (ſo wie die engliſchen) mit dem Geſchmack der Kaſtanien [12]) vergleicht **). Von den Nüſſen [13]) und der mandelähnlichen Frucht [15]), deren die ſpaniſche Nachricht erwähnt, will ich nicht wagen mit Gewißheit zu ſprechen. Die üble Gewohnheit fremden Naturalien, nicht nach ihren eignen Beſtandtheilen, ſondern nach einer oft nur eingebildeten Aehnlichkeit mit bekannten Sachen, Namen zu ertheilen, hat auch hier der Verſtändlichkeit geſchadet. Wenn ich gleichwohl meine Vermuthung äußern darf, ſo ſind jene öligen Nüſſe, welche im Halſe ein Brennen verurſachen, die Früchte eines zeither noch unbekannten Baumes, dem wir den Namen Aleurites gegeben haben ***), und der übrigens den Einwohnern noch in manchen Stücken wichtig iſt; die mandelähnlichen aber eine neue Gattung von Katappnüſſen (Terminalia glabrata), welche auf hohen ſchattenreichen Bäumen mehrentheils um die Hütten der Einwohner wachſen ****).

So anſehnlich dieſes Verzeichniß von eßbaren taheitiſchen Pflanzen iſt, ſo werden dennoch einige andre daſelbſt gebauet,

*) Alle Reiſebeſchreiber rühmen die wohlſchmeckende Tſchirimoya (chirimoya), die Frucht eines Flaſchenbaums (Annona) welcher in Peru und Chili (Chile) allem andern Obſte, ſelbſt der Ananas vorgezogen wird. (S. Annona charimola Miller's Gard. Dict. Frezier's Voyage à la mer du Sud. Amst. 1717. 8. p. 407. Don Anton Ulloa's Reiſe nach Südamerika 1. Theil. Der taheitiſche Apfel iſt eigentlich eine Art Myrobalanen (Spondias dulcis), dem die Vergleichung mit der Tſchirimoya ſehr rühmlich ſein muß. Meine Reiſebeſchr. 2. Band.

**) Hawkesworth, 2. Band, Parkinson's Journal, meine Reiſebeſchr. Forster's Observations und Charact. Nov. Gen. Plantar. wo dieſer Kaſtanienbaum Inocarpus genannt wird.

***) Forst. Charact. Nov. Gen. Plant. Eiusd. Observations, meine Reiſebeſchr. 2. Theil.

****) Die ächten Katappnüſſe findet man bei Rumph. Herb. Amb. beſchrieben und abgebildet. Sie ſind ebenfalls in der Südſee, auf der Inſel Tanna anzutreffen. Meine Reiſebeſchr. 2. Band.

welche einen anderweitigen ökonomiſchen Nutzen haben. Den Ingwer, der ſo viel ich weiß in den dortigen Thälern wild wächſt, und nicht einmal von der rechten Art iſt, kann ich nicht zu den kultivirten Pflanzen zählen (Amomum Zerumbet Linn.) Dafür behauptet unter dieſen der Taumelpfeffer einen deſto vorzüglichern Platz, indem oft große Stücke Landes damit angepflanzt ſind. Die Benennung (Piper methysticum) zeigt ſchon einigermaßen ſeine böſen Eigenſchaften an. Die Natur hatte ſie bis in die Wurzel verborgen, allein der Hang des Menſchen, ſeinen eignen Schaden zu ſuchen, iſt auch hier geſchäftig geweſen, und hat in dieſer Wurzel die kräftige Eſſenz gefunden, womit man alle Sinne überwältigen und die Vernunft, den Funken vom Himmel betäuben kann. Daß der ekle Pfeffertrank dennoch nur bei Perſonen von Stande und größtentheils nur alten Leuten im Brauch iſt, muß allemal zur Ehre der Taheitier dabei geſagt werden *).

Nützlicher iſt der Anbau von Flaſchenkürbiſen (Cucurbita lagenaria Linn.) und Kugelkürbiſen (Cucurbita pruriens), worin ſie Oel und verſchiedene flüſſige Sachen aufbewahren; des Papiermaulbeerbaums (Morus papyrifera Linn.), aus deſſen feinem Splint die meiſten taheitiſchen Zeuge verfertigt werden; des Bambusrohrs (Arundo bambos Linn.), welches ſich bequem zu Angelruthen und verſchiedenen andern Werkzeugen ſchneiden läßt; des ſchwarzen Nachtſchattens (Solanum nigrum Linn.), der oft zum Geneſungsmittel in verſchiedenen Krankheiten dient; des Keulenbaums (Casuarina equisetifolia), aus deſſen Holz die dauerhafteſten und ſchönſten Waffen [64]) und Geräthe, unter andern auch die Klöpfel [62]), womit die Maulbeerrinde geſchlagen wird, verarbeitet werden; des chineſiſchen Eibiſches (Hibiscus rosa sinensis Linn.), der ſchönen Guettarde (Guettarda speciosa Linn.) und beſonders des ſogenannten Cap-Jaſmins (Gardenia stellata Banks.), deren theils überaus ſchöne, theils herrlich duftende Blumen ein Schmuck der Mädchen und Jünglinge ſind. Von allen dieſen erwähnt der ſpaniſche Bericht nur allein des Papierbaums, ohne ihn zu beſchreiben [51]), und einer wohlriechenden Blume, welche von den Einwohnern ins Ohr geſteckt wird [44]).

Ebenſo begnügt ſich der Verfaſſer, das Bauholz dieſer In-

*) Meine Reiſebeſchr. 1 Th. S. 306. 352.

ſel, woraus die Einwohner ihre Häuſer und Kähne zimmern, mit Guayakan [16]) zu vergleichen; eine ziemlich flüchtige Abfertigung, beſonders da man im ſpaniſchen Antheil von Südamerika ein jedes hartes Holz, welches zum Bauen tüchtig iſt, unter dem allgemeinen Namen Guayakan begreift *). Er beſchäftigt ſich dafür nur mit der Unterſuchung [69]), welchergeſtalt die Bäume gefället und von den Bergen an die See geführt werden können. Von einer Gattung führt er zwar den taheitiſchen Namen Fabuy an; allein dies iſt vermuthlich mit Tutuy einerlei und bedeutet eben den Baum (Aleurites triloba), dem ich die öligen Nüſſe [13]) zugeſchrieben habe. Ganz recht bemerkt er deſſen ſchwammiges Mark, die harzige Flüſſigkeit [17]), die aus ſeinen Wunden fließt, und die innere netzförmige Rinde. Er hätte auch noch hinzuthun ſollen, daß die öligen Nüſſe auf einen hölzernen Pflock geſpießt, die Stelle der Lichter und Kerzen vertreten. Allein von den beſten und brauchbarſten Hölzern findet man bei ihm gar keine Nachricht; vermuthlich weil ſein Aufenthalt zu Taheiti von zu kurzer Dauer geweſen iſt, um darüber bei den Einwohnern genauere Belehrung zu ſuchen. Der bereits erwähnte Keulenbaum, der Brodbaum, der taheitiſche Apfel= oder eigentlicher, Myrobalanenbaum, der taheitiſche Kaſtanien= oder Rattabaum (Inocarpus), das Schönblatt (Calophyllum Inophyllum Linn.), der Hudubaum (Barringtonia speciosa), der Morgenſtern (Nauclea orientalis Linn.) und andre mehr, welche theils auf den Ebenen gepflanzt werden, theils auf den höchſten Bergen wild wachſen, geben den Taheitiern zu allen ihren Bedürfniſſen hinreichendes ſchönes und dauerhaftes Bauholz.

Verſetzen wir Pflanzvölker in einen neuen Welttheil, der noch ſo entfernt und verſchieden von ihrer alten Heimath iſt, ſo lehrt die Zeit den Gebrauch der Naturproducte, welche ihnen anfangs unbekannt und ſelbſt oft ſchädlich waren. Wer kennt nicht die Zufälle, wodurch eine ſtets wachende Vorſehung dem unbeholfenen Menſchen zur Erhaltung und Bequemlichkeit neue Quellen eröffnet, wodurch ſie ihn ſogenannte Erfindungen machen läßt, welche manchmal das Schickſal ganzer Staaten entſcheiden? Der ärmſte Wilde hat an dieſer Vorſorge gleichen Antheil mit dem feinſten Europäer. Für ſeine wenigen Krankheiten findet er im Walde heilſamer Kräuter die Menge; und

*) Jacquin, Hist. Select. Stirp. American. p. 130.

es entſteht bei ihm kein neues Bedürfniß ohne den Fund eines Befriedigungsmittels. Unzählige Beiſpiele haben uns gelehrt, daß auch die Taheitier von ihren wilden einheimiſchen Pflanzen Gebrauch zu machen wiſſen. Ich will herſetzen, was wir davon erfahren haben, wiewohl uns das Meiſte unbekannt geblieben.

Der ſchöne Himmel und die erwünſchte Fruchtbarkeit des Bodens verſprechen zwar den Einwohnern eine ununterbrochene Reihe fetter Ernten; allein die Erde hat ihre Anfälle von Krankheit wie der menſchliche Körper; ob es, wie bei dieſem, Folgen ihrer eignen Vergehungen ſind, das mögen Sonne und Mond entſcheiden. Genug, Erhitzung und Erkältung ziehen Fieber und Schnupfen bald an einem bald am andern Pole nach ſich. Taheiti hat, obgleich ſelten, ſeine unfruchtbaren Jahre gehabt. Schrecklich müſſen ſie einem Volke geweſen ſein, das den heutigen Tag verlebt, unbekümmert was am Morgen kommen werde. In dieſer betrübten Lage hat es endlich wilde Wurzeln und ſchmackloſe Früchte aufgeſucht, und ſich mühſam damit bis zur Rückkehr beſſerer Zeiten ernährt. Im Nothfall ſpeiſet man die vielblättrige Zehrwurz (Dracontium polyphyllum Linn.), die Wurzel eines Farrenkrauts (Pteris), die Blätter eines Nachtſchatten (Solanum viride) und eines Portulaks (Portulaca lutea), die Stengel einer Boerhavie (B. erecta) und die Früchte der Morinda citrifolia Linn. und des Pandangs (Athrodactylis spinosa). Unſtreitig brauchen die Taheitier auch eine Menge Pflanzen zur Arznei, denn es gibt eigene Leute unter ihnen welche ſich damit beſchäftigen *). Allein unſer kurzer Aufenthalt geſtattete uns nicht eine nähere Kenntniß davon einzuziehen. Soviel wiſſen wir nur, daß eine Art Rospoley (Stachys decemdendata) und eine Art Laugenblume (Cotula) nebſt einigen andern Kräutern in Umſchlägen auf Wunden gelegt werden.

Ferner gibt es zu Taheiti wilde Pflanzen, welche, wenn ſie gleich nicht unmittelbar zum Unterhalt der Einwohner gebraucht werden, doch wenigſtens ihre Verſorgung mit Lebensmitteln aus dem Thierreich bewerkſtelligen. Hieher rechne ich den ſtinkenden Zeiland (Daphne foetida), die giftige Kreſſe (Lepidium piscidium), das betäubende Fleckenkraut (Galega littoralis Linn.) und die Frucht des Hudubaums (Barringtonia), womit man die Fiſche betäubt und ſich den Fang erleichtert. Will man noch

*) Hawkesworth, Vol. 2. p. 233. Forst. Observations, p. 494.

weiter gehen, ſo kann man noch die Silberneſſel (Urtica argentea Linn.), ein Cypergras, den Linden-Eibiſch (Hibiscus tiliaceus Linn.), den [43]) Färber-Feigenbaum (Ficus tinctoria), die angenehme Bohne (Phaseolus amoenus) und die Strandfaſeln (Dolichos littoreus) hinzurechnen, aus deren Faſern man zu eben dem Behuf die dauerhafteſten Netze und Leinen macht. Selbſt in Betracht der Kleidung benutzt der Taheitier die wilden einheimiſchen Pflanzen. Er nimmt dem Pandang ſeine Palmblätter und dem Linden-Eibiſch ſeine Rinde, um daraus Matten zu flechten; und er findet am Brodbaum ſowohl als an dem großen und dem rauhen Feigenbaum einen netzförmigen Splint (liber), womit er den Splint des Papiermaulbeerbaums erſetzen kann. Um die Zeuge gelb zu färben, können vielerlei Pflanzen gebraucht werden, nämlich die Färberfeige [53]), die Eckbeere (Morinda), der Pappel-Eibiſch und das Schönblatt; allein der Ingwer, von dem es der Spanier [55]) vermuthet, wird unſers Wiſſens nicht dazu genommen, wenn er nicht etwa die Gilbwurz (Amonum Curcuma Linn.) darunter verſteht. Die Blätter [54]) der Bruſtbeere (Cordia Sebestena Linn.), der ſchillernden Tournefortie, der Strand-Winde (Convolv. brasiliensis Linn.), und des ausgeſchweiften Nachtſchatten (Solanum repandum) geben alle eine rothe Farbe, nachdem ſie den gelben Feigenſaft eingeſogen haben. Der Luxus der Taheitier, inſofern er in Wohlgerüchen [46]) beſteht, hat ebenfalls in wilden Pflanzen ſeinen Urſprung. Nicht weniger als vierzehn Gattungen *), darunter gelbes Sandelholz oben an ſteht, werden gebraucht das Kokosöl zu parfümiren.

Nachdem unſer Spanier mit dem Pflanzenreiche fertig geworden, kommt er an die übrigen Naturkörper. Ratten, Hunde und Schweine [18]) ſind, wie wir auch bemerkt haben, die einzigen vierfüßigen Thiere. Sein Verzeichniß von Vögeln enthält nur drei Rubriken; nämlich Papagaien [19]), wilde Tauben [20]) und Königsgänſe [21]). Von den Papagaien gibt es zwei und von den Tauben drei Gattungen. Mit den Königsgänſen werden vielleicht die ſogenannten Tölpel (Pelecanus piscator Linn.) gemeint **). Der gemeinen Haushühner gedenkt er aber mit kei-

*) Meine Reiſebeſchr. 2. Band.

**) Don Anton Ulloa nennt die Königsgans die gewöhnlichſte und größte Gattung von Gänſen in Südamerika. Noticias Americanas

nem Worte. In der That bekamen wir auf der ganzen Inſel auch nur ein Paar zu ſehen, weil die Franzoſen während ihrem Hierſein deren etliche hundert Paare eingetauſcht und ſolchergeſtalt die Gattung beinahe vertilgt hatten *). Unter den Fiſchen ſind mir die [22]) Boniten (Scomber pelamys Linn.), die [23]) fliegenden Fiſche (Exocoetus volitans Linn.) und die See-Aale [24]) allein bekannt. Daß ſich Aale [25]) und Forellen [26]) in den dortigen Gewäſſern aufhalten, iſt mir gänzlich unbewußt, vielmehr glaube ich, daß man dieſen Namen fremden Fiſchen, wegen irgend einer geringen Aehnlichkeit gegeben habe. Die übrigen Namen, welche ich [27]) ſpaniſch angeführt habe, bleiben fürs erſte unerklärbar, indem es Provinzialbenennungen ſind, welche vermuthlich nur in Peru gelten. Wir haben in allem ungefähr zwanzig Gattungen kleiner Vögel in Taheiti gefunden, die zuvor noch nicht beſchrieben waren; und unſre Beſchreibungen von neuen taheitiſchen Fiſchen enthalten ungefähr dieſelbe Zahl, indem der Fiſchfang während unſerm kurzen Aufenthalte gar nicht glücklich war. Herr Banks erzählte, daß er in den drei Monaten, ſo er dort zugebracht, von den Einwohnern die Namen von 150 Fiſcharten erhalten habe **). Was unſre ſpaniſche Nachricht von der Fiſcherei mit Netzen, [28]) Wurfſpießen, [29]) Leinen [30]) und bei Lichte, [31]) blos berührt, ſteht ausführlicher in Cooks erſter Reiſe ***), woſelbſt auch die Fiſchangeln [32]) genauer beſchrieben werden. Eine ſehr richtige Bemerkung iſt es aber, daß die taheitiſche Perlenmutterſchale [34]) ganz eigner Art ſei; und neu iſt, was von den Seereiſen der Einwohner [35]) nach den Perleninſeln erzählt wird.

Die Mineralogie wird mit der einzigen Bemerkung abgefertigt, daß weder Metalle noch Edelſteine [33]) in Taheiti vorhanden ſind. Allein wer nicht etwa Naturforſcher von Profeſſion iſt, kann wenig mehr von den dortigen Steinarten ſagen, welche großentheils aus Thonſchichten und den poröſen harten Maſſen beſtehen, welche man für vulcaniſche Produkte hält. Herr Dok-

---

p. 152. Frezier ſagt nur: es ſind eine Art Enten, mit einem rothen Kamm über dem Schnabel. Voyage p. 140. Sollte er damit nicht die rothe nackte Haut meinen, worin des Tölpels Augen liegen?

*) Voyage autour du monde, par Bougainville.

**) Forster's Observations, p. 441.

***) Hawkesworth, 3. Band.

tor Ortega, derſelbe, dem wir die ſpaniſche Nachricht verdanken, erzählte mir in London, daß die Spanier einen ungeheuren Klumpen gediegenen kryſtalliniſchen Schwefels von der Inſel O=Taheiti mitgebracht hätten *). Die ſteinernen Aexte, deren ſich die Einwohner zu ihren Arbeiten bedienen [68]) und deren die Nachricht erwähnt, ſind von ſchwarzem Baſalt gemacht.

Von dem Klima und den Naturalien thut ſodann der Spanier noch einen Schritt, zum Menſchen. Wir können ihm ſeine allzugeringe Angabe von der Volksmenge [36]) um ſo leichter verzeihen, je irriger die engliſchen Beſtimmungen derſelben nach den beiden erſten Reiſen geweſen ſind. Die zuverläſſigſten Facta und darauf gegründete Berechnungen haben uns auf der letzten Reiſe eines beſſern belehrt. Statt 16,000, zählen wir wenigſtens 120,000, ja wie Einige wollen bis 200,000 Einwohner. Man ſtoße ſich nicht an die ſpaniſche Eintheilung dieſes Volks in viererlei Stämme (castas), die, wenn man nur wenige Tage auf O=Taheiti zugebracht und dort ſo verſchiedene Nüancen in der Geſichtsfarbe bemerkt hat, eben nicht natürlich iſt. Es iſt überdies noch keinesweges entſchieden, ob das Feudalſyſtem, welches in die taheitiſche Regierungsform verwebt iſt **), nicht wirklich ſeinen Grund in der Zuſammenſchmelzung verſchiedener Völker habe? Bougainville fand den Unterſchied zwiſchen dem gemeinen Manne und den vornehmen Klaſſen ſo auffallend, daß er es wagte ſie in urſprünglich verſchiedene Raçen zu theilen. Mein Vater führt dieſe Meinung ***) weiter aus und ſetzt ſie in Verbindung mit einigen andern Ideen über die Bevölkerung der Inſeln im Südmeere.

Die Einwohner der unterſten Klaſſe, welche Tautaus heißen, und mit den Bauern am meiſten übereinkommen, werden augenſcheinlich von den Spaniern unter der Benennung echter Indianer [37]) ausgezeichnet, indem ſie jene braune Farbe haben, welche ſie den amerikaniſchen Völkern (Indios) ähnlich macht. Diejenigen aber, welche unſre Nachricht Mulatten [38]) und Mulattenfarbige [39]) nennt, ſind unſtreitig die Klaſſen der Erihs und Manahaunen, oder Fürſten und Vaſallen. Ihre ungleich hellere

---

*) Forster's Observations p. 22.

**) Hawkesworth's Reiſen 2. Band. Meine Reiſebeſchr. 1. Th. S. 276.

***) Forster's Observations p. 358.

Farbe, ihre feineren Züge, ihr längerer ſchöner Wuchs, ihre natürliche Anlage fett zu werden, welche den Tautaus faſt durchgehends fehlt, ſind Merkmale, woran man ſie ſogleich erkennen kann. Die Erihs oder Fürſten haben ſelbſt noch vor den Manahaunen vieles voraus, und mich dünkt man könnte dieſen letztern eine Zumiſchung des ſchlechtern Geblüts anſehen, welche bei den Erihs nicht ſtatt findet. Die Nachricht gedenkt der vierten Art Menſchen unter dem Namen der Albinosfarbigen [40]), wiewohl man deren nur drei geſehen hat. Albinos heißen bei den Portugieſen und Spaniern diejenigen einzelnen Perſonen unter den Negern, Aſiaten und Amerikanern, welche anſtatt ihrer natürlichen dunklen Farbe eine milchweiße Haut und blaſſe Augen haben, auch ſonſt unter den Namen Dondos, Mondsaugen, weiße Mohren, Nachtmenſchen, Kackerlacken, Blafards u. ſ. bekannt ſind. Eine bösartige Krankheit *), wobei ſich auf der Haut eine weiße Rinde erzeugt, ſoll nach den genaueſten Erfahrungen das unterſcheidende Kennzeichen dieſer Unglücklichen ſein. Man hat auf Cook's erſter ſowohl als letzter Reiſe einen oder höchſtens ein paar Taheitier geſehen, die von hellerer Farbe, über und über mit kleinen Pünktchen, wie Sommerſproſſen, beſtreut waren, und ein ſandgelbes oder wohl gar gelbrothes Haar hatten. Rothes Haar und Sommerſproſſen findet man aber auch in Europa mit einem weißen Teint beiſammen, ohne es für Krankheit zu halten. Vielleicht ſind alſo die vermeinten taheitiſchen Albinos eben ſo wenig für krank zu halten, und dürfen mit den wahren Kackerlacken in keine Vergleichung kommen. Ich ſelbſt habe keinen weißen Taheitier geſehen **).

Die ſpaniſche Nachricht beſtätigt alles dasjenige, ſo die engliſchen und franzöſiſchen Seefahrer von der erhabenen Statur und dem ſchönen Wuchs dieſer Inſulaner berichtet haben ***). Geſundes Klima, nahrhafte Lebensmittel, bequeme Kleidertracht, Reinlichkeit und unverdorbene Sitten erhalten den Körper und geben den Eltern die gegründete Hoffnung Kinder ohne Fehl zu zeugen. Daher ſieht man bei rohen Horden ſowohl, als bei

*) Herrn Profeſſor Blumenbachs Diss. de hominum varietate.

**) Was über die Albinos geſagt worden iſt, hat Herr Kanonikus Pauw zu Xanten ſorgfältig geſammelt. Recherches sur les Américains Tome 2. p. 5.

***) Bougainville. Wallis. Cook.

allen Völkern, welche auf den untern Stufen der Kultur ſtehen, ſo wenige Krüppel und ungeſtalte Menſchen; nicht zu rechnen, daß bei einigen Wilden ein Abſcheu gegen alle Mängel der Bildung mitwirkt, und ſie zu dem grauſamen Schritte verleitet, ein jedes ſchwächliche Kind als ein unbrauchbares und überläſtiges Geſchöpf ums Leben zu bringen. Zu Taheiti kann dies der Fall nicht ſein, denn der Spanier [41]) hat gebrechliche Menſchen unter ihnen angetroffen; weil aber die zuerſt angeführten Urſachen daſelbſt die Erzeugung geſunder Kinder befördern, ſo ſind die Ausnahmen äußerſt ſelten. Neben der ſchönen Anekdote von der Gutherzigkeit dieſer Leute, die ſich den Bart ſcheeren ließen in der Meinung ſich ihren Gäſten angenehm zu machen [42]), ſteht gewiß der übereilte Ausdruck hier am unrechten Orte: „ſie hätten ihren Spott an fehlerhaft gebildeten Perſonen." Die unbeſonnene Aufführung Eines oder des Andern mag dieſe Bemerkung veranlaßt haben, allein es wäre unbillig ſie einem ganzen Volke aufbürden zu wollen, von deſſen ſanften Sitten man ſo häufige Beweiſe hat.

Offenbar unterſcheidet ſich der Menſch darin von den Thieren, daß er ſich an der Schönheit ſeines Leibes nicht genügen läßt. Es gibt einige Nationen in heißen Ländern, welche ganz nackend gehen und ſich ſogar des Gedankens an eine Bedeckung ſchämen *); andre im unfreundlichſten Erdzipfel, den je die Sonne beſchien, die kaum zu wiſſen ſcheinen, daß ſie da ſind und nicht Inſtinkt genug beſitzen, um ſich gegen die Kälte zu ſchirmen **); jedoch beide kommen darin mit den geſitteten Europäern überein, irgend etwas, es ſei nun ein Knochen im Naſenknorpel, ein Halsband, ein Ohrgehenk oder ein Gemälde in Farben auf der bloßen Haut, zum Zierrath zu tragen. Der Inſulaner im Südmeere prunkt mit Reizen, welche er ſich nicht anders als durch Erduldung des heftigſten Schmerzes erwirbt. Er wagt es, ſich an den empfindlichſten Theilen des Leibes über und über bis aufs Blut ſtechen zu laſſen, um eine ſchwarzblaue Farbe in die Punkturen reiben zu können, welche niemals wieder ausgeht. Es iſt umſonſt den Beweggründen zu einer Handlung nachſpü-

*) Histoire de l'Orinoque par Gumilla Tom. p. 187. 189. 256. Auch die Einwohner der Pelewinſeln gehen ganz nackt.

**) Die Feuerländer. Hawkesworth Reiſen. 2. Band. Meine Reiſebeſchr. 2. Band.

ren zu wollen, welche nunmehr ſchon als ein altes Herkommen in Anſehen ſteht und unverbrüchlich gehalten wird. Viele Völker haben geſucht den Kinderſtand durch äußere Merkmale vom Stande der Erwachſenen zu trennen, und die Einweihung in den letztern mit großen Feierlichkeiten verknüpft. Bekanntermaßen verfahren die Prieſter der Hottentotten dabei eben nicht auf die anſtändigſte Art *). Vielleicht hat das taheitiſche Punktiren oder Tattauiren eben dieſe Abſicht, indem es gerade in jenem kritiſchen Zeitpunkte des menſchlichen Alters und zwar ebenfalls von Prieſtern verrichtet wird. Nur begreife ich nicht warum die ſpaniſche Nachricht [43]) das Punktiren bis ins zwanzigſte Jahr verlegt. Von einem Spanier läßt ſichs am wenigſten denken, daß er die Periode der Mannbarkeit zu ſpät angeben könne.

Neben dieſem Schmuck, der einem Europäer vielmehr Verunſtaltung dünkt, haben die Taheitier noch die Gewohnheit ſich mit Federkränzen, Blumen im Ohr und Perlen zu zieren, weswegen auch die große Begierde nach Korallen [45]) entſteht, welche bei ihnen Pohe (nicht Pue) heißen. Selbſt die Kleidung iſt bei dem dortigen Himmel vielmehr eine Aeußerung des Luxus als ein natürliches Bedürfniß. Die Spanier vergleichen die taheitiſchen Trachten mit dem Taparabo [47]), Pontſcho [48]) und Manta [49]) der ſüdamerikaniſchen Völker. Man lieſet genaue Beſchreibungen dieſer peruaniſchen und chileſiſchen Kleidungsſtücke im Frezier und Ulloa **).

Die Beſtimmung des Taparabo kann zur Genüge aus der Bedeutung des Worts erklärt werden. Der Pontſcho oder das Unterkleid iſt ein einfaches Stück Zeug, ungefähr vier Ellen lang und zwei Ellen breit, in deſſen Mitte ein Einſchnitt gerade ſo groß, daß man den Kopf durchſtecken kann, der Länge nach gemacht wird. Es hängt alſo auf den Schultern; die eine Hälfte vorn, die andre hinten, bis an die Knie herab. Es wird allemal, entweder von feinen Matten oder von den dickſten Zeugen verfertigt, welche aus etlichen übereinander geklebten Lagen von Rinde beſtehen. Das Oberkleid hingegen (manta) beſteht aus den feinern muslinähnlichen Sorten des Zeuges, iſt breiter

*) Kolbens Beſchr. des Vorgebirges der guten Hoffnung.

**) Voyage à la mer du Sud par M. Frezier. Reiſen des Don Anton Ulloa, und D. Georg Juan nach Südamerika.

noch als das Unterkleid und manchmal von ſo ausſchweifender Länge, daß es unzählige Mal um den Leib gewickelt werden kann. Bei aller Einfalt iſt dieſer Anzug dennoch vieler Abänderungen fähig und bildet Muſter zu den ſchönſten Draperien.

So wie wir auf der Straße einen Mantel umzuhängen, im Hauſe aber bei heißerem Wetter nur im Camiſol zu gehen pflegen, ſo richtet der Taheitier ſeinen Anzug ebenfalls nach der Witterung ein, mit dem Unterſchiede, daß er ſich nicht ſcheuet, auch in ſeiner leichteſten Tracht, das iſt: mit einem kleinen Tuch umgürtet vor Jedermann und an jedem Orte ſich ſehen zu laſſen. Man würde daher weit das Ziel verfehlen, wenn man dort mit unſerm Spanier ein jedes leichtgeſchürzte Mädchen für äußerſt arm [56]) erklären wollte. Ich halte dieſe Folgerung für einen Zug ſeines gravitätiſchen Nationalcharakters, dem es (ohne Muthwillen geſagt), ſelbſt hinter dem Pfluge ſchimpflich iſt, ohne Mantel geſehen zu werden.

Wer die engliſchen und franzöſiſchen Nachrichten von O=Taheiti ohne Vorurtheil geleſen hat, wird ebenfalls Spuren der ſpaniſchen Denkart in der Schilderung finden, die der Ungenannte hier von dem Charakter unſrer Inſulaner macht. Ich will ihnen hiemit keineswegs ihre natürlichen Fähigkeiten und Anlagen, weder die Verſchlagenheit und das diebiſche [57]) Weſen, noch den Hang zur Bequemlichkeit und zur Wolluſt abläugnen, worüber ſchon ſo Vieles anderweitig bekannt geworden iſt *). Nur ſei mir es vergönnt in wenigen Worten darüber zu kommentiren. Tugend und Laſter ſind relative Begriffe, welche im Nationalcharakter nur verhältnißweiſe mit andern Völkern gebraucht werden dürfen; und auch alsdann muß man keinem Volk, ohne Zuziehung der Sittenlehre, welche ihm zur Richtſchnur dient, das Urtheil ſprechen. Auf dieſe Art vermeiden wir den Vorwurf, daß wir fremden Völkern unſere Gedanken leihen und uns dafür das Recht nehmen, ſie nach dieſer unbilligen Vorausſetzung zu züchtigen oder loszulaſſen. Wenn man von den Diebereien der Taheitier ſpricht, ſollte man billig allemal bedenken, daß der Anblick europäiſcher Waaren ſie den unwiderſtehlichſten Verſuchungen ausſetzte. Erwähnt man ihres Müßiggangs, ſo wiſſe man zugleich, daß ihre wenigen Bedürfniſſe leicht befriedigt wer=

*) Voyage de Bougainville. Hawkesworth's Reiſen 1. und 2. Bd. Meine Reiſebeſchr. 1. und 2. Bd.

den und daß der Fleiß nur ein Kind des Mangels iſt. Nennt man ſie gierig und gefräßig, ſo rufe man ſich die Beſchreibung von ihrem großen Wuchs, ihrer auszeichnenden Stärke[63]) im Ringen und ihrer Corpulenz zurück. In Italien und Spanien darf ein Reiſender aus dem Norden kaum eine rechte Mahlzeit verrichten, ohne ein unerſättlicher Freſſer zu heißen. Zergliederer und Aerzte wiſſen gleichwohl, daß ſein muskulöſer Bau mehr Nahrung erfordere, als die hagern kleinen Körper jener ſüdlichen Europäer.

Die Wolluſt der Taheitier iſt unſtreitig die ſchlechteſte Seite ihres Charakters. Wenn man aber bedenkt, wie leicht der phyſiſche Menſch hier über die Grenze, vom Bedürfniß zum Uebermaaß ſchreitet; wenn man zu allen Zeiten, in allen Welttheilen dieſelbe Unenthaltſamkeit antrifft; wenn man ferner beobachtet, daß der ſtarke Beweggrund des Chriſtenthums für die Keuſchheit *), in den mittlern Zeiten faſt durchgehends ſelbſt von dem Prieſterſtande aus den Augen geſetzt ward, und daß der reine tugendhafte Wandel der einen Hälfte unſerer Zeitgenoſſen, den grenzenloſen Ausſchweifungen der andern kaum die Wage hält, — ſo möchten die Taheitier vielleicht keine größere Schuld als manche andere Völker auf ſich haben. Die ausgelaſſene Lebensart der Erioy Geſellſchaft, und der daraus zuweilen erfolgte Kindermord **), ſind ſchreckliche Beiſpiele vom Verderbniß der Vornehmen; dafür aber ſind ihre geſunde Leibesbeſchaffenheit, die erſtaunende Volksmenge auf ihrer kleinen Inſel, und beſonders die große Anzahl von Kindern, welche wir in jedem Hauſe ſahen, einleuchtende Beweiſe von der ordentlichſten Lebensart des großen Haufens. In der That ſind ihre verehlichten Weiber wahre Muſter der Treue, wenn gleich die jungfräuliche Keuſchheit bei ihnen eben ſo wenig als bei vielen andern Völkern geachtet wird. Der Mann muß Weib und Kind ernähren; darum iſt das Weib die Leibeigne des Mannes. Der gute Name des eheloſen Frauenzimmers wird hingegen dadurch nicht aufs Spiel geſetzt, daß die Palmenwälder ſich oft in amathuſiſche Myrtenhaine zu verwandeln ſcheinen, wo den Einheimiſchen ſowohl als den Fremdlingen jede Gunſt gewährt und ſogar geboten[61]) wird. Sollte man daraus nicht folgern dürfen, daß das andere Geſchlecht

*) Corinth. l. c. 6. v. 18. 19.

**) Meine Reiſebeſchr. 2 Bd.. Forster's Observations p. 413.

ſelbſt in Taheiti nur als Befriedigungsmittel des phyſiſchen Bedürfniſſes angeſehen, und mit Schweinefleiſch und Brodfrucht beinahe in eine Klaſſe geworfen wird? Schon allein dieſer Schluß widerlegte alsdann die Meinung des Spaniers, als ob die Männer ſich dort von ihren Weibern regieren ließen [59]). Es iſt wahr, die artigen Geſchöpfe haben die Erlaubniß freie Luft zu athmen ſo oft und ſo lang es ihnen gefällt, und in muntern Tänzen um ihre wackern Männer zu gaukeln. Keine Duenna bewachet ſie, und für ihre Treue birgt weder Gitterfenſter noch dreifacher Schleier. Läßt ſich aber das Weiberregiment durch ſo etwas erweiſen? Es macht der Moral des Verfaſſers und ſeiner Reiſegefährten Ehre, daß ſie ſtandhaft denjenigen Reizen widerſtanden [60]), welche über Engländer und Franzoſen den Sieg davon getragen hatten; allein eben das Anerbieten welches ihnen geſchah, war ein Beweis der Uebermacht unſers Geſchlechts in Taheiti; denn die angebotene Waare mußte doch wohl den Verkäufern gehören. Wenn ſchon die Gutherzigkeit übertrieben werden kann, und zuweilen einen hohen Grad der Schwäche verräth, ſo iſt es gleichwohl keiner Entmannung des Charakters zuzuſchreiben, daß der gaſtfreie Taheitier es für ſeine Pflicht achtet, den Fremdling in ſeinen Hütten jede Hauptbeſtimmung ſeines phyſiſchen Daſeins erfüllen zu laſſen. Hätte nun gar die vermeinte taheitiſche Gynäkokratie keinen beſſern Grund als das Betteln der Männer im Namen der Weiber, ſo ſteht die ganze Behauptuug auf ſehr ſchwachen Füßen. „Tayo Veheine!“ „Dein trautes Mädchen!“ war das Loſungswort, wobei die Kiſten des brittiſchen Matroſen unfehlbar auf, und ſeine bunten Hemden, Schuhnägel und Glaskorallen bis auf die allerletzte herausflogen. Mußte dieſe verſchwenderiſche Liebe nicht ähnliche Anſchläge auf die Freigebigkeit der Spanier veranlaſſen? Wenn die Nachricht zuverläſſig wäre, daß die Vielweiberei dort ſtatt findet [75]), ſo wäre dieſes ein neuer Grund an der Macht der Weiber zu zweifeln. Allein ich habe alle Urſache zu glauben, daß die Monogamie in Taheiti eingeführt iſt *). Selbſt die Eheſcheidungen ſcheinen dies zum Theil zu beweiſen [76]) und zugleich der weiblichen Oberherrſchaft ungünſtig zu ſein.

Mit der Unterwürfigkeit der Männer hat es alſo vielleicht dieſelbe Bewandniß als mit den ſchändlichen Statuen [58]) welche

*) Forster's Observations p. 424.

der Spanier in O=Taheiti bemerkt haben will. In beiden Fällen hat man ziemlich eilfertig geſehen und noch eilfertiger geurtheilt. Die geſchnitzten menſchlichen Figuren, welche man theils als Verzierungen der Canots, theils auch um die Begräbnißplätze, als Wohnungen der Seele nach dem Tode, antrifft, ſollen keine unſchickliche Idee erregen, und haben keine unmoraliſche Bedeutung. Ich habe keinen Tihi, (ſo heißen dieſe hölzernen Bilder) gefunden, der nur eine entfernte Aehnlichkeit mit gewiſſen ungeſitteten griechiſchen und römiſchen Gottheiten gehabt hätte. Sie verdienen Tadel blos in Abſicht auf die Kunſt; denn ſie ſtellen in der That nur die ärgſten Karrikaturen menſchlicher Bildung vor *).

Richtiger iſt die Beobachtung, daß die Taheitier tapfere [62]) Kriegsmänner ſind, wenn gleich die Europäer vermittelſt ihrer Mordgewehre ſich ihnen furchtbar gemacht haben. Gegen das Schießpulver ſind alle andre Waffen nur wie Strohpfeile zu rechnen; und läßt ſich auf der einen Seite behaupten, daß ſeit Schwarzens Erfindung die neuern Kriege minder blutig ſind, ſo bleibt anderntheils auch wahr, daß der brave Mann gegen feindliche Kugeln nicht ſicherer iſt als der feige und ſchwache, mithin daß in Europa perſönliche Tapferkeit und alle damit verknüpfte Tugenden nach und nach ausſterben müſſen. Der Spanier vergleicht das taheitiſche Manoeuvre ſpottweiſe mit Pantomimen [65]); allein ich frage doch: was iſt unſer Exerciren anders als pantomimiſche Vorſtellung des Gefechts? Wenn man Zeit hat die Evolutionen jener Inſulaner genauer zu beobachten, fällt ohnehin das Lächerlich=ſcheinende davon weg.

Sprachen und Sitten bleiben allezeit in einem engen Verhältniſſe; daher wird man an der taheitiſchen [66]) Vokalen=Sprache mit den ſimpelſten Conſtructionen, ohne harte Mitlaute, und ohne Biegungen, den ſanften aber zugleich natürlichen, einfachen und nicht verfeinerten Charakter der Nation erkennen. Da nun Lindigkeit und Gutherzigkeit Hauptzüge des Taheitiers ſind, ſo iſt es unbegreiflich, daß die Regierung der Erihs [86]) unſerm Spanier ſtrenge geſchienen hatte. Alle andere Zeugniſſe widerlegen dieſe Bemerkung, wovon ich eben ſo wenig den Grund anzugeben weiß, als von der Eintheilung der Inſel in acht Ge=

---

*) **Forster's Observations. p. 459. 543.** Meine Reiſebeſchreibung 2. Band.

biete [85]), deren doch nach Cook's Berichte 43 ſein ſollen. Gewiſſermaßen ſcheint die von den Spaniern angegebene Volksmenge dieſer Inſel, mit der geringeren Anzahl von Gebieten überein zu ſtimmen; hingegen trifft die Zahl der Canots oder Fahrzeuge [70]) welche ſie bis auf 2000 ſteigen laſſen, mit unſern auf die Revüe der Flotte gegründeten Berechnungen zuſammen *). Ohnerachtet ſie ſo umſtändlich von den verſchiedenen Canots mit oder ohne Segel [70]) und Wetterplanken [72]), und von ihrer Sicherheit [74]) aus dem Munde der vier Inſulaner [73]) ſprechen, welche mit ihnen nach Peru reiſeten, ſo ſcheinen ſie die taheitiſchen Kriegsſchiffe doch nicht gekannt zu haben. Es war allerdings ein glückliches Ohngefähr, daß wir im April 1774 eine Flotte von 159 Krieges-Canots, jedes zu 50 Mann, zu Geſicht bekamen. Vier Reiſen nach Taheiti waren geſchehen; wir ſelbſt waren ſchon einmal da geweſen, ohne nur das Mindeſte von einer ſolchen Zurüſtung zu argwöhnen, welche gleichwohl nur einen kleinen Theil der dortigen Seemacht in ſich faßte. Ich darf mich hier nicht auf eine Beſchreibung einlaſſen, da ſie ſchon an andern Orten ausführlicher zu finden iſt**). Nur dieſes verdient noch angemerkt zu werden, daß die Boothäuſer worin man ſie aufbewahrt, nicht wie der Spanier bemerkt [84]) mit den Wohnhäuſern einerlei Geſtalt haben, und auch nicht Efare-balle, ſondern Hwarre Waha genannt werden. Ihre Dächer reichen bis zur Erde, da hingegen die Wohnhäuſer, deren ſparſamer Hausrath [82]) nicht ſehr in die Augen fällt, auf hohen dicken Pfeilern von Brodbaum-Holze ruhen.

Es finden ſich im Vorhergehenden ſchon ſo manche Abweichungen von den engliſchen Reiſebeſchreibern, daß ſie den Leſer hinlänglich auf den Unterſchied in ihren Religionsberichten vorbereiten. Die abgezogenſten Begriffe, der erhabenſte Schwung, den menſchliche Gedanken nehmen können, die geheimſten und oft ins Dunkel der Allegorie gehüllten Lehren, die unendlich mannigfaltigen Geſichtspunkte welche beinah nach eines Jeden Denkart verſchieden ſind; — wie ſollten die nicht in der Ueberlieferung von und zu verſchiedenen Perſonen ganz abſtechende

*) Forster's Observations. p. 217. Meine Reiſebeſchreib. 2. Bd.

**) Cook's Voyage towards the South Pole. Vol. I. Meine Reiſebeſchr. 2. Band. Weitläuftigere Nachrichten von den verſchiedenen Arten der Canots findet man in Hawkesworth's Reiſen, 2. Band.

Geſtalten annehmen, und als heterogene ohne Plan geſammelte Bruchſtücke nicht alle Bemühungen vereiteln, die man ſich geben dürfte um wieder ein Ganzes daraus zu errichten? Was Bougainville und Cook, und ihre Nachfolger von der taheitiſchen Religion erzählen, haben ſie aus dem Munde der Einwohner genommen; und die Authenticität des Einen wie des Andern, läßt ſich in dieſem Falle nicht verdächtig machen. Es iſt aber, wie mich dünkt, auch außer Zweifel, daß der Begriff von Gottheiten, welche ſich an Felsklippen vermählen *), mit einem feineren Polytheismus **), und beide mit dem Glauben an einen oberſten Gott, zugleich in derſelben Inſel ſtatt finden können. Sehr verſchieden iſt in China, der Mandarin der Nichts, von dem Bonzen der Alles glaubt ***). Auffallend iſt der Unterſchied zwiſchen den Millionen abergläubiſcher Inder, welche die Allegorien ihrer 18 Puranams wörtlich verſtehen, und dieſen Unſinn heilig wähnen, den Sophiſten deren vernünftelnder Stolz die Schaſters ausgeheckt hat, und den wenigen Bramen (wenn es ſolche jetzt noch gibt) welche die erſten Veds beſitzen ****). Andere Religionsbegriffe hatte der Pöbel in Athen, andere Sokrates, andere die Geweihten †) im eleuſiniſchen Tempel.

Indeſſen enthält die ſpaniſche Nachricht unter allen die einfachſte Erzählung von den taheitiſchen Opfergebräuchen, in ungekünſteltem Zuſammeuhange mit der drauffolgenden Lehre von Gott ††) als einem unſichtbaren Weſen. Nachdem man Gelegenheit gehabt auf dieſe Art von der taheitiſchen Religion eine vortheilhafte Meinung zu erlangen, hätte man freilich den harten Ausdruck [77]) weglaſſen ſollen, der ſie ſchon im voraus zur Abgötterei herabwürdigt. Leider ſind es Chriſten, welche noch

---

*) Hawkesworth. 2. Band.

**) Forster's Observations, p. 539.

***) Du Halde Descript. de la Chine.

****) Ezourvedam. Deutſche Ausgabe, von Herrn Ith. Bern. 1779.

†) Meursius de Eleusin. — Herrn Hofrath Meiners Vermiſchte Schriften. Dritter Theil.

††) Ich bemerke hier, daß die Gottheit auf taheitiſch nicht Teautua wie der Spanier ſchreibt, ſondern Eatua heißt; das t' iſt ein Artikel. Der Prieſter heißt Tahauwa, und nicht Pure [78]), welches letztere das Gebet bedeutet.

die Namen: Jude, Türke, Heide, im Tone der Verachtung und nicht des herzlichſten Mitleides ausſprechen!

Es iſt zu wohl bekannt, daß die Gewohnheit die Opfer zu verzehren ſehr allgemein geweſen iſt, als daß ich mich hier aufhalten könnte, die Beiſpiele aus allen Welttheilen zu vergleichen; genug, daß Taheiti ihre Anzahl vermehrt. In wie fern gewiſſe Begriffe, die man immer wieder bei den entfernteſten und ſelbſt bei den roheſten Völkern trifft, einen gemeinſchaftlichen Urſprung haben oder nicht, muß bis auf vollſtändigere Belehrung unentſchieden bleiben. Ich, meines Theils, getraue mich nicht die taheitiſche von der jüdiſchen Religion herzuleiten, ohnerachtet die Beſchneidung [80]) beiden gemein ſein ſoll. Wer übrigens zugibt, daß zwiſchen beſchneiden und einſchneiden ein Unterſchied iſt, wird zugeſtehen, daß die Taheitier die eigentliche Beſchneidung nicht kennen *). Woher indeſſen jene merkwürdigere Uebereinſtimmung aller der unzähligen Völker des Erdbodens, eine nähere Verbindung mit höheren Weſen zu glauben, und ſich ſelbſt für die glücklichen Sterblichen zu halten, denen die Gotth.it zuweilen ihre unmittelbare Gegenwart oder ihr Wohlgefallen zu erkennen gibt? Dieſer Glaube iſt ſo allgemein, daß ich gerne wiſſen möchte, ob er nicht auch bei den unholden Huillitſches **), die ihr mühſeliges Leben auf dem Feuerlande zubringen, ſtatt findet? Soll man aber an allen Enden der Erde nur Betrogne und Betrüger finden? Oder glauben, daß die Sage von einer urſprünglichen Offenbarung ſich bei allen Menſchen, ſelbſt denen die durch widrige Schickſale ganz verwilderten, vom Vater auf den Sohn erhalten hat? Oder iſt dies die Auflöſung des Räthſels: daß die Anerkennung des objektiven Daſeins, welche im Bewußtſein mitgegeben wird, in Anbetung übergeht, ſobald der rohe Menſch ſich gegen das unaufhaltſam Wirkende nicht nur leidend verhalten, ſondern auch ſich dadurch eingeſchränkt und überwältigt fühlen muß? — — Die Taheitier glauben, die Gottheit ſei im Wirbelwind, und komme mit Getöſe [79]). Vielleicht kann man gegen ſie eben ſo

---

*) Hawkesworth. 2. Band. **Forst. Observations, p. 556.**

) **Falkner's Descript. of Patagonia. 4. Lond. 1774. Eben dieſer Stamm heißt ſonſt bei den Reiſebeſchreibern Peſſerähs, von dem Worte welches am öfterſten unter ihnen ausgeſprochen wird. S. meine Reiſebeſchr. 2. B.

glimpflich verfahren, als jener ſcharfſinnige Gelehrte gegen den Genius des Sokrates, den er nur für eine Wirkung der Schwärmerei des griechiſchen Weiſen hielt.

Die Religion führt über das Irdiſche hinaus. Zu dem Gedanken an Gott, geſellt ſich die frohe Hoffnung eines Daſeins nach dem Tode. So wie jener vom reinen Dienſte des höchſten Weſens zum Polytheismus ausarten oder umgekehrt vom roheſten Gefühl zum abſtrakteſten Begriff aufſteigen konnte, ſo ward dieſe oft eine Quelle der ſeltſamſten Einfälle oder der wichtigſten Erſcheinungen. Wahrſcheinlich hat ſie mehr als Liebe oder Freundſchaft zur Entſtehung der mannigfaltigen Gebräuche beigetragen, womit die Menſchen nach dem Tode noch beehrt werden. Die Taheitier ſtellen Früchte, Vögel [88]), Schweine neben den Begräbnißplatz, der Gottheit zum Opfer. Dieſen Gebrauch, und den, den Leichnam an freier Luft verweſen [90]) zu laſſen, ehe er beerdigt wird, haben ſie mit vielen Völkern gemein. Etwas eigenthümlicher ſind ihre [89]) Denkmäler, abgeſtumpfte Pyramiden von gehauenem Stein [87]), welche zugleich die Sammelplätze ſind, woſelbſt der öffentliche Gottesdienſt verrichtet wird. Ein jedes dieſer Denkmäler wird nach dem jetzt lebenden Fürſten des Gebiets benannt. Schon bei Lebzeiten iſt ihm der Ort angewieſen, wo ſeine Gebeine mit den Voreltern modern ſollen. So oft er vorübergeht, entblößt er ſeine Schultern ehrfurchtsvoll, als vor dem heiligen Altar, wo die Gottheit angerufen wird, und woſelbſt er ihre Gegenwart an ſinnlichen Zeichen wahrzunehmen glaubt. Doppelt wichtig wird ihm dieſe Stätte; denn der Eingang zu ſeinem Schöpfer iſt das Grab!

Des Schiffshauptmanns Forreſt zerſtreute Nachrichten von der Inſel Magindanao.

Göttinger Magazin 1781.

Im November 1774 ging Herr Schiffshauptmann Thomas Forreſt in einem kleinen Fahrzeuge von der Inſel Balambangan (an der Nordſpitze von Borneo) unter Segel. Er beſuchte die Inſeln Sulu, Batſchian und Waygiau, und erreichte einen Hafen auf der Nordküſte von Neuguinea, ſchiffte ſodann wieder zurück nach Waygiau, und von da nach Myſſol (Mixoal), Magindanao und Borneo und endlich im Juni 1776 nach Fort Marlboro' (Benkulen) auf der Inſel Sumatra. Dieſe Reiſe hat er in einem 1779 zu London mit vielen Karten und Kupfern herausgekommenen Quartbande: Voyage to New Guinea and the Moluccas, beſchrieben. Eins und das andre aus der Erzählung dieſes wackern Mannes hier auszugsweiſe mitzutheilen, trage ich um ſo weniger Bedenken, als das Buch ſelbſt zu überſetzen, wegen des mehrentheils blos nautiſchen Inhalts, ein mißliches Unternehmen ſein dürfte. Wer die Urſchrift kennt, wird wiſſen, daß ich hier das Weſentliche von 135 Seiten im größten Quartformat mühſam zuſammengeſucht habe.

Magindanao, ſonſt Mindanao, iſt die ſüdlichſte Inſel jener herrlichen Gruppe, welche zwiſchen China und Borneo liegt, und den Europäern zugleich mit Magellan's Tode bekannt wurde; demungeachtet wird ſie, ſelbſt von Spaniern, nicht immer unter die Philippinen gezählt. Sie iſt ungefähr ſo groß als Irrland, hält 200 deutſche Meilen im Umfange und liegt zwiſchen 5 Gr. 40 Min. und 9 Gr. 55 Min. nördl. Breite und zwiſchen 119°

30′ und 125° öſtlicher Länge von Greenwich *). Sie hat feuerſpeiende Berge, große und kleine Seen und anſehnliche Flüſſe; viele von ihren Bächen führen Gold. Das Erdreich iſt auf einer ſo großen Inſel nicht überall gleichartig; doch im Durchſchnitte fett und fruchtbar. Hügel und Berge wechſeln mit großen Ebenen ab, die theils mit Waldung, theils mit langem Graſe bedeckt ſind. Die Menſchen ſind im Innern noch ſehr ſparſam zerſtreut, wilde Schweine und Hirſche (deer) ſind deſto häufiger. Pferde und Ochſen werden ebenfalls wild in großen Heerden angetroffen. Auch gibt es vielerlei Schlangen und in den größeren Flüſſen Krokodile. Zimmet, Caſſienholz, Reis, Aronswurzeln, Wachs und Bauholz bekommt man in Menge. Allerlei Früchte des heißen Indiens ſind zwar vorhanden, allein die Gartenkunſt iſt in ihrer Kindheit, folglich ſind die Früchte weniger ſchmackhaft als auf einigen benachbarten Inſeln. Das Klima iſt heiß und der Nordoſt-Monſun bringt ſchönes Wetter. Während des Südweſt-Monſuns gibt es vielen Regen und bisweilen Sturm; demungeachtet iſt die Inſel geſund; außer an der Südweſtſpitze, auf dem ſpaniſchen Etabliſſement zu Sambuangom, welches dergeſtalt von Bergen eingeſchloſſen iſt, daß der Wind daſelbſt die Luft nicht reinigen kann. (S. Voyage dans les mers de l'Inde par M. le Gentil. Tom. 2.)

Forreſt theilt die Inſel in drei Hauptgegenden. Der erſte und anſehnlichſte Diſtrikt, der ehedem faſt die ganze Seeküſte in ſich begriff, gehört dem Sultan von Magindanao, der ſich in oder doch unweit der Stadt dieſes Namens befindet. Der andere iſt ein beträchtlicher Theil dieſer Seeküſte, den die Spanier auf der Nordoſt-, Nord- und Weſtſeite der Inſel an ſich geriſſen, und von den Philippinen aus mit Kolonien von getauften Biſayas **) beſetzt haben. Der dritte Bezirk iſt das Innere der Inſel, vornehmlich im Umkreiſe des großen Lano-Sees, welcher fünf deutſche Meilen im Durchmeſſer und funfzehn im Umkreiſe hält. Sechzehn Sultane und ſiebzehn Radjahs haben hier

*) Die königliche Sternwarte zu Greenwich liegt 4′ oſtwärts von London, oder 17° 58′ oſtwärts von dem Meridian der Inſel Ferro. Meine Reiſebeſchr. I. S. 23.

**) Biſayas nennen die Magindaner alle Einwohner der Philippinen überhaupt. Wahrſcheinlich ſind es die Völker, welche die Seeküſten dieſer Inſeln vor Ankunft der Spanier inne hatten.

an den Ufern dieſes Sees ihre unabhängige Herrſchaften, welche ſämmtlich unter dem gemeinſchaftlichen Namen Illano oder Illanon begriffen werden. Ihre Unterthanen zuſammen genommen belaufen ſich auf 60,000 und drüber, ſind aber ſehr ungleich vertheilt; denn einige Sultane haben bis 10,000, und einige Radjahs nur 100 Menſchen zu gebieten. Die Zahl der Unterthanen im ſpaniſchen und eigentlich maginbaniſchen Gebiete hat Forreſt nicht benannt.

Die Einwohner der Inſel ſind mancherlei. Vielleicht ſind die Haraforas (auch Alfuris) die urſprünglich Eingebornen. Dieſes ſtille, unſchädliche Volk bewohnt das Innere aller Philippinen=, Molucken=, aller großen oſtindiſchen Inſeln und endlich auch die Gebirge von Neuguinea, wenn anders unter dem Namen Haraforas überall nur eins und daſſelbe Volk verſtanden wird. Nach den wenigen Zügen zu urtheilen, die uns die Reiſebeſchreiber von dieſen Menſchen aufgezeichnet haben, ſollte ich es wenigſtens vermuthen. Kleine Verſchiedenheiten, Nüancen der Sitten und des Dialekts, welche von localen Umſtänden abhängen, laſſen ſich vorausſehen.

Ein Hauptzug, woran man ſie überall erkennt, iſt der Fleiß, den ſie auf den Ackerbau verwenden. Auf Magindanao bauen ſie ſo viel Reis, daß die nahe gelegnen Inſeln damit verſorgt werden können. In den Molucken und ſogar in Neuguinea ſind ihre Pflanzungen von Piſangs, Kokosbäumen, Wurzeln u. dergl. am beſten beſtellt. Das Glück, die Früchte ihrer Betriebſamkeit zu genießen, iſt aber andern Völkern aufbewahrt. Die armen Haraforas werden faſt durchgehends von den Küſtenbewohnern, die wahrſcheinlich ſpätere Ankömmlinge ſind, gemishandelt und gedrückt. Nirgends erlaubt man ihnen ihren Vorrath ſelbſt zu verhandeln: ihren übermüthigen Lehnsherren müſſen ſie Alles faſt umſonſt hergeben.

Auf Magindanao ſieht man ſie nicht viel beſſer als Sclaven an; wenigſtens werden Ländereien mit den darauf befindlichen Haraforas verkauft. Anſtatt der Kriegsdienſte, welche die Kanakans, d. i. mahomedaniſche Vaſallen, leiſten müſſen, wird den Haraforas ein Tribut abgenommen. Eine Familie liefert bisweilen zehn Battellen*), Paly, oder Reis in der Hülſe, je=

*) Battel, ein cylindriſches Maß, welches 13½ Zoll engl. hoch iſt, und eben ſo viele im Durchmeſſer hat.

des Battel 40 Pfund ſchwer, drei Battellen gedroſchenen Reis, jedes von 60 Pfunden; ein Huhn, eine Traube von Piſangfrucht, 30 Klody oder Aronswurzeln und 50 Aehren türkiſchen Weizen. Im Durchſchnitte fällt die Abgabe zwar etwas geringer; allein es gibt noch ein anderes Mittel die Haraforas zu drücken. Sie müſſen noch außer jener Landtaxe, um den geringen Werth eines Kangan, 2000 Pfund Reis verkaufen, da doch der Kangan zu Magindanao auf öffentlichem Markte nur 120 Pfunde gilt. Der Kangan iſt ein grober, dünner Kattunzeug, 19 Zoll breit und etwa 18 Schuh lang, und wird in China verfertigt. In Magindanao gilt er einen halben ſpaniſchen Piaſter und vertritt daſelbſt, nebſt dem Reis, die Stelle der Münzſorten. Außer dieſen gibt es noch dreierlei gangbare Waaren, welche dort an Geldesſtatt gebraucht werden können, nämlich: Kauſong, eine Art ſchwarzen Nankingſtoffes; Kompau, eine ſtarke weiße, chineſiſche Leinwand, und Malon, ein aus Piſangfaſern im Lande ſelbſt verfertigter, neun Schuh langer und drei Schuh breiter Zeug. Von letzterem wird die gewöhnliche Kleidung der gemeinen Weibsperſonen, in Geſtalt eines weiten Sackes ohne Boden, gemacht. Sonſt berechnet man auch den Werth der Dinge noch auf eine andere Art, indem man ſpricht: dieſes Haus, Schiff ꝛc. iſt ſo oder ſo viele Sclaven werth, wobei für jeden Sclaven 30 Kangans gezählt werden.

Die Haraforas bezahlen ihre Abgaben nicht allemal in bloßen Erdfrüchten. Der Tribut von 500 Familien, den ein Einnehmer des Radjah=Mudo in Forreſt's Beiſein zurückbrachte, beſtand in 2870 Battellen Reis in der Hülſe; 490 ſpaniſchen Piaſtern; 160 Kangans; 6 Tayls Gold (ungefähr 180 Rthlr. an Werth) und 160 Malonen. Iſt es noch zu verwundern, daß die Unglücklichen, die auf ſo mancherlei Art gerupft werden, ihren Tyrannen nicht immer ſtille halten, ſondern öfters ihren Wohnſitz verändern, und zuweilen auf das innerſte Gebirge, fern von allen Tributeinnehmern, flüchten?

In den Molucken geht es ihnen nicht beſſer. Dem Herrn von Bougainville hat man es zwar aufgebunden, daß die Haraforas auf der Inſel Burro (Borro) unabhängig ſind, und nur gelegentlich den Chef des dortigen holländiſchen Poſtens beſuchen. Er nennt ſie daher ein weiſes Volk, welches den europäiſchen Tand, für den andre die Freiheit hingeben, mit Verachtung von ſich weiſet. Allein man hatte dafür geſorgt, daß

er ſelbſt keine Haraforas zu ſehen bekäme, und daß ſie nicht mit ihm unmittelbar handeln konnten. (Voyage autour du Monde p. 312.) Uebrigens wiſſen die Politiker wohl, daß ein Volk, welches ſich mit Spielzeug nicht auf eine oder die andere Art den Teufel blenden ließe, wenigſtens noch nicht als Volk auf dieſer Erde exiſtirt.

Die elenden Papuhs, die ſich an der neuguineiſchen Seeküſte aufhalten, haben nicht weniger als die übrigen Küſtenbewohner, einen ſtarken Tribut von den dortigen Haraforas. Sie ſind zu träge, um ſelbſt Pflanzungen anzulegen, in einem Lande, wo die Natur doch reichlich erſtattet, was man ihr anvertrauet. Daher müſſen ihnen die Haraforas Piſangfrüchte, Kalvanſenbohnen u. dergl. unentgeldlich liefern. Ein Hackmeſſer, ein für allemal gegeben, verpflichtet den, der es empfängt, zu einem immerwährenden Tribut. So hoch, ruft Forreſt, wird dort das Eiſen geſchätzt! und ſo weit, hätte er noch eigentlicher ſagen können, treiben Menſchen mit Menſchen den Muthwillen der Uebermacht.

Im ſpaniſchen Gebiete an den nördlichen Küſten von Magindanao, ſind viele Haraforas zur katholiſchen Religion bekehrt worden. Herr Forreſt meint, dies ſei um ſo leichter möglich geworden, da dieſe Religion ihnen nicht das Schweinefleiſch zu eſſen verbiete. Allein wer wiſſen will, was es mit dieſen vermeinten Bekehrungen auf ſich hat, der muß le Gentil's Reiſe nachſchlagen und lernen, daß ein guter Chriſt in dortigen Gegenden weiter keine Pflicht auf ſich hat, als einige Mal im Jahre Meſſen zu hören und, wenn er ſie verſäumt, mit derben Peitſchenſchlägen und Geldſtrafen dafür zu büßen. (S. Voyage dans le mers de l'Inde, Tome 2.)

Die Haraforas kleiden ſich auf der Inſel Magindanao in eine Art ſtarken Zeuges, den ſie aus flachsähnlichen Faſern verfertigen.*). Sie machen ſich ein Wams oder eine Jacke daraus, deren ſich Perſonen beiderlei Geſchlechts bedienen. Die Männer binden ein Tuch um den Leib und zwiſchen den Schenkeln; die Weiber hingegen haben kurze Unterröcke. Zierrathen für beiderlei Geſchlecht ſind meſſingene Ringe zu fünfen und ſechſen über einander an Armen und Beinen, Schnüre mit Glaskorallen um den Hals, einzelne Glaskorallen, oder meſſin-

*) Wahrſcheinlich die vorhin genannten Malonen.

gene Ringe in den Ohren, welche bis auf die Schultern hängen. Um die Ohren lang zu dehnen, ſtecken ſie in das durchbohrte Läppchen ein aufgerolltes elaſtiſches Blatt, welches, wie die Feder an einer Taſchenuhr, wirkt *). Die Mannsperſonen binden in ihr Haar eine runde platte hölzerne Scheibe, die ſechs Zoll im Durchmeſſer und einen halben Zoll an Dicke hält, und flach auf dem Kopfe liegt. Dieſe Friſur ſoll ihnen ganz artig laſſen. Bogen und Pfeil ſind ihre Waffen, können ſie aber ſo viel aufbringen, ſo ſchaffen ſie ſich Schwert, Lanze und Schild, um es den Mahomedanern nachzumachen: ein Beweis, daß auch hier die Eitelkeit, wider des Herrn von Bougainville Vermuthen, ſich einzuſtellen nicht vergeſſen hat. Der Kopfputz der Weiber gibt ihnen einige Aehnlichkeit mit den indiſchen Tänzerinnen zu Madras; ſie binden ihr Haar im Nacken und flechten es in Zöpfe.

In den verſchiedenen Gegenden der Inſel zählt man bis dreizehn verſchiedene Dialekte oder Mundarten, worunter einige in der That merklich von einander abweichen ſollen. Ob es bloße Abarten der Haraforasſprache ſind, beſtimmt Forreſt nicht. Eine davon heißt Bangil-Bangil, nach einem Völkchen, oder vielmehr nach einigen verlaufenen Menſchen, die ſich in der Gegend des Hafens Tuna unter den Gebüſchen in freier Luft, oder höchſtens in hohlen Bäumen aufhalten, indem ſie es der Mühe nicht werth achten, ſich ein beſſeres Obdach zu verſchaffen. Die Haraforas in Neuguinea wohnen zwar auch auf Bäumen; allein ſie bauen Hütten auf den Aeſten und ſteigen auf einer Leiter hinein, welche ſie des Nachts nach ſich ziehen. Die Bangil-Bangil hingegen, denen auch dieſer Anfang des geſitteten Lebens misfällt, können ſich noch viel weniger zum Ackerbau bequemen. Sie leben von der Jagd und wälzen ſich zu dem Ende wie die Schweine, denen ſie nachſtellen, in ſchlammigen Pfützen. Kommt nun die wilde Heerde zur Schwemme herbeigerannt, ſo fällt ſie dieſen vor Schlamm ganz unſichtbaren Jägern in die Hände. Vielleicht entſpringen dieſe Wilden, die mit Recht den Namen tragen, von jenen unterdrückten Haraforas, die ihren Frohnvögten entlaufen, und einer menſchlichen Lebensart und den damit

*) Dieſelbe Gewohnheit trifft man bei den Einwohnern der Oſterinſel im Südmeere an; das daſelbſt gebrauchte Blatt iſt vom Zuckerrohr. (S. meine Reiſebeſchr. I. Th. S. 425.)

verknüpften Gemächlichkeiten entſagen, um nur nicht länger für Andre arbeiten zu müſſen. Die dortigen Gegenden ſind reich an Beiſpielen gefolterter und zur Verzweiflung getriebener Menſchen. So erzählt le Gentil*), daß die Einwohner der Inſel Guahan unter den Diebsinſeln oder Marianen, des ſpaniſchen Joches müde, ſich feſt verbunden haben, ihr Geſchlecht nicht weiter fortzupflanzen, um ihren grauſamen Gebietern keine neue Sclaven zu zeugen. Eine traurige Ausſicht für die Menſchheit, wenn ſie nicht mehr Kraft genug beſitzt, der Sclaverei auf eine andere Art, als durch den Tod, zu entgehen! Manchen Philoſophen gefiele es dann noch beſſer, daß die Menſchen lieber wild würden, um der Geißel zu entfliehen, wie hier die Bangil-Bangil auf Mindanao; nur ſchade, daß es viel zu ſparſam geſchieht. Die Sultane groß und klein ſind ihrer Sache noch überall ſo ſicher; die zahmen, geduldigen Laſtträger machen immer noch den größten Haufen, können ihre feige Natur nicht verläugnen, und halten dem Vampyr ſtill, der ſie ausſaugt und langſam tödtet.

Eine zweite Art Einwohner auf Magindanao ſind die dortigen Mahomedaner. Vor der Umſchiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung durch die Portugieſen, ward der Handel nach China und den öſtlichen Inſeln, von der Küſte Malabar, dem rothen Meere und dem perſiſchen Buſen aus, betrieben. Damals waren gleichwohl die Seereiſen ſeltener, die Schifffahrt in noch unbekannten Meeren war gefährlicher und die Kaufleute pflegten daher ſich in den Handelsplätzen, die ſie beſuchten, lange aufzuhalten, oft Häuſer zu bauen, auch wohl an jedem Orte ein Weib zu nehmen. Magindanao, von ungeſitteten Menſchen bewohnt, denen Eiſengeräthe und ähnliche Waaren willkommen ſein mußten, reizte alſo die arabiſchen Kaufleute durch ſein häufiges Gold, Wachs und Zimmet, ſich dort niederzulaſſen, und endlich feſten Fuß zu gewinnen. Die Geſchichte ſpricht nur von den drei letzt verfloſſenen Jahrhunderten: was vor dieſen auf der Inſel zwiſchen den Einheimiſchen und den neuen Anſiedlern vorgegangen iſt, bleibt in undurchdringliche Nacht verſunken.

Jener Zeitpunkt aber war es, in welchem ein vornehmer Araber, Scherif Ali, von Mekka nach Magindanao herüberkam, die Tochter des letzten Königs aus dem damals regierenden

*) Voyage dans les mers de l'Inde, Tome 2.

Stamme heirathete, und den in dieſer Verbindung gegründeten Anſpruch auf die Thronfolge geltend zu machen wußte. Malampayan und Luſuden, ein paar kleine Orte, hatten ihn zuerſt aufgenommen; bald folgten die vier größern Städte, Magindano, Salangan, Katibtuon und Semayaman, dem gegebenen Beiſpiel. Um die nämliche Zeit gelang es den Brüdern des Scherif, dem einen, Sultan von Borneo, dem andern, Sultan der moluckiſchen Inſeln zu werden. Dieſer Umſtand ſcheint anzuzeigen, daß die drei Brüder, als Eroberer, mit einer Kriegsmacht in dieſe Gegenden gezogen ſind; denn ohne Wunder läßt es ſich kaum glauben, daß ſie alle drei einen Thron erheirathet hätten. Allein jene mit Politik verſchwiſterte Eroberung konnte auch noch die Religion zur Bundesgenoſſin haben. Durch den Umgang mit arabiſchen Kaufleuten war bereits der Islam in Magindanao eingeführt und eine Menge von Urſachen konnten ihn dem heidniſchen Volke annehmlich gemacht haben. Es erhielt zu gleicher Zeit Sitten aus eben der Quelle, woher dieſe Religion ihm zugefloſſen war, es erhielt feineres ſinnliches Gefühl, und ſeine ſchlummernden Seelenkräfte wurden elektriſch berührt. Sobald die Menſchen etwas weniger Gegenwärtigem, als blos ſinnlichen Eindrücken offen ſtanden, hatte man das Seil um ihre Hörner geworfen, und nichts war leichter als auf ihnen querfeldein zu reiten. — Nun trat Ali aus dem heiligen Lande der Mahomedaner, aus Arabien, hervor und rühmte ſich wohl gar, als ein erhabener Scherif, ſeiner Herkunft von dem Afterpropheten. Die Menge glaubte bald, und den noch etwa murrenden Zweifler überzeugte des Ueberwinders Schwert.

Mit ihm kamen oft eine Menge Araber ins Land, deren Abkömmlinge man noch heutiges Tages unter den vornehmen Einwohnern des maginbaniſchen Reiches antrifft. Sie werden daſelbſt anjetzt mit dem in Afrika und Indien ſo gewöhnlichen, und doch überall ſo unbeſtimmten Namen: Mauren (moors), bezeichnet. Das ſchöne Land, wohin ihre Vorfahren verſetzt wurden, entfernte ſie allmälig von der Strenge ihrer väterlichen Sitten, und der Handel mit den wollüſtigen Chineſen brachte ſie vollends darum. Die jetzige Lebensart der Mauren iſt ſchon ſo gemiſcht, daß man ihren Urſprung ſchwerlich daran erkennen würde. Die arabiſche Sprache haben ſie gegen die einheimiſche maginbaniſche vertauſcht, die ſchon an ſich wortreich und nervös,

und durch beigemiſchte chineſiſche und arabiſche Wörter noch reicher geworden iſt.

Eine Spur des arabiſchen Herkommens ſowohl, als der Vermiſchung mit den ehemaligen Magindanern, liegt noch in der gewiſſermaßen feudaliſchen Staatsverfaſſung. Der Sultan iſt bei weitem kein Deſpot. Die Datus, welche Forreſt mit dem engliſchen Oberhauſe (barons) vergleicht, ſtehen in nicht geringerem Anſehen und wählen ſchon bei Lebzeiten des Sultans einen Radjah-Mudo, (d. i. jungen König oder Thronfolger) faſt wie die deutſchen Reichsſtände einen römiſchen König wählen. Zuweilen wird ſogar auch dieſem ſchon ſein Erbe beſtimmt, dem der Titel: Watamama *) beigelegt wird. Ohne den Rath der Datus darf der Sultan keine wichtige Staatsangelegenheit abthun. Indeſſen meint unſer Engländer doch, was hier erſcheine, ſei nicht eigentlich die Freiheit ſelbſt, ſondern nur ihr Geſpenſt; denn die Kunſt, durch Geſchenke und einträgliche Stellen zu gebieten, verſteht man auch in Magindanao. Der Polizeiverwalter, der Admiral und die ſechs Richter **) werden von dem Sultan ernannt. Außer dieſen gibt es noch ſechs Amba-Radjah, eine Art Volkstribunen, welche die Rechte der niedern Klaſſen verfechten ſollen; allein ihre Würde iſt erblich und pflanzt ſich allemal auf den Erſtgebornen fort. Abermal eine zweideutige Ausſicht für die Freiheit des Volks, welches theils aus den vorhin erwähnten Haraforas, oder glebae adscriptis, und theils aus Kanakans oder mahomedaniſchen Vaſallen beſteht. Letztere zahlen einige Abgaben und müſſen mit dem Sultan zu Felde ziehen, genießen aber übrigens noch wirklich viele Vorrechte. Der Sultan darf es ihnen nicht einmal wehren, ſich ihren Neigungen zu überlaſſen und auf Seeräubereien auszugehen. Die wenigſten unter ihnen, etwa die im flachen Lande an den Ufern der Flüſſe wohnen, geben ſich mit der Reiskultur ab; ihre Lieblingsbeſchäftigung iſt, unter den philippiniſchen Inſeln umher zu kreuzen. Dorther entführen ſie eine Menge Sclaven, meiſtentheils Biſayas, die zur chriſtlichen Religion übergegangen ſind; und bisweilen auch Spanier. Mit dieſen Gefangenen wird ein ſtarker Handel auf allen umliegenden Märkten getrieben. Die

*) Das Wort bedeutet wörtlich ein Kind männlichen Geſchlechts.

**) Mutuſingneud; Capitain Laut und ſechs Manterays.

Schifffahrt wird durch dieſe Korſaren, die man in jenen Gewäſſern Mangajo nennt, höchſt unſicher und gefährlich; allein nicht blos die Magindaner, ſondern auch die Einwohner von Sulu, die räuberiſchen Tadong oder Tirun, an der Nordoſtküſte von Borneo, die Makaſſaren und überhaupt die meiſten dortigen Inſelbewohner malayiſchen Urſprungs treiben dies ſchändliche Gewerbe. Den Spaniern haben ſich hauptſächlich die 33 Illanofürſten furchtbar gemacht. Ihr Gebiet grenzt auf der Südküſte von Magindanao bis an das Meer, und der daſelbſt befindliche große Buſen heißt deshalb die Illanobai *). Von hieraus pflegen ſie die ſpaniſchen Beſitzungen zu beunruhigen; ja, ſie haben ſogar mitten unter den philippiniſchen Inſeln ein kleines Eiland, Burias, in Beſitz genommen und daſelbſt eine Kolonie angelegt. Rund um dieſes Eiland liegen Sandbänke und Klippen ziemlich weit in See, wodurch bisher alle Verſuche der Spanier, die Seeräuber zu vertreiben, gänzlich vereitelt worden ſind. Von 1765 bis 1775 haben die Spanier auf den kleinen Inſeln Babuyan (los Babuyanes) an der nördlichſten Spitze der Philippinen großen Schaden erlitten. Die kleinen Magaio-Fahrzeuge ſind ungefähr 50 Schuh lang und kaum drei Schuh breit; ſie bedienen ſich daher der Ausleger **) zu beiden Seiten, ohne welche ſie nicht fortkommen würden. Sie rudern mit der größten Schnelligkeit, führen einen Maſt, oder eigentlicher, einen Dreifuß von Stangen, woran das dreieckige Segel aufgezogen wird. Bei ſtürmiſchem Wetter werfen ſie einen Anker aus und laſſen ein langes Kabeltau auslaufen, vermittelſt deſſen ihr Fahrzeug den Wellen den Schnabel zukehrt. Im äußerſten Nothfalle ſpringen ſie über Bord und indem ſie nur den Kopf über dem Waſſer halten, klammern ſie ſich an die Ausleger und hängen einige Stunden lang in dieſer Stellung, um das Fahrzeug

*) Eigentlich gehört zwar der Seeſtrand, auch in dieſer Gegend, dem Sultan von Magindanao, ſo weit landeinwärts, als der Schall einer Trompete oder eines Horns gehört werden kann; inzwiſchen begreift man leicht, daß, da er ſeinen eigenen Unterthanen nicht verwehren kann, Seeräuber zu werden, ſolches noch viel weniger in Anſehung der Illanos geſchehen könne.

**) Der Ausleger iſt eine ſtarke Stange, ſo lang wie das ganze Fahrzeug, welche demſelben parallel, auf dem Waſſer ruhet, und mit dem Fahrzeuge vermittelſt zweier Querbalken verbunden wird; mithin das Umſchlagen verhütet. (Outrigger, Engl. Balancier, Fr.)

zu erleichtern. In der That iſt die Mannſchaft auch faſt die ganze Ladung; denn ſie führen weder Ballaſt noch großen Vorrath von Lebensmitteln. Wenn ſie etwas Reis an Bord haben, ſo halten ſie ſich hinlänglich verſorgt, indem ſie überall während der Ebbezeit auf den Korallenbänken die Kima oder Rieſenmuſchel (Chama gigas, Linn.) zu finden wiſſen, wovon das Fleiſch oft über 30 Pfunde wiegt. Iſt ihr Fahrzeug etwas größer, ſo verſtecken ſie es hinter Klippen und Waldſpitzen, oder in kleinen Buchten und gehen ſo lange in Kähnen (Sampanen) auf den Raub aus, bis ihr Schiff geladen iſt. Die elende Politik der Spanier, die den getauften Biſayas, ihren Unterthanen, den Gebrauch des Schießgewehrs verſagt, benimmt dieſen zugleich das einzige Mittel, den Korſaren zu widerſtehen. Während des Ruderns werden kupferne Pauken (gongs) geſchlagen und die ganze Mannſchaft ſtimmt ein Lied an, welches den doppelten Effect hat, ſie aufzumuntern und ihre Arbeit durch das Regelmäßige des Takts zu erleichtern. Dieſer Gebrauch iſt nicht nur alt in der Welt, wie das Keleusma der Griechen beweiſet, ſondern auch ſehr allgemein. Geſänge dieſer Art ſind bei den Provenzalen, den Malabaren, den Javaneſen und den Moluckanern ebenfalls üblich, jedoch bei jeder Nation charakteriſtiſch.

Bei den magindaniſchen Korſaren ſteht das Andenken des großen Scherif Ali in ſolcher allgemeinen Achtung, daß ſie oft, ehe ſie auslaufen, nach ſeinem Grabe eine Wallfahrt thun. Einer feierlichen Handlung dieſer Art hat Forreſt ſelbſt beigewohnt. Das Grab liegt ungefähr drei engliſche Meilen überhalb der Wohnung des Radjah-Mudo oder Thronfolgers von Magindanao. Es iſt weiter nichts als ein Haufen ohne Ordnung aufgethürmter Korallfelſen; alſo den taheitiſchen Begräbniſſen (Marai) ſehr ähnlich. Die Räuber ſtiegen aus ihrem Fahrzeuge an das Ufer, jeder mit einem kleinen angezündeten Wachslichte in der Hand, welches auf den Steinen befeſtigt ward. Während einiger 20 Minuten ſagten ſie ihre Gebete her, machten hierauf den Salam *), verließen ihre Kerzen brennend und gingen nunmehr zuverſichtlicher auf die Plünderung der Inſel Tuluhr aus, wo einer ihrer Spießgeſellen in einer ähnlichen Beſchäftigung erſt

*) Salam iſt die orientaliſche Art Ehrerbietung auszudrücken; eine Verbeugung, wobei beide Hände zuſammengefügt bis zur Höhe des Hauptes erhoben werden.

neulich das Leben eingebüßt hatte. Wie ſehr beſtätigt nicht dieſe angenommene Kanoniſation des Scherifs das vorhin geäußerte Vermuthen, daß bei ſeiner Eroberung von Magindanao die Religion mit im Spiele geweſen ſei!

Die Einwohner des Bezirks Illano kommen in Abſicht des Charakters, der Sprache, Verfaſſung und Religion völlig mit den Magindanern überein; nur ſcheint es nicht, daß ihre Fürſten ſich, wie die magindaniſchen, einer arabiſchen Abkunft zu rühmen hätten. Mit dieſen mächtigen Sultanen haben ſie ſich indeß von jeher durch Heirathsallianzen verbunden. Das Uebergewicht dieſer arabiſchen Macht, welche die Illanofürſten im Zaume hält, iſt freilich erſt eine Erſcheinung ſpäterer Zeiten; denn ehedem hatten die vier Hauptorte des jetzigen magindaniſchen Gebiets, Magindanao, Salangan, Katibtuon und Semayaman, jeder insbeſondere das Vorrecht, daß ſie von den Ufern des Landſees Dano eine kleine Portion Erde nehmen durften, worauf ihre Regenten bei der Krönungsceremonie geſtellt wurden. Von dieſem See, Dano, erhielt zuerſt die umliegende Gegend, und in der Folge die ganze Inſel den Namen Magindanao, d. i. Familien im Umkreiſe des Sees *). Der kleine Dano-See hält ungefähr eine halbe engliſche Meile im Umfange und ergießt ſich durch den Magindanaofluß, der kaum 18 Schuh breit und eine engliſche Meile lang iſt, in den großen Pelandſchy-Strom, welcher dort mit der Themſe bei London einerlei Breite hat. An dem Pelandſchy liegen die Städte Magindanao und Salangan, die eine oberhalb, die andre unterhalb der Mündung des Magindanaofluſſes.

Dieſen und ähnlichen oſtindiſchen Wohnſitzen gibt man allerdings ſehr uneigentlich den Namen einer Stadt. In Magindanao ſtehen 20 Wohnungen; Salangan hingegen enthält an 200 Häuſer, wovon viele in einer Reihe, faſt eine halbe engliſche Meile dem Ufer entlang, gebauet ſind; allein überall ſieht man Gärten mit Kokospalmen, Mango und Kakaobäumen, Piſangſtämmen und Zuckerrohr, ja ſogar ganze Reisfelder dazwiſchen. Ueberhaupt wohnen die Mahomedaner ungern dicht an einander und wählen, des öftern Waſchens halber, am liebſten eine Lage am Fluſſe. Dies geht in Magindanao um ſo leich-

*) Der Pater Combês ſagt: Mindanao quiere dezir: *hombre de laguna.*

ιer an, weil die Bevölkerung und folglich auch der Werth der Ländereien ſehr gering iſt. Bei jedem Hauſe befindet ſich eine Verzäunung im Fluſſe, welche ſtatt eines Bades dient; außerhalb dieſer Verzäunung darf man es, der häufigen Krokodile wegen, nicht wagen, ins Waſſer zu gehen. Das Bad wird wenigſtens einmal in 24 Stunden von Jedermann gebraucht. Die gewöhnliche Badezeit iſt Morgens und Abends; doch ſieht man auch zu allen Stunden Leute im Waſſer. Hier, ſowie in Sulu, läßt das andere Geſchlecht ſehr von derjenigen ſtrengen Ehrbarkeit nach, welche in orientaliſchen Ländern ſonſt üblich iſt. Frauenzimmer aus dem Mittelſtande gehen beinahe völlig ausgekleidet in das Bad, da hingegen die Einwohnerinnen von Sumatra und ſelbſt von Borneo und Celebes, bei dieſer Gelegenheit ein weites Hemd anziehen, welches ſie vom Haupt bis zu den Füßen verhüllt.

In Salangan und weiter am Fluſſe hinauf, in Coto-Intang, der Reſidenz des jetzigen Radjah-Mudo oder Thronfolgers, wohnen eine Anzahl chineſiſcher Anſiedler, theils Zimmerleute, Müller und Arrackbrenner, theils aber Kaufleute, die von den Vornehmen ſehr gedrückt und eingeſchränkt werden. Ueber einen gewiſſen Bezirk hinaus dürfen ſie keinen Handel treiben, aus Beſorgniß, ſie möchten ihn ganz und gar an ſich ziehen. Sind ſie einigermaßen wohlhabend, ſo dringt ihnen dieſer oder jener Datu (Edelmann) anſehnliche Summen auf, die er auf ſeinen Streifereien eingeerntet hat und läßt ſich dafür ſchwere Intereſſen zahlen. Mit einem Worte: ihr Fleiß hat dort das Schickſal, welches die Induſtrie der Juden in Europa getroffen hat. Mit China ſelbſt haben ſie nicht mehr Verkehr, ſeitdem die Spanier in Sambuangan keine chineſiſche Junken (kleine Schiffe) vorbei laſſen wollen. Indeß würde ohne dieſe wenigen Chineſen noch manches aus der Fremde geholt werden müſſen, was jetzt, ſo ſchlecht es immer ſein mag, auf der Inſel ſelbſt verfertigt wird. Die Magindaner ſind in den Künſten äußerſt unerfahren. Den Reis ſtampfen ſie in hölzernen Mörſern, um ihn von der Hülſe zu befreien, da hingegen die Chineſen vermittelſt eines Mühlwerks weit geſchwinder damit fertig werden. Ihre Ernte geht ſehr langſam von Statten, indem jede Aehre einzeln abgeſchnitten wird. Das Reisſtroh weiß man gar noch nicht zu benutzen. Die Schmiede können dort ſchlechterdings nichts zu Stande bringen, wozu mehr Kunſt, als zur Verfertigung eines

gemeinen Nagels erfordert wird. Herr Forreſt würde ſein Steuerruder nicht haben einhängen können, wenn nicht ein biſayiſcher Sclav, der bei Radjah=Mudo Büchſenſpannersdienſte that, das Eiſenwerk dazu geſchmiedet hätte. Unter den Biſayas, die aus den Philippinen entführt werden, gibt es bisweilen Goldſchmiede und Silberarbeiter, welche Knöpfe, Ohrringe ꝛc. von Filigran machen und immer vollauf zu thun bekommen, wiewohl ihre Arbeit der Malayiſchen auf Sumatra und Java noch lange nicht die Wage hält. Sonſt laſſen die Magindaner Kleidungsſtücke, Hausrath, bis auf das Küchengeräth, über Sulu aus China kommen. Die Weiber, beſonders die Vornehmern, beſchäftigen ſich mit der Stickerei, die doch nicht viel Geſchmack verräth; denn ſchwerlich können Gold und Silber unſchicklicher als auf Kopfkiſſen angebracht werden. Ihre Malerei iſt um nichts leiblicher. Sie verunſtalten die ſchönen Muſſelinentücher von Pulikat mit häßlichen Kleckſen, welche Blumen vorſtellen ſollen.

Die Magindanerinnen ſind wohlgebildet und einige unter ihnen fand Herr Forreſt wirklich ſchön. Die Wirkung des Betelkauens *) und die ſchwarzgebeizten Zähne müſſen gleichwohl ihre Schönheit um ein merkliches in unſern Augen verringern. Das letztere, nämlich die Verunſtaltung der Zähne, geſchieht im 13. Jahre mit aller erſinnlichen Feierlichkeit und veranlaßt bei vornehmen Perſonen allemal ein großes Feſt, wobei Turniere, oder etwas dem Aehnliches, angeſtellt werden. Die Zähne werden erſt mit der Feile ihres Schmelzes beraubt und dann mit einer Farbe gebeizt, welche ſie pechſchwarz macht. Zu gleicher Zeit werden die Ohrläppchen durchbohrt. Die Kleidung des Frauenzimmers bei ſolchen Gelegenheiten iſt koſtbar, aber ganz im chineſiſchen Geſchmack. Die Sultanin und ihres Gleichen ſuchen ihre Größe nicht ſowohl in dem Glanz ihres eignen Anzuges, als in dem reichen Putz ihrer zahlreichen Geſpielinnen und Sclavinnen. Goldne Armbänder, Ohrgehänge und Haarnadeln, auch mit Gold durchwirkte Pantoffeln; kurz lauter prächtige Zierra=

*) Dieſe allgemeine, vielleicht nicht gar zu appetitliche Gewohnheit der malayiſchen Völker iſt bekannt. Mit dem Blatt einer Pfefferart (Betel) wird zugleich die Nuß der Areckopalme (Pinang) und etwas Muſchelkalk (Tſchinam) gekauet, wovon die Lippen blutroth und dick werden. Alle Vornehmen laſſen ſich überall das Käſtchen nachtragen, worin dieſe drei Ingredienzien aufbewahrt werden.

then werden an dieſes Gefolge verſchwendet. Die Kleider ſind ſo lang, daß ſie Strümpfe ganz entbehrlich machen. Ueber die Schulter hinab wird oft ein ſeidenes Band um den Leib gebunden. Wenn vornehme Damen, Beſuch abzulegen, über die Straße gehen, halten ſie ein dünnes ſeidenes Tuch mit der rechten Hand vor dem Geſichte ausgebreitet, wodurch es zwar überſchattet, keineswegs aber verdeckt wird. Ihr Gang und Anſtand ſind bei dieſen Gelegenheiten ſehr gemeſſen und ernſthaft, auch wird unterwegs mit Mannsperſonen nicht geſprochen. Die Gemahlin des Radjah-Mudo kam mit einem Gefolge von 104 Frauenzimmern, um der Sultanin Viſite zu geben. Sie waren noch ungefähr 100 Schritte weit von des Sultans Wohnung, als ſie von den Weibern der Sultanin durch die dreimaligen Ausrufungen: Juh! und Wih! bewillkommt wurden, womit ſo lange fortgefahren ward, bis die Dame in das Haus trat. Das Juh und Wih ſind gewöhnliche Begrüßungen, womit Damen von Stande ſich in der Ferne ehren laſſen. Mannsperſonen miſchen ihre Stimme nie darein; nur, weil es eigentlich ein Geheul iſt, fallen oft die Hunde auf der Straße mit ein, welches ein allgemeines Gelächter verurſacht. Ihr Zeitvertreib iſt eine Art von Bretſpiel, welches ſie Damahan nennen, und wozu ſie platte Glaskorallen von dreierlei Farben, weiße, ſchwarze und blaue brauchen. Auch mit Singen verkürzen ſie ſich gern die Zeit; allein für europäiſche Ohren hat der wilde kunſtloſe Geſang der Mädchen in Neuguinea größere Reize, als die beſten magindaniſchen Concerte. Ein gewiſſer Mangel des muſikaliſchen Gefühls läßt ſich auch ſchon vermuthen, ſobald man das Juh und Wih gehört hat. Im Grunde ſind es ihre Inſtrumente, die ſie des Ohrs gänzlich berauben. Ihre gewöhnlichſten ſind eine Art Pauken (gongs), deren ewiges Einerlei auch durch falſche Töne beleidigt. Die Sängerinnen müſſen ſich in einen halben Kreis ſtellen, und ſo nach der Reihe ihre Lieder herſingen. Unter den Sclaven trifft man noch zuweilen erträgliche Violiniſten. Radjah-Mudo, deſſen Talente in den ſchönen Künſten und in der Mechanik hervorſtachen, ſpielte ſelbſt die Violine und machte ſeiner Garde Trommeln, die den unſrigen ähnlich waren.

Ich habe bereits erwähnt, daß hier keine orientaliſche Strenge der Sitten herrſcht. Wenn gleich auf öffentlicher Straße Perſonen von verſchiedenem Geſchlecht einander weder anſehen noch

grüßen, ſo iſt doch in den Häuſern der Umgang erlaubt und man weiß von keinen verſchloſſenen Harems. Ja ſogar bei den Turnieren oder kriegeriſchen Uebungen geben die Damen ihren Beifall ſo laut wie die Mannsperſonen zu erkennen.

Die vornehmeren Maginbaner ſind wohlgebildet und langer, mehrentheils aber hagerer Statur. Ihr Blick iſt durchdringend, und die arabiſche Habichtsnaſe iſt unter ihnen nicht ſelten. In Anſehung des Barts folgen ſie dem ſo allgemeinen malayiſchen Brauche und reißen ihn mit kleinen Zangen aus, ſobald er hervorkommen will. Ihr Temperament iſt ziemlich heiter und ſanguiniſch. Sie üben ſich gern im Lanzenwerfen und in allerlei ritterlichen Spielen; kleiden ſich dabei in Panzer und Harniſch und laſſen, ſtatt der Straußfedern, ganze Paradiesvögel über ihrem Helme ſchimmern. Auch haben ſie ein Ballſpiel, wobei ſie ſich eines kugelförmigen Korbes bedienen, der aus geſpaltenem indiſchem Rohre geflochten und ſo groß als ein Menſchenkopf iſt. Zehn bis zwölf Mann ſtellen ſich in einen Kreis, und werfen einander dieſe Kugel zu, ſchlagen ſie mit Händen, Füßen, Knieen und Schultern und laſſen ſie wo möglich nicht zur Erde kommen. Ihr Lieblingszeitvertreib aber iſt das bei den Engländern und bei allen Malayern, die ſich oſtwärts vom Vorgebirge Atſchyn aufhalten, ſo beliebte Hahnengefecht.

Mäßigkeit im Eſſen und Trinken, die Tugend des Orients, iſt auch die Tugend der Maginbaner. Radjah = Mudo ſelbſt pflegte von einer Portion Reis, vier bis fünf Loth gekochtem Kürbiß, und etwa eben ſo viel getrocknetem oder geſalzenem Fiſche, ſatt zu werden. Dann folgte eine Taſſe Chokolade und hierauf beſchloß ein Trunk Waſſer die Mahlzeit. Fiſche, Hühner und Ziegenfleiſch werden nur bei Gaſtmahlen aufgetragen; bei dieſen außerordentlichen Gelegenheiten iſt aber der Ueberfluß an Speiſen ſehr groß. Forreſt war einſt nebſt ſeinem Conſtabel bei dem Sultan zum Abendeſſen gebeten. Als Chriſten mußten ſie an einem beſondern Tiſche ſpeiſen, woſelbſt eine große Terrine mit Reis und 64 kleinere mit allerlei Speiſen aufgetragen wurden. Der Sultan und Radjah = Mudo ſtellten ſich hinter die Stühle der beiden Engländer und ſahen ihnen zu. Der Sultan klopfte Herrn Forreſt auf die Schulter und ſagte ihm: eßt doch herzhaft, mein lieber Capitain und ſchämt euch nicht; was ihr mit eurem Kameraden nicht verzehrt, ſoll euch nach Hauſe geſchickt werden. In der That brachte man am andern Mor-

gen acht große Terrinen von Porcellan, mit den Ueberbleibſeln des Tractaments, woran Forreſts ſämmtliche Mannſchaft zwei bis drei Tage lang reichlich zu zehren hatte. Während der Mahlzeit warteten eine Menge Sclaven auf, hoben die Deckel der Terrinen ab, wechſelten die Teller und fragten oft, ob Pfeffer Salz oder Eſſig, die ſie in kleinen Porcellantaſſen hielten, gefällig wäre. Neben dem Tiſche, auf dem Fußboden, ſtanden eine Menge Präſentirteller mit Confect und Kuchen.

Chokolade wird in Mindanao und den Philippinen ſo allgemein gebraucht, als bei uns der Kaffee. Die Spanier in Manila genießen ſie zu allen Stunden im Tage und ihre Geiſtlichkeit, die doch ſonſt mit ſolcher Strenge das Aeußerliche der Religion beobachtet wiſſen will, daß ſie an gewiſſen Feſttagen allen guten Chriſten Spanferkel zu eſſen verordnet, damit ſie ſich von allem Judaismus reinigen mögen, — die Geiſtlichkeit, ſage ich, gibt zu, daß der Genuß der Chokolade nicht die Faſten bricht (no quebranta el ajuno. S. Voyage dans les mers de l'Inde.) Die Mahomedaner in Magindanao haben ſich nicht weniger an dieſes nahrhafte Getränk gewöhnt und pflanzen auch Cacaobäume in ihre Gärten. Wenn das Frauenzimmer Viſiten gibt, ſo wird auch den geringſten Sclavinnen, z. B. denen, die das Betelkäſtchen tragen, Chokolade gereicht. Chriſten müſſen ſich gefallen laſſen, ſie aus Gläſern zu trinken; den Mahomedanern präſentirt man ſie in Porcellan.

Der Luxus, was den Hausrath betrifft, iſt ſchon beträchtlicher, als der beim Eſſen Statt findet. Ihre Häuſer ſind geräumig, damit es in dem heißen Klima an Luft nicht fehlen möge. Sie ſind zum Theil auf Pfählen erbauet, ſo daß die Boote mit ihrem Zubehör darunter Platz haben. Wo die regnichten Jahreszeiten große Ueberſchwemmungen verurſachen, ſcheint dieſe Einrichtung unentbehrlich. Zudem iſt die Gegend an der Mündung der größern Flüſſe in Magindanao und den umliegenden Inſeln mehrentheils das ganze Jahr hindurch moraſtig. Die Stadt Borneo, auf der Inſel dieſes Namens, iſt daher wie Venedig ganz im Waſſer erbaut; das Waſſer fließt beſtändig zwiſchen den Pfählen hin, auf welchen ihre Häuſer ruhen, und die Krokodile lauern daſelbſt auf die Ueberbleibſel von Speiſen u. dergl., welche täglich hinabgeworfen werden.

Der Palaſt des Sultans von Magindanao zu Salangan, iſt 120 Schuh lang und 50 Schuh breit. Der Fußboden iſt

auf 32 dicken hölzernen Pfeilern von der Erde erhöhet. Zwiſchen dieſen Pfeilern ſteht eine ſechs Schuh hohe Wand von bloßem Lattenwerk, welches Luft und Sonnenſchein durchläßt. Etliche eiſerne Kanonen ſieht man aus den hin und wieder angebrachten Schießſcharten oder Fenſteröffnungen hervorſtehen. Ueber dieſer Lattenwand iſt das ganze Haus mit Matten bekleidet. Auf dem Fußboden ſtehen wiederum dicke Pfeiler, welche bis oben zu mit rothem Tuch ausgeſchlagen ſind. Sie ſind ungefähr 20 Schuh lang bis an die Balken, auf denen das Dach ruhet. Die Decken der Wohnzimmer ſind nichts andres, als zwiſchen den Pfeilern ausgeſpannte feine Zeuge, mit breiten weißen herabhängenden Rändern garnirt. Herr Forreſt verſichert, daß dies ſehr prächtig ausſehen ſoll. Das Dach iſt leicht und aus den Blättern des Sagobaumes ſehr künſtlich und zweckmäßig geflochten.

Der ganze Palaſt wird vermittelſt einer leichten Scheidewand, welche noch dazu ganz weggenommen werden kann, in zwei ungleiche Theile getheilt. Das Vorzimmer hat ungefähr ein Drittel der ganzen Länge und iſt mit ſtarken Bohlen getäfelt. Hier hatte man wieder ſechs Stück Kanonen angebracht. Das innere Zimmer hat keinen ordentlichen Fußboden, ſondern es ſind daſelbſt Latten von Anibong, einer Palmenart, ungefähr fünf Zoll breit und einen Zoll weit von einander, der Länge nach gelegt. Die friſche Luft kann hier alſo von unten heraufziehen und trägt vieles dazu bei, eine angenehme Kühle durch das ganze Gebäude zu erhalten. Die Latten ſind mit Matten und Teppichen bedeckt. Zwiſchen den beiden letzten entfernteſten Pfeilern des innern Zimmers ſteht eine Erhöhung aus Planken, ungefähr einen Schuh hoch, worauf das Bett geſtellt iſt. Das Bett, welches allemal ganz ungewöhnlich groß iſt, nimmt doch nicht den ganzen Raum dieſer Erhöhung ein; es bleibt noch ein zwei Schuh breiter Rand, der mit Matten bedeckt wird und einen bequemen Sitz für viele Perſonen abgibt. Der Himmel des Bettes hängt von dem Dache herab, und drei Reihen Vorhänge von Kattun und Seidenſtoffen ſind daran befeſtigt. Zum Haupte des Bettes liegen gelbe Kiſſen oder leichte Polſter, mit rothen Zipfeln, welche mit Gold durchwirkt und mit getrockneten Piſangblättern ausgeſtopft ſind. Der Theil des Zimmers, welcher dem Bette gegenüber iſt, ſieht beinahe wie eine Porcellanbude aus. Auf dem Fußboden ſtehen einige 30 große Por-

cellanvaſen, wovon jede zum mindeſten 40 Maß hält. Ueber dieſen, vier Breter übereinander mit ähnlichen Gefäßen; die oberſten ſind allemal die kleinſten und können nur vermittelſt einer Leiter herabgelangt werden. Hinter einer andern Wand, welche auf eben dieſe Art bekleidet iſt, liegen noch einige geheimere Zimmer. Uebrigens hat man es in ſeiner Gewalt überall neue Abtheilungen vermittelſt der vielen Vorhänge zu machen, welche an der Decke aufgezogen ſind. Von außen führt eine gemauerte Treppe zur Thüre dieſes indianiſchen Palaſtes. Der Sultan, Radjah-Mudo und andre Vornehme beſitzen einige Stühle und bedienen ſich derſelben; jedoch ſetzen ſie ſich bei gewiſſen Gelegenheiten noch nach orientaliſcher Art, mit untergeſchlagenen Beinen, auf ihre Teppiche.

Den Mahomedanern ſind vier rechtmäßige Frauen erlaubt; allein Forreſt führt kein Beiſpiel an, daß man dieſe Erlaubniß in Magindanao genutzt hätte. Beiſchläferinnen ſind gewöhnlicher. Ihr Lager ſind die Matten des Fußbodens, indeß die rechtmäßige Gemahlin in dem großen Bette ſchläft. Man heirathet in ſehr frühem Alter auf Magindanao; Jünglinge von 14 Jahren ſind ſchon beweibt. Wo die Ehe ſo ſehr befördert wird, müßte, nach Wahrſcheinlichkeiten zu urtheilen, die Unkeuſchheit ſcharf verboten ſein; allein, Vergehen dieſer Art werden blos mit einer Geldbuße beſtraft, und den unzüchtigen Sclavinnen wird das Haar abgeſchnitten. Nur Ehebrecher verwirken das Leben.

Der Bräutigam erkauft gleichſam ſeine Braut mit einer Morgengabe. Der Sohn des Radjah-Mudo, welcher eine Enkelin des Sultans heirathete, gab dem Sultan eine Morgengabe, die auf 12,000 Kangans (ungefähr 12,000 Fl.) geſchätzt wird. An dem Hochzeittage verſammelte ſich eine zahlreiche Geſellſchaft in des Sultans Wohnung; und Radjah-Mudo, der Vater des Bräutigams, fragte zum letzten Mal: ob die Heirath ihre Richtigkeit hätte? Alle antworteten bejahend mit lauter Stimme. Hierauf trat der Scherif, ein Prieſter, in die Mitte des Zimmers, der junge Datu aber mußte aufſtehen und zu ihm treten. Der Scherif faßte ſeinen Daumen der rechten Hand, indem er ihn fragte: ob er des Sultans Enkelin, Noe, zur Frau nehmen wolle? Auf das Jawort des Bräutigams erfolgte ein lautes Freudengeſchrei von der ganzen Verſammlung, und zu gleicher Zeit hörte man die Kanonen löſen. Die Braut war bei dieſer Handlung nicht zugegen. Herr Forreſt verließ Magin-

danao, ehe dieſe Heirath vollzogen ward; er beſchreibt aber dafür eine andere, nämlich der Tochter des Radjah-Mudo mit einem Illano-Prinzen. Hier gab der Bräutigam ſeine Antwort durch ein bloßes Kopfnicken zu verſtehen, und ſetzte ſich ſodann neben ſeine Braut. Sie blickte lauter Misvergnügen umher, wandte ihr Geſicht von ihm ab und drehte ſich immer mehr herum, jemehr er ihren Bewegungen folgte. Die Anweſenden lächelten bei dieſem Auftritt. Herr Forreſt, der Meinung, daß die Muſik Macht haben würde, das Mädchen zu ſanfteren Empfindungen zu ſtimmen, erhielt Erlaubniß, ſich auf der Flöte hören zu laſſen; allein umſonſt: ſie blieb den ganzen Abend unerbittlich, ſo einnehmend auch ihres Liebhabers Bildung war. Am folgenden Abende fand Herr Forreſt die beiden Verlobten mit einander Chokolade trinkend; die Miene des jungen Frauenzimmers etwas erheitert, jedoch nicht bis zum Lächeln. Endlich, am zehnten Abende führten zwei Frauenzimmer die Braut, die ſich ſehr ſträubte, im Beiſein aller Gäſte, nach dem großen Bette, welches in dem nämlichen Saale ſtand. Ihnen folgte der Prinz, und ſogleich fiel der dreifache Vorhang. Die Geſellſchaft ſtimmte ein Jubelgeſchrei und Jauchzen an und Jedermann verfügte ſich nach Hauſe. In den moluckiſchen Inſeln geſchieht die Trauung in der Moſchee. Der Imam, oder wenn es Standesperſonen ſind, der Kaliph, fragt ſowohl den Bräutigam, als auch die Braut, ob ſie einander heirathen wollen; die Braut aber muß die Frage dreimal bejahen. Hierauf gibt der Prieſter dem neuen Ehemanne noch folgende Regel: „Du ſollſt dein Weib weder mit Lanze noch mit Meſſer verletzen; gehorcht ſie dir aber nicht, ſo führe ſie in ein Zimmer und züchtige ſie gelinde mit einem Schnupftuch.“ Auf eben dieſen Inſeln gibt der Prieſter den neugebornen Kindern einen Namen; auf Magindanao aber nicht. Hier bittet der Vater ſeine Freunde zuſammen und richtet ihnen ein Gaſtmahl an. Dann ſcheert er in ihrer Gegenwart eine kleine Haarlocke von des Kindes Haupte, legt ſie in eine Porcellanſchale und vergräbt, oder wirft ſie ins Waſſer. Bei Eheſcheidungen bekommt die Frau ein Drittel des Hausraths und nach Verhältniß der Umſtände, auch etwas an baarem Gelde.

Herr Forreſt hatte auch Gelegenheit, während ſeines Aufenthalts in Magindanao, dem Begräbniß eines dortigen Vornehmen beizuwohnen. Um Mittag trug man den Leichnam, mit

einem Betttuche bedeckt, auf dem Bette heraus, auf dem er geſtorben war. Die hölzerne Wand des Hauſes mußte abgebrochen werden, um das ungeheure Bett durchzulaſſen. Einige Jünglinge, zum Theil nahe Anverwandte des Verſtorbenen, trugen dieſes Bett auf Bambu-Stangen und hielten 12 Sonnenſchirme über dem Leichnam bis an die Gruft, welche ein paar hundert Schritte von der Behauſung des Verſtorbenen angelegt war. Hier legte man den Leichnam hinein, der nur fünf Zoll unter der Erdoberfläche zu liegen kam. Der Sarg, ein einziger Trog aus dicken Bohlen, ward verkehrt über den Körper geſtürzt, und Erde ſo lange nachgeworfen, bis ein Hügel ungefähr drei Schuh hoch über dem oberſten Theile des Sarges entſtanden war. Zuletzt goß man Waſſer aus porcellanenen Flaſchen darauf, die oben mit reinem weißen Kattun zugebunden waren, damit das Waſſer zugleich durchgeſeihet wurde. Bei dieſem Begräbniſſe waren viele Mannsperſonen, aber kein einziges Frauenzimmer zugegen. Da der Verſtorbene den Titel eines Watamama, oder eventuellen Nachfolgers des unmittelbaren Thronerben (Radjah-Mudo) geführt hatte, ſo wurden von dem Augenblick ſeines Ablebens an, bis zu ſeiner Beerdigung, viele Kanonenſchüſſe gethan, jedoch nicht in gleichen Zeiträumen. Am folgenden Tage errichtete man ein Dach über der Grabſtätte, und legte einen Fußboden von Bretern, damit ſich die Witwe daſelbſt eine Woche lang aufhalten könnte. Forreſt beſuchte ſie hier und ward ſehr artig aufgenommen, auch mit einem vierpfündigen Stücke Rindfleiſch beſchenkt, welches man ihm nachſchickte. In der Zwiſchenzeit waren die weitläuftigeren Verwandten in dem Hauſe ſehr fröhlich und verzehrten einige Ochſen, die nur bei dergleichen merkwürdigen Vorfällen geſchlachtet werden. Vermuthlich war dies ihr Lohn für die Trauergeſänge, womit ſie das Andenken des Verſtorbenen feierlich begingen und ſeiner Seele Ruhe zu verſchaffen ſich bemühten. Den Gebrauch, der die Witwe nöthigt, am Grabe ihres Mannes etliche Tage zuzubringen, finde ich in O-Taheiti und den Societäts-Inſeln wieder: ſo gewiß iſt es, daß die Bewohner jener Inſeln im Südmeere, aſiatiſchen und vermuthlich malayiſchen Urſprungs ſind.

Herr Forreſt hatte den Watamama während ſeiner Krankheit beſucht, und obwohl er einen chineſiſchen Arzt hatte, ſo bat doch der Schwiegervater des Patienten, daß er für ihn verſchreiben möchte. Der Capitain brachte am andern Morgen

eine Purganz; allein die Gemahlin des Kranken wollte durchaus nicht zugeben, daß er ſie einnähme. Nach vielen fruchtloſen Verſuchen ſie zu überreden, ſagte endlich ihr Vater: „Ich bin überzeugt, Herr Capitain, daß Ihre Medicamente gut ſind; kommen Sie, wir Beide wollen ſie austrinken.“ Er theilte hierauf die Portion in zwei gleiche Theile und Forreſt mußte ſich bequemen, die ſeinige auszuleeren, weil jener ihm das Beiſpiel gab. Nachmittags verſicherte ihn der muntere Alte, die Medicin ſei in der That vortrefflich geweſen.

Ueber die Inſel Madagaskar.

Vorrede zu G. Forſter's Ueberſetzung der Reiſe des Abbé Rochons nach Madagaskar und Oſtindien. Berlin 1792.

Die große Inſel Madagaskar, welche der ſüdöſtlichen Küſte von Afrika gegenüber liegt, iſt, ungeachtet der vielen dahin gethanen Reiſen und der Wichtigkeit ihrer Produkte, ziemlich unerforſcht, ja, was vielleicht noch ſonderbarer ſcheinen könnte, von Europäern unabhängig geblieben. Wahrſcheinlich verdankt ſie dieſen Vortheil nur dem Umſtande, daß ihre Häfen, zumal an der Oſtſeite, nicht die ſicherſten und bequemſtem ſind; denn die Habſucht unſerer früheren Entdecker ſcheute nicht leicht ein anderes Hinderniß.

Wenn ja die Alten von dieſer Inſel gehört haben ſollten, ſo kann ihre Kenntniß derſelben doch nur äußerſt unvollkommen und unbeſtimmt geweſen ſein. Die Schifffahrten der Phönizier und Araber aus dem rothen Meere nach Indien und längs der afrikaniſchen Küſte bis nach Sofala, konnten allerdings den Griechen und in der Folge auch den Römern bekannt werden; es iſt auch nicht ganz unmöglich, daß die Araber in einem ſehr frühen Zeitalter bereits nach Madagaskar gekommen ſein können, da beſonders die Klaſſifikation der Stämme auf dieſer Inſel, wovon alle neueren Reiſenden ſo viel erzählen, einen langen Zeitraum zu erfordern ſcheint, um ein ſo beſtimmtes, ſo feſt verſchränktes, ohne Widerrede anerkanntes Syſtem von Verhältniſſen zwiſchen den ſchwarzen Eingebornen und den Abkömmlingen der weißeren Raçe zn begründen.

Von einer andern Seite ſcheint die Entartung der Mohamedaniſchen Religion in Madagaskar eben nicht von einem beſtändig unterhaltenen Verkehr zwiſchen den dahin gekommenen Arabern und ihren Verwandten auf der Küſte von Moſambik und Sofala zu zeugen. Faſt möchte man daher auf den Gedanken verfallen, daß irgend ein Zufall die erſten Zaffe (Saffe)-Rahimini, wie ſie ſich ſelbſt nennen, nach jener Inſel verſchlagen habe, und daß die Araber von Afrika nur ſelten nach der Nordweſtgegend von Madagaskar gekommen ſein mögen, um mit ihren dort angeſiedelten Brüdern Handel zu treiben. Um dieſen Punkt der Entſcheidung näher zu bringen, wäre zu wünſchen, daß ſachkundige Männer Gelegenheit fänden, mit den in den Händen der ſo genannten Ombiaſſen, oder Madegaſſiſchen Gelehrten, vorgeblich noch exiſtirenden Schriften eine Prüfung anzuſtellen. Wenn dieſe Schriften nicht blos Auszüge aus dem Koran, ſondern wirklich hiſtoriſche Erzählungen enthalten ſollten, ſo ließe ſich vielleicht etwas Beſtimmteres, als bisher, über die Epoche der Ankunft der Araber auf der Inſel daraus folgern, und auf dieſe Weiſe würde uns in der Geſchichte dieſes Volkes, vielleicht auch in ihrer Litteratur, ein neues Licht aufgehen. Sir William Jones fand indeß auf der benachbarten kleinen Inſel Hinzuan (woraus durch eine gerabbrechte Ausſprache Johanna geworden iſt) keine andere als Mohamedaniſche Litteratur.

Bereits im 13. Jahrhundert (1296) hatte der berühmte Marco Polo auf ſeinen großen Reiſen in Indien von dieſer Inſel gehört, die in ſeinen Nachrichten Madaigaskar, oder auch, wie die verſchiedenen Abſchreiber dieſen Namen entſtellt haben, Magaſtar, heißt. Dem Berichte zufolge, den er in Indien erhielt, beherrſchten damals vier arabiſche Scheichs dieſe große Inſel, von der er übrigens Manches erzählt, was nur auf das benachbarte feſte Land von Afrika paßt. In jenen dunklen Zeiten vor der Erfindung der Buchdruckerkunſt kam Marco Polo's Reiſebeſchreibung nur in wenige Hände, ſeine oft ziemlich unkritiſch geſammelten Nachrichten machten ſein Zeugniß verdächtig, und ſeine Entdeckungen blieben den Portugieſen beinahe gänzlich unbekannt.

Die erſte Notiz von dieſer großen Inſel, welche König Johann II. von ſeinem über Land nach Indien und Afrika beorderten Kundſchafter, Peter de Covillam, erhielt, fällt ungefähr in die Jahre 1490 oder 1491. Peter war mit arabiſchen Kauf-

leuten bis nach Sofala gereiſet und hatte daſelbſt von anderen Schiffern dieſer unternehmenden Nation erfahren, daß man Afrika gegen Süden ganz umſchiffen könne, imgleichen daß weiterhin eine große, reiche, 900 (italieniſche) Meilen lange Inſel liege, welche die Mondsinſel (Madagaskar ſoll wörtlich dies bedeuten), genannt werde. Mit dieſem Berichte kehrte er nach Kairo in Aegypten zurück, fertigte damit einen Juden, den er dort antraf, und den der König von Portugal ebenfalls auf Kundſchaft ausgeſchickt hatte, nach Liſſabon ab, und reiſete nach Abyſſinien zurück, wo man ihn, nach der dortigen Politik, nicht wieder weglaſſen wollte. Allein höchſt wahrſcheinlich fällt in das Jahr 1503 die erſte Entdeckung von Madagaskar durch Europäer, wenn gleich viele Schriftſteller der in dieſem Jahre von Bicot Paulmier de Gonneville aus Honfleur unternommenen Reiſe eine ganz andere Richtung geben und ihn ein unbekanntes Südland entdecken laſſen. Sobald er das Vorgebirge der guten Hoffnung umſchifft hatte, führte ihn der Sturm in ein unbekanntes Meer, wo er ein großes Land entdeckte und es Südindien (Indes meridionales) nannte. Er blieb daſelbſt ſechs Monate, um ſein Schiff auszubeſſern, und hatte Zeit, das Innere des Landes zu unterſuchen. Er fand es fruchtbar, wiewol unbebauet. Die Eingebornen lebten von der Jagd, vom Fiſchfang und von Wurzeln, haßten die Arbeit, und mochten gern luſtig ſein und lachen. Dieſe guten Leute wohnen in Dörfern von 30, 40, 50 bis 80 Hütten, die aus Pfählen und dazwiſchen geflochtenen Blättern und Gräſern beſtehn. Ihre Betten ſind feine Matten, mit Blättern oder auch mit Federn bedeckt. Ihre Kleidung beſteht ebenfalls in kurzen Mänteln von ſehr feinen Matten, von Federn oder von Leder; ſie gehen ihnen bis an die Knie, und den Weibern bis an die Waden. Auf dem Kopfe tragen ſie keine Bedeckung. Ihr Halsgeſchmeide beſteht aus Knochen und Muſcheln; ihre Haare binden ſie zierlich mit zuſammengedreheten Pflanzenfaſern. Gonneville half dem König Aroska über die Einwohner eines andern kleinen Bezirks den Sieg davon tragen und nahm bei ſeiner Abreiſe den Sohn dieſes Königs, Namens Eſſomerik, mit nach Frankreich. Schon an den Küſten ſeines Vaterlandes fiel er einem Kaper aus Guernſei in die Hände, der ihn rein ausplünderte und ihm alle ſeine Papiere nahm. Er konnte alſo nur eine Deklaration vor der Admiralität machen, und ſetzte eine kurze Nachricht von ſeiner Reiſe

auf, die 1663 zuerſt gedruckt worden iſt. Er adoptirte den jungen Eſſomerik, und verheirathete ihn mit einer von ſeinen Angehörigen. Der letzte Abkömmling dieſer Heirath war ein gewiſſer Abbé Paulmier, Kanonikus der Kathedralkirche zu Liſieux. Offenbar paßt die Beſchreibung, welche Gonneville von ſeinem neuen Lande gibt, auf Madagaskar, und ſonſt auf kein anderes bekanntes Land in der Welt. Bis nach Neuſeeland konnte ihn der Sturm nicht verſchlagen, und dort hätte man ihn eher gefreſſen, als freundſchaftlich bewirthet.

Mit der Beſchiffung des Kanals von Moſambik und den Eroberungen, welche Vasco de Gama, Almeida, Gnaia, Sequeira, u. a. m. an der Oſtküſte von Afrika machten, näherte ſich zugleich die Epoche der wirklichen Entdeckung von Madagaskar durch die portugieſiſchen Abentheurer. Durch die arabiſchen Kaufleute zu Sofala, Moſambik, Quiloa, Zanzibar, Melinde und Mombaſſa mußten ſie von dem Daſein dieſer großen Inſel in ihrer Nähe beſtimmtere Nachricht erhalten; vielleicht ward ſie auch, von irgend einem der neuangelegten Poſten aus, zuerſt beſucht; wenigſtens iſt das Jahr nicht bekannt, in welchem Madagaskar von dem Entdeckungstage den Namen der St. Lorenzinſel erhielt. Eine im Jahr 1506 nach Europa zurückſegelnde Flotte, welche der General Franz Almeida von Koſchin abgeſchickt hatte, fand ſich am 1. Februar ganz unerwartet an der Küſte dieſer Inſel, die damals, wie noch jetzt, mit dichten Waldungen bewachſen war und unermeßliche Heerden von Rindern enthielt. Die ſchwärzlichen, wollhaarigen, halb nackten Einwohner, die mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, geriethen mit den Portugieſen in Streit, und wurden mehrmals mit ihnen handgemein.

Triſtan da Cunha und Alphonſo de Albuquerque beſuchten noch in demſelben Jahre von Moſambik aus die Inſel Madagaskar, und einer von ihren Officieren, Joam Gomez Abreo, hatte Urſache, mit der friedlichen Begegnung und der Gaſtfreundſchaft der Eingebornen zufrieden zu ſein. Man erfuhr nunmehr, daß nur die Küſtenbewohner ſich zur Mohamedaniſchen Religion bekennten, die Einwohner des Inneren hingegen ihren angeerbten, roheren Begriffen anhingen. Diego Sequeira erhielt ſchon, als er im Jahre 1508 mit 16 Schiffen von Portugal abreiſete, den Auftrag, Madagaskar genau unterſuchen zu laſſen, indem der König Emanuel bereits von den reichen Produkten dieſer Inſel viel vernommen hatte. Von dieſer Zeit an trieben die Por-

tugieſen theils unmittelbar, theils durch ihre Mohamedaniſchen Vaſallen und Bundesgenoſſen in Afrika, einen ununterbrochenen Handel mit Madagaskar, bis ihre Herrſchaft in Indien ſo ſchnell verſchwand, wie ſie herangewachſen war.

Die Holländer, die faſt überall in ihre Rechte und Handelsverhältniſſe traten, beſuchten zwar ebenfalls Madagaskar, doch ohne ſich um den Beſitz dieſer Inſel Mühe zu geben, ungeachtet die Inſel Mauritius, jetzt Isle de France, in ihre Hände fiel und einer Unterſtützung an Lebensmitteln aus Madagaskar von jeher bedurfte. Die Engländer, als ſie den Grund zu ihrem oſtindiſchen Handel legten, liefen fleißig in die Häfen St. Auguſtin, Tulliar, Alt- und Neu-Maſſali (Matheleige) ein, wo ſie theils Erfriſchungen für ihre Mannſchaft fanden, theils auch mit den Eingebornen um Gold und Silber handelten. Von der Zeit an aber, da Isle de France in franzöſiſche Hände kam, folgten die Verſuche dieſer letztern Macht, auf Madagaskar feſten Fuß zu gewinnen, nicht nur ſehr ſchnell auf einander, ſondern ſie zeichneten ſich auch, wie es der Verfaſſer der neueſten Nachricht (Rochon) mit gerechtem Unwillen rügt, durch jene Ungerechtigkeit gegen die Eingebornen aus, welche entweder von einer größeren Uebermacht unterſtützt werden, aber jedesmal ſo ſcheitern mußte, wie es aus der Geſchichte der dortigen Niederlaſſungen bekannt iſt. Der Zeitpunkt endlich, wo Angria und Jan Plantain durch ihre kühne Seeräuberei die Meere von Indien unſicher machten, ward für Madagaskar unglücklicher Weiſe eine neue Geſchichtsepoche. Plantain hatte die Nordſpitze dieſer Inſel zu ſeinem Aufenthalte gewählt, und das politiſche Betragen ſeiner Freibeuter gegen die Madegaſſen war, wie Herr Rochon ſo gut auseinander ſetzt, ganz darauf berechnet, ſich ihr Wohlwollen zuzuſichern. Auch nachdem die engliſchen Flotten endlich jene Meeresgegend von Räubern gereinigt und ihre Zufluchtsörter zerſtört hatten, behielt die Bande noch den Schutz der Eingebornen, und lohnte ſie mit der ganzen Treuloſigkeit der europäiſchen Politik. Die gegen einander aufgebrachten Völkerſchaften von Madagaskar lernten die Gefangenen, die ſie im Kriege einander abgewannen, als Sclaven an die Franzoſen verkaufen; und ſobald dieſer Gebrauch eingeführt war, erſchienen die Holländer vom Vorgebirge der guten Hoffnung jährlich oder alle zwei Jahre mit einem Fahrzeuge in Madagaskar, um den traurigen, aber lukrativen Menſchenhandel zu treiben.

Die verſchiedenen nach und nach im Druck erſchienenen Beſchreibungen und Nachrichten von dieſer Inſel haben uns, wie ich gleich Anfangs erwähnte, nur auf eine ſehr unvollkommene Weiſe mit ihrer Lage und Beſchaffenheit, ihren Produkten und Einwohnern, nebſt deren Sitten, Verfaſſungen und Gebräuchen bekannt gemacht, und ſind überdies, wie leicht zu erachten iſt, von ſehr verſchiedenem Werthe. Das Wenige, was davon in den portugieſiſchen Schriftſtellern vorkommt, habe ich bereits aus de Barros angeführt, und was Thevet in ſeiner Kosmographie davon ſagt, iſt noch mit manchen Unrichtigkeiten vermiſcht, z. B. wo er von Elephanten ſpricht, die ſich daſelbſt aufhalten ſollen. Jan Huygens van Lindſchooten, der im Juli 1584 auf einer portugieſiſchen Flotte durch den Kanal von Moſambik ſchiffte, ſpricht ebenfalls nur mit ein paar Worten von Madagaskar, da er ſelbſt nicht darauf anlanden konnte. Was unſer Landsmann der Profeſſor Hieronymus Megiſſer (in ſeiner Beſchreibung der mächtigen und weitberühmten Inſel Madagaskar, ſonſt St. Laurenz, nebſt Dictionario der madagaskariſchen Sprache. Altenburg 1609 8. und Leipzig 1623 12.) vermuthlich aus den bis dahin bekannt gewordenen Nachrichten, über Madagaskar kompilirt hat, iſt mir noch nicht zu Geſicht gekommen, ſo wenig wie die anonymiſche Histoire du grand royaume d'Antongil, Leide, 1616 8., welche eine Beſchreibung der ganzen Inſel, und insbeſondere der von Antonio Gilles entdeckten und nach ihm benannten Bai in der Nordoſtgegend, enthalten ſoll. Daß im Jahre 1639 aus Madagaskar datirte Schreiben des deutſchen Reiſenden, Johann Albrecht von Mandelslo, von ſeiner oſtindiſchen Reiſe (Schleswig 1645 und 1647, in Folio) iſt nur als der Vorläufer ſeiner größeren Reiſebeſchreibung zu betrachten, und enthält eigentlich nichts zur Sache. Richard Bootby's discovery and brief description of the most famous island of Madâgascar, London 1646 4. habe ich nicht geſehen; allein es wäre noch die Frage, ob es mehr als eine bloße Ueberſetzung von Megiſſers eben angeführtem Werke iſt. Vincent le Blanc (Voyages aux quatre parties du monde. Paris 1649 4. mit Anmerkungen von Bergeron) berührt zwar ebenfalls Madagaskar, allein er ſteht im Rufe der Unzuverläſſigkeit. Der erſte brauchbare Schriftſteller alſo iſt unſtreitig François Cauche (Voyage de Madagascar, Paris 1651 4. und 1658), der als Augenzeuge ſpricht, wiewol er nur eine Gegend der

Inſel beſuchte, und ſich genöthigt ſah, ſeine übrigen Nachrichten von den gemeinen Schiffsleuten, welche andere Häfen und Küſten von Madagaskar geſehen hatten, zu entlehnen. Wenn alſo ſeine Relation auch glaubwürdig iſt, ſo fehlte es doch den Beobachtern zu ſehr an Vorkenntniſſen, um etwas Befriedigendes aus ihrem Berichte zu liefern. Ich übergehe Moriſot's kurze Nachricht von Madagaskar (in ſeinem Récueil de diverses rélations nouvelles etc. Paris. 1651 4.), um den Hauptſchriftſteller, den Gouverneur Etienne Flacourt zu erwähnen, deſſen Relation de l'isle de Madagascar (Paris 1658 und 1661 4.) die Begebenheiten enthält, welche während ſeines Aufenthaltes in der Inſel von 1642 bis 1658 vorgefallen ſind, und zugleich mit einer verſchwendeten Umſtändlichkeit die Thiere und Pflanzen, die daſelbſt einheimiſch ſind, unter ihren dortigen Namen herzählt. In Abſicht auf den Charakter der Eingebornen verwirft der Abbé Rochon ſein Zeugniß; und es ſcheint allerdings wahr zu ſein, daß eine unrichtige Vorſtellung von der Befugniß der Europäer in fremden Welttheilen nach Gutdünken zu handeln, ihm den Geſichtspunkt hinlänglich verrückt haben könne, um eins der gutmüthigſten Völker auf Erden mit den gehäſſigſten Farben zu ſchildern, weil es ſich auf jede Art, die ihm ſeine beleidigte Schwäche eingab, gegen die Zudringlichkeit und Ungerechtigkeit der neuen Ankömmlinge zu vertheidigen ſuchte.

Weder bei Dapper's Kompilation, noch bei Duboi's voyages aux isles Dauphine ou Madagascar et Bourbon ou Mascarenne en 1669—1672 (Paris 1674 12.) können wir uns aufhalten. Dagegen gehört die Nachricht des Herrn Souchu de Rennefort, von ſeinem Aufenthalte in Madagaskar im Jahr 1665, die unter dem weniger paſſenden Titel: Histoire des Indes Orientales, Leide 1688. 12 und la Haye, 1701 12. herausgekommen iſt, unter die wichtigeren Beiträge zur Geſchichte der franzöſiſchen Niederlaſſungen auf dieſer Inſel. Von den Thatſachen, welche dieſes Werk erzählt, werden verſchiedene ebenfalls von dem Abbé Rochon, jedoch in einer andern Ideenverbindung, vorgetragen; folglich dienen beide Schriftſteller einander gegenſeitig zur Erläuterung und Beſtätigung. Ziemlich unbedeutend iſt die im Jahre 1722 (Paris 12.) herausgekommene Reiſe eines Mr. de V. nach Madagaskar. Die von Ambroise Pare (Amsterdam 1722 12.) iſt mir nicht zu Geſicht gekommen. Bei weitem die intereſſanteſte und lehrreichſte von allen,

ihrer ſchmuckloſen Einfalt ungeachtet, iſt die Nachricht, welche der Engländer Robert Drury, nach einem 15jährigen Aufenthalt unter den Eingebornen dieſer Inſel, bei ſeiner Rückkehr bekannt gemacht hat. (Madagascar, or Robert Drury's Journal during his fifteen years captivity. London, 1729 8.). Als Schiffsjunge kam er mit ſeinen Landsleuten nach Madagaskar. In einem Gefecht, welches für ſie unglücklich ablief, ließen ſie ihn in Stich, und er gerieth in die Gefangenſchaft eines dortigen Oberhauptes. Er wurde jedoch ziemlich gütig behandelt; man gab ihm eine Frau, eine Wohnung und eine Heerde. Seine Erzählung geht bis in die kleinſten Details, mit einer oft ermüdenden Dürre und Weitſchweifigkeit; allein ſie liefert die anſchaulichſten Bilder von der Lebensart jener Halbwilden, von ihren Sitten, von ihrem Hausweſen, von ihren Kriegen unter einander, von ihren Jagden, und von der Einförmigkeit und Leere, welche den Menſchen auf dieſer Stufe ſeiner Nichtentfaltung überall begleiten müſſen. Auch hat Drury ſeinem Werke ein kleines Wörterbuch beigefügt. Die Schrift eines andern Engländers, Clement Downing, wovon Stuck in ſeinem Verzeichniſſe die deutſche Ueberſetzung anführt, (Neueſte Unruhen auf der oſtindiſchen Küſte, oder Geſchichte der Seeräuber, Angria in Oſtindien und Jan Plantain in Madagaskar, Nürnberg, 1738 8.) ſcheint zu verdienen, daß man damit vergleiche, was Rochon von den Freibeutern am Cap St. Sebaſtian erzählt. Ich habe indeſſen ſo wenig dieſe, als den Brief von de Barry (Lettre concernant l'état actuel des moeurs, des usages et du commerce des habitans de Madagascar, Paris 1764 12.) geſehen.

Die Reiſen, die ich noch zu erwähnen habe, ſind aus einer ſpäteren Zeit. Die erſte, die von dem franzöſiſchen Schiffscapitain de Kerguelen (-Trémarec) vom Jahre 1774 war eine Entdeckungsreiſe im ſüdindiſchen Ocean, woſelbſt er die nach ihm benannte Inſel entdeckte, die Cook hernach im Jahre 1777 wiederfand. Auf dem Rückwege von dieſer wüſten Inſel legte Kerguelen in der Bai Antongil auf Madagaskar an, wo er den berüchtigten Benjowsky mit der Gründung ſeiner Niederlaſſung beſchäftigt antraf. In ſeinem kurzen Memoire über dieſe Inſel ſind eine Menge brauchbarer Winke für den franzöſiſchen Handel daſelbſt enthalten. (Rélation de deux Voyages dans les mers australes et des Indes faits en 1771 — 74 par M.

de Kerguelen, Paris 1782 8.) Einer der genaueſten Schriftſteller über Madagaskar iſt unſtreitig der Sternkundige le Gentil, der von der Akademie der Wiſſenſchaften und dem Könige von Frankreich zur Beobachtung des Durchgangs der Venus nach Indien geſchickt wurde, und ſeine Reiſe in zwei Quartbänden (Voyage dans les mers de l'Inde, Paris 1782 4.) herausgegeben hat. Es iſt zu bedauern, daß die Völker- und Länderkunde für ihn nur Nebenſachen waren und bleiben mußten, da das Wenige, was er uns in dieſem Fache liefert, das Siegel derſelben Gründlichkeit und deſſelben Beobachtungsgeiſtes an ſich trägt, die in ſeinen mathematiſchen Arbeiten unverkennbar ſind. Wir haben bekanntlich zwei deutſche, abgekürzte Ueberſetzungen dieſes lehrreichen Werkes. Auch Sonnerat (Voyage aux Indes Orientales et à la Chine, Paris 1782 2 Vol. 4.) hat in ſeiner zweiten Reiſebeſchreibung einen kurzen Abſchnitt, der von Madagaskar handelt und manche brauchbare Bemerkungen enthält, wiewol er im Ganzen flüchtiger geſchrieben iſt. In dem naturhiſtoriſchen Theile ſeines Werkes beſchreibt er mit ziemlicher Beſtimmtheit verſchiedene, bis dahin noch unbekannt gebliebene Thier- und Pflanzenarten. Ein wahrer Verluſt für die Naturgeſchichte dieſer Inſel, und für die genauere Kenntniß derſelben überhaupt, iſt die Vernichtung oder Unterdrückung von des verſtorbenen Naturforſchers Commer Papieren. Außer den hier genannten Werken über Madagaskar weiß ich nur noch die Memoirs von Benjowsky und die Nachrichten des Abbé Rochon zu nennen.

Alle dieſe Reiſenachrichten zuſammengenommen reitzen vielmehr die Wißbegierde der Leſer, als daß ſie dieſelbe befriedigen ſollten. Je mehr ſie in manchen Details von einander abweichen, deſto unterhaltender iſt es, mit ihnen gleichſam in Gedanken zu reiſen und durch die Farbe des Glaſes hindurch, welche jedem Verfaſſer ſeine eigenthümliche Anſicht verlieh, den wahren Charakter der Einwohner und die wirkliche Beſchaffenheit des Landes zu errathen. Das abgerechnet, daß ſowohl die perſönlichen Eigenſchaften der Beobachter, als die Localumſtände, und andere Verhältniſſe, worin ſie ſich befanden, ihren Werken ſelbſt in Abſicht auf das Materielle, auf die darin enthaltenen Thatſachen, einen verſchiedenen Charakter und einen beſtimmten Werth geben; ſo iſt es, dünkt mich, bei der Beſchreibung von entferntern Ländern und Völkern, welche wir ſelbſt zu ſehen keine Ge-

legenheit haben, gerade das Erwünſchteſte, was ſich zu unſerer Befriedigung denken läßt, wenn mehrere Schilderungen, aus verſchiedenen Geſichtspunkten oder von verſchiedenen Seiten, mit verſchiedenen Graden von Kenntniß und Empfänglichkeit entworfen, uns in Stand ſetzen, von demſelben Gegenſtande ein deſto beſtimmteres Bild zu entwerfen, je leichter ſich das Einſeitige einer jeden dieſer Darſtellungen durch die übrigen berichtigen läßt. Keine Beſchreibung kann den lebendigen Eindruck erſetzen, den wir durch unſere eigenen Sinne erhalten; allein wie man mit Hülfe dreier gegebenen Punkte in der Peripherie eines Cirkels den Mittelpunkt deſſelben findet, ſo gewährt uns die Mehrheit der Berichte, die wir mit einander vergleichen können, und das unausbleibliche Urtheil, welches wir nach Maßgabe der Behandlungsart, Manier und Einkleidung eines Jeden, von ſeiner Fähigkeit, ſeinem Blicke, ſeiner Glaubwürdigkeit und ſeinen Vorurtheilen fällen, den unſchätzbaren Vortheil, wenigſtens einige Hauptzüge mit einer an die mathematiſche und die ſinnliche Evidenz grenzenden Gewißheit als ausgemacht annehmen zu dürfen.

Der unerſättliche Durſt nach Kenntniſſen, der feurige Wunſch, alles was außer uns iſt, vermittels der Sinne und der Vernunft zu umfaſſen und gleichſam in unſer eigenes Weſen überzutragen, und die zu gleicher Zeit lebhaft wirkende Vorſtellung von dem Mißverhältniß unſeres kurzen Lebens zu der Unermeßlichkeit des Ideenalls, welches wir uns auf dieſe Art aneignen wollen: dies alles kann vereinigt wirken, um, je nachdem die Anlagen in den Menſchen verſchieden ſind, eine Stimmung hervorzubringen, welche ſich mit dem eben dargelegten Raiſonnement nicht gut verträgt. Bei der klaren Ueberzeugung, daß es unmöglich ſei, alles zu umfaſſen, verfällt man gar zu leicht auf den Gedanken, ſich einen gewiſſen Kreis von Ideen auszuwählen, ſich auf irgend ein beſonderes Fach der Kenntniſſe zu beſchränken, um dieſes, wo möglich, ganz erſchöpfen zu können. Allein der falſche Grundſatz, von dem man in einem ſolchen Falle ausgehen muß, daß nämlich die Zweige des menſchlichen Wiſſens ſich ſo vereinzeln und abſondern, und unabhängig von ihren Beziehungen auf das Ganze dennoch vollkommen erſchöpfen laſſen, führt unmittelbar zu einer Einſeitigkeit und Armuth des Geiſtes, welche dem Zweck, den man erreichen wollte, gerade entgegenſteht. Ebenſo widerſinnig iſt auch das Verlangen nach Wahrheit, wenn es zur Verwerfung oder Geringſchätzung ſolcher Er-

12**

IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

kenntnißquellen verleitet, die ſich auf einen ſchon anderwärtsher bekannten Gegenſtand beziehen und folglich nichts Neues zu enthaiten ſcheinen; denn in dieſem Falle werden die Begriffe von abſoluter und relativer Wahrheit dergeſtalt mit einander verwechſelt, daß man ſich unfehlbar von jener deſto weiter entfernt, je mehr man dieſe verſchmäht.

Nach dieſer Methode die Hülfsmittel zu beurtheilen, aus welchen wir unſere mittelbaren Kenntniſſe ſchöpfen müſſen, kann die erſte etwas ausführliche Nachricht von einem Lande alle nachfolgenden entbehrlich machen, und wenn man die Urtheile gewiſſer Gelehrten zu Rathe zieht, entdeckt man, leider! daß es ihnen wirklich weit leichter geworden iſt, den Ländern und Völkern nach dem Schriftſteller, der ihnen zuerſt in die Hände fiel, einen beſtimmten Charakter zuzueignen und ihre Folgerungen daraus zu ziehen: als mit kritiſchem Scharfſinne, mit kritiſcher Unparteilichkeit und Gewiſſenhaftigkeit, ohne Vorliebe für irgend ein ſyſtematiſches Hirngeſpinnſt, und wäre es auch von eigener Erfindung, die verſchiedenen Berichte über denſelben Gegenſtand mit einander zu vergleichen und die Welt nicht blos im todten Buchſtaben, ſondern auch in dem Geiſte, den Kenntniſſen und der Empfindungsart eines jeden Reiſenden zu ſtudiren. Man begreift zwar den Reiz, womit ſich die Beſtimmtheit, der bündige Zuſammenhang und die täuſchenden Cauſſalverbindungen einer Theorie dem denkenden Kopf empfehlen; allein man bedauert zugleich, daß dieſe zarten, faſt unſichtbaren Fäden der Arachne ſich von irgend einer mechaniſchen Fauſt zu Ankertauen drehen laſſen, nicht mehr das leichte Spiel der Gedanken, die mit Schmetterlingsflügeln ſie umgaukeln, ſondern unbehülfliche Laſten, woran Bootsknechte ſich müde ziehn.

Die vollkommene Identität der urſprünglichen Denkformen, die durch alle Individuen der Menſchengattung unabänderlich fortgeht, zeugt von dem ſelbſtändigen Weſen oder von der Göttlichkeit unſerer Vernunft. Die mit verſchiedenen Organiſationen aber nothwendig verbundene Verſchiedenheit der Empfindung lehrt uns erkennen, daß die Anwendung jener untrüglichen Formen eine blos partielle, ſubjektive Erkenntniß der Dinge gewähren könne, folglich wie ungereimt es ſei, hier Uebereinkunft erzwingen zu wollen. Es iſt genug, daß die Kräfte, Anlagen und phyſiſchen Eigenſchaften, die zum unterſcheidenden Charakter des Menſchen gehören und allen ohne Ausnahme gemein ſind, auch

im Ganzen genommen eine bewundernswürdige Gleichförmigkeit in unſerer Art zu empfinden mit ſich bringen; nur müſſen wir dieſe nicht über die Grenze ausdehnen wollen, wo ſie ihren Namen verändert und platte maſchinenmäßige Einförmigkeit wird. Vernichtet wäre dann das ſchöne Schauſpiel der Mannigfaltigkeit in unſerer Gattung, und vereitelt die Vorſorge, die uns außer unſeren eigenen Organen in der Empfänglichkeit Anderer mehr als Einen Quell der Erkenntniß geöffnet hat. Eine gänzliche Uebereinſtimmung in der Art und Weiſe wie die Dinge auf uns wirken, erzeugte dann in uns den unüberwindlichen Wahn, vermöge deſſen wir den Schatten für die Sache ſelbſt halten müßten; anſtatt, daß wir jetzt, bei der Gewißheit, nur Verhältniſſe wahrnehmen zu können, vor jenem Selbſtbetruge ſicher, deſto eifriger das Surrogat der abſoluten Wahrheit in der Vervielfältigung der Correlationen ſuchen müſſen. — Auf dieſe Anſicht der Dinge gründet ſich die Ueberzeugung, daß jedes Beſtreben, eine Vorſtellungsart auf Koſten einer andern herrſchend zu machen und ihr mehr als blos relativen Werth beizumeſſen, geradesweges zur Einſchränkung und Lähmung unſerer Geiſteskräfte, ſo wie zur Verfinſterung unſeres Verſtandes führt; daß hingegen der Zweck des vernünftigen Weſens darin beſtehen müſſe, neben ſeiner individuellen Empfindung, deren Ueberzeugungen ihm über Alles gehen, für die Vorſtellungsart Anderer offen zu bleiben und in eine univerſelle Empfänglichkeit einen Theil ſeiner Vollkommenheit zu ſetzen. Die Liebe zur Freiheit und Gleichheit, der Abſcheu vor jeder Art der Anmaßung, apodiktiſcher Entſcheidung und willkürlicher Gewalt, die Achtung endlich gegen die Vernunft, in welcher Modification ſie auch erſcheinen mag, ſtehen mit dieſen Ideen in der unauflöslichſten Verbindung; und angewendet auf die Quellen, aus denen uns Belehrung zufließt, zwingen ſie uns, in unſerm Urtheil über die Brauchbarkeit der verſchiedenen Erzeugniſſe des menſchlichen Geiſtes in dem Maße behutſamer zu werden, wie wir an uns ſelbſt die erweiterte Fähigkeit wahrnehmen, uns belehren zu laſſen.

Um die Anwendung von dieſen Gedanken zu machen, wird es hinreichend ſein, ihre Veranlaſſung zu erwähnen. Wem iſt es nicht, wie mir, aufgefallen, daß manches Buch und insbeſondere manche Reiſenachricht, welche nicht blos im großen Publikum Beifall fand, ſondern auch dem gebildeten Ausſchuß deſſelben und dem in dieſem Fache bewanderten Gelehrten neue

Ideen darbot, von irgend einem unſerer Ariſtarchen für unnütz und überflüſſig ausgeſchrien ward? Wie oft leſen wir nicht in Recenſionen, daß ein Buch dem Recenſenten die tödtlichſte Langeweile verurſacht habe, welches, wenn wir es unbefangen zur Hand nehmen, uns die vernünftigſte und angenehmſte Unterhaltung gewährt? Wenn empörte es nicht den Leſer von Geſchmack, der vielleicht an jenen Quellen, worauf die pedantiſche Beleſenheit ſich ſo viel zu gute thut, mit eben dem geduldigen Fleiße, wenn gleich mit beſſerer Wahl und größerer Beſcheidenheit ſchöpfte, von ſelbſtzufriedenen Kritikern immer nur zu hören, wie dieſes oder jenes Factum in einem neuen Schriftſteller ihnen bereits anderwärts her bekannt geweſen, ohne nur einen Augenblick ſich träumen zu laſſen, daß die neue Verbindung, in welcher dieſes Factum erzählt wird, auch etwas werth ſein, und, was immer bei jeder Lectüre die Hauptſache bleibt, zu eigenem Nachdenken Anlaß geben könne? Eigenes Nachdenken iſt nun freilich unglücklicher Weiſe das Letzte, was man bei dieſem eifrigen Spüren nach Thatſachen von dem Stopplerfleiß erwarten darf. Doch wir wollen billig ſein; fern bleibe der Gedanke, denjenigen, der einmal zu dieſer Jagd organiſirt iſt und von der Mitwirkung der Umſtände dieſe Richtung genommen hat, aus ſeiner Bahn und aus der Art des Genuſſes und der Geſchäftigkeit, deren er fähig iſt, heraus werfen zu wollen. Sein Wirken kann auch da, wie alles Andere in der Welt einen relativen Nutzen behalten, und wird nur dann erſt ſchädlich, wenn er ſeine engbrüſtige Empfänglichkeit zum Maßſtabe für das Publikum macht. Immerhin ſei es ihm erlaubt zu ſagen: „ich gähnte bei dieſem Buche, ich fand (für mich) nichts Neues darin; ich dachte nichts und fühlte nichts;“ wenn dieſe Erklärung nur nicht ſtatt eines Verbots gelten ſoll, wodurch Andere abgehalten werden, für ſich zu urtheilen, ob auch für ſie keine Belehrung und kein Zeitvertreib davon zu hoffen ſei, ob es auch ihren Verſtand und ihr Gefühl nicht in Anſpruch nehmen werde *). Die Verwechſelung des eigenen Bedürfniſſes mit dem allgemeineren der Leſer kann auch bei einem gründlichen Gelehrten eine Folge der Uebereilung ſein; er kann es vergeſſen, daß einem nach Erkenntniß lechzenden Volke Vieles den Reitz der Neuheit haben könne, was er ſelbſt von

*) Dies geſchieht am ſicherſten, wenn der Referent, außer ſeinem Privaturtheil, den Inhalt des vor ihm liegenden Werkes genau anzeigt.

Amtswegen oder aus der Natur ſeiner Beſchäftigungen ſchon wiſſen mußte. Allein die gewöhnlichſte Urſache ſolcher ſchiefen Urtheile iſt die Trägheit, womit man alles Nachdenken vermeidet, die Abſtumpfung des Gefühls und der Einbildungskraft, ja ſelbſt der Vernunft, welche von der Einſchränkung auf einen engen Ideenkreis unzertrennlich iſt, und die Vorliebe für einen lange gewohnten Mechanismus im Denken, die ſo leicht in einen ausſchließenden und wegwerfenden Ton ausartet.

Ich weiß nicht, ob es noch nöthig ſein kann, vor einer Mißdeutung zu warnen, die unſtreitig bei dem gegenwärtigen Zuſtande unſerer Litteratur Jeden, der es wohl mit ihr meint, betrüben würde. Indem ich hier die Schriftſteller, welche neue Thatſachen, oder ſei es auch nur neue Anſichten der Völker- und Länderkunde liefern, gegen den Egoismus der Kritiker in Schutz nehme, bin ich nicht geſonnen, der Lobredner jener Ueberſchwemmung von elenden, ſeichten und mittelmäßigen Schriften zu werden, die ſchon alle Dämme durchbrochen hat und die Beſonnenheit des Publikums ſo mit ſich fortreißt, daß es zwiſchen dem verächtlichſten Abſchaum eines Journaliſten und den Meiſterwerken ſeiner beſten Schriftſteller kaum mehr einen Unterſchied zu machen weiß. Wir lächeln wohl, wenn der Sultan, indem er aus dem Harem tritt, mit der Weisheitsmiene des Ueberdruſſes behauptet, daß Alles eitel und nichts Neues unter der Sonne ſei; ſo belächeln wir auch die übelgelaunten Klagen gelehrter Tadler über Langeweile beim Leſen, wenn ziemlich handgreiflich die Schuld an ihrem erſtorbenen Sinne liegt; aber wir zürnen im gerechteſten Eifer über die unwürdigen Sudeleien, womit man die Erfindung der Buchdruckerkunſt entehrt. Für dieſe Sünden hat die ächte Kritik ihre Geißel: für die unſelige Kunſt, aus halbgeleſenen und halbverſtandenen Büchern abzuſchreiben und mit einem Gemiſch der ſchülerhafteſten Unwiſſenheit, des unverbeſſerlichſten Plattſinnes und der ſchamloſeſten Dreiſtigkeit der Geduld des Publikums zu ſpotten; für die Wiederholung und Verbreitung längſt widerlegter Irrthümer und Vorurtheile; für die Vernachläſſigung aller Regeln der Logik und oft auch der Sprachlehre; für den Mangel des äſthetiſchen Gefühls und jeder ſchöpferiſchen Kraft; mit einem Worte, für den Mord der gründlichen Gelehrſamkeit und des guten Geſchmacks!

Um die Digreſſion, der man ihren Platz um der guten Sache unſerer Litteratur willen wohl gönnen mag, nicht über

die Grenzen der Nachſicht zu verlängern, komme ich zu dem Werke zurück, welches ſie veranlaßte: zu den Nachrichten des Abbé Rochon über Madagaskar. Wer alle die vorhin angeführten Werke geleſen hätte, welche dieſe merkwürdige Inſel betreffen, würde zwar hier keine reiche Nachleſe von neuen Bemerkungen halten; allein über den Handel der Europäer dorthin und die Möglichkeit den Eingebornen den Geiſt der Arbeitſamkeit einzuimpfen und mit demſelben eine vernünftige Entwickelung ihrer ſo lange ſchlummernden Verſtandeskräfte hervorzubringen, würden ſich ihm dennoch neue und zu erfreulichen Betrachtungen führende Ausſichten eröffnen. Da nun aber bei weitem der größte Theil unſerer Leſer nicht in dem Falle ſein kann, jene mehrentheils ſehr ſelten gewordenen Bücher geleſen zu haben, ſo füllt ihnen dieſe Schrift eine Lücke aus, welche ſonſt in ihren geographiſchen und anthropologiſchen Kenntniſſen geblieben wäre. Der Verfaſſer, den ich im Jahr 1790 in England perſönlich kennen lernte, und deſſen Kenntniſſe in der Mechanik, Phyſik und Aſtronomie zur Genüge bekannt ſind, verbindet mit der größten Simplicität die Beſcheidenheit, die verdienſtvollen Männern eigen iſt, und mit dem Vertrauen auf ſeine Freunde einen lebendigen Eifer für die Einſammlung zuverläſſiger Erfahrungen. Seine Reiſe nach Indien, die in ſeine Jugendjahre fiel, hatte den Durchgang der Venus zur Veranlaſſung. Madagaskar, wo er ſich am längſten aufgehalten zu haben ſcheint, verdiente auch vorzüglich ſeine Aufmerkſamkeit, und die Nachrichten, die er uns davon mittheilt, haben nur den einen Fehler, daß man ihnen größere Ausführlichkeit wünſcht. Bei dem Pflanzenverzeichniß, welches er am Ende angehängt hat, vermißt man am meiſten die ſyſtematiſche Kenntniß und Benennung der verſchiedenen Gattungen, und ſtimmt dem Verfaſſer bei, daß dieſem an Bäumen, Stauden und Kräutern ſo reichen Lande ein Botaniker von Profeſſion zu wünſchen wäre.

Auch über die Karte von Madagaskar, die wir hier mittheilen, ſind ein paar Worte zur näheren Erörterung nöthig, indem es nicht dieſelbe iſt, die der Abbé Rochon ſeinem Werke, nach einer von Robert im Jahre 1727 entworfenen Handzeichnung, beigefügt hat. Ich ſah mich genöthigt, dieſe Karte, deren vermeintliches Hauptverdienſt in der Angabe des Laufs der Flüſſe, der Richtung der Gebirge und der Wohnſitze der verſchiedenen Völkerſchaften beſteht, wegen der Unrichtigkeit der Kü-

ſtenzeichnung ohne Bedenken zu verwerfen. Die beſte nautiſche Karte von dieſer Inſel findet man in der zweiten Ausgabe (1775) des Neptune Oriental von Herrn Dapré's (de Mannevilette), die ich bei meiner Arbeit zum Grunde gelegt habe. Wenn man ſie mit der des van Keulen, der von Thornton (1703), der in Dapré's erſter Ausgabe (1753) und der von Herrn Bellin (1767) vergleicht, wird man die allmäligen Fortſchritte der Vervollkommnung deutlich gewahr. Verbindet man mit dieſer Karte die Specialaufnahmen einiger Häfen und Theile der Küſte, von den franzöſiſchen Officieren Mengaud und Grenier, die von le Gentil in ſeiner Reiſebeſchreibung mitgetheilten Portulane, die unter Aufſicht des engliſchen Admirals Boscawen verfertigten Karten und die von Dalrymple in ſeinem Atlas geſammelten Entwürfe von White und Anderen; ſo gibt das Reſultat eine ziemlich genaue Darlegung des Umriſſes von Madagaskar. Das Innere iſt in der That noch wenig bekannt; ich habe, um Robert's Karte nicht ganz unbenutzt zu laſſen, ſeine Zeichnung vom Laufe der Flüſſe ꝛc., auf die verbeſſerte Karte, wo es anging, anzuwenden geſucht; da indeß jene Angabe blos conjekturaliſch zu ſein ſcheint, ſo kann auch die gegenwärtige auf einen höheren Grad der Zuverläſſigkeit keinen Anſpruch machen, und blos dazu dienen, einen allgemeinen Begriff vom Innern gleichſam anzudeuten, den eine künftige genaue Vermeſſung und durchgängige Reviſion berichtigen muß.

Etwas über die Menſchenracen.

Aus dem deutſchen Merkur. 1786.

An Herrn D. Bieſter.

Wilna, den 20. Juli 1786.

Wir dürfen es mit Recht zu den Siegen der Aufklärung zählen, mein lieber B., daß Ihr vortreffliches Journal bis ins Innere dieſer ſarmatiſchen Wälder dringt, und auf demſelben Fleck geleſen wird, wo noch im Jahr 1321 Gedimin *) Auerochſen jagte, und erſt ſeit vierhundert Jahren das dem Donnerer Perkunas geweihte ewige Feuer erloſch. Zwar erhalte ich dieſe mir ſo ſchätzbaren Hefte ſpät genug, und leſe erſt im Julius, was deutſche Leſer bereits im Januar verſchlangen; allein dafür genieße ich auch das Vergnügen der Wiederholung, welches bei einem Ueberfluß an geiſtiger Nahrung unmöglich wäre; und kann daher aus Erfahrung von manchen lehrreichen Aufſätzen in Ihrer Monatsſchrift ſagen: decies repetita placebunt! Wenn ſich gleich zuweilen ein gewiſſes Sehnen nach den vollen Fleiſchtöpfen einſtellt, ſo iſt es doch leichter aus der Noth eine Tugend zu machen, da man ihnen wenigſtens ſtatt der loſen Speiſe, die unſer Zeitalter ſo reichlich auftiſcht, ſich an Ihren geſunden, herzſtärkenden Gerichten laben kann. Denn hier vertritt die Lectüre die Stelle des Umganges mit denkenden Männern, der in großen Städten und ſelbſt auf deutſchen Akademien über manche Gegenſtände ein ſo helles und ſo neues Licht verbreitet,

*) Der Stifter von Wilna. Koialowicz. Hist. Lituan. Dantisc, 1650. 4.

Dort werden unzählige Mal die feinſten Bemerkungen gemacht, die weitumfaſſendſten Geſichtspunkte angegeben, die reichhaltigſten Reſultate entdeckt, zu denen der beleſenſte Autor in ſeinem Studirzimmer nie gelangt. Wenn dort der durchdringende Scharfblick des Geſchäftsmannes auf den Ideenvorrath des ſyſtematiſchen Gelehrten ſtößt, ſo blitzt es Funken, bei deren Anblick es einem wohl wird ein Menſch zu ſein und in unſerm Jahrhundert zu leben. Für ſolche Vortheile iſt Lectüre eine unvollkommene Entſchädigung; allein für jetzt bleibt ſie meine einzige Zuflucht und ich fühle mich deſto ſtärker zum Danke verpflichtet, je gewiſſer ich überzeugt bin, daß nur ſie vermögend iſt, mich hier wirkſam zu erhalten, und eine Paralyſis des Geiſtes abzuwehren, die wenigſtens zufälliger Weiſe durch eine Verwickelung der Umſtände befördert werden könnte, wenn ſie auch nicht in den Plan gewiſſer Menſchen gehören ſollte.

Ich habe daher die beiden lehrreichen Abhandlungen des vortrefflichen Herrn Profeſſors Kant im November 1785, und im Januar 1786, Ihrer Monatsſchrift, mit doppeltem Vergnügen geleſen; denn ſie befriedigten nicht nur meine Wißbegierde von der Seite, von welcher mich praktiſche Bemühungen im Fache der Naturkunde am meiſten entfernt gehalten haben, ſondern ſie erweckten auch eine Reihe von Gedanken in mir, die mich eine Zeitlang lebhaft und angenehm beſchäftigten. Der Wunſch, zu neuen Belehrungen für mich und Alle, die mit mir in gleichem Falle ſein möchten, Veranlaſſung zu geben, verführte mich, meine Betrachtungen über die erwähnten Aufſätze des Aufſchreibens werth zu halten. Sie werden mir die Abſicht nicht beimeſſen, dadurch, daß einmal neben einem ſo berühmten Namen der meinige genannt wird, mir ein Anſehen geben zu wollen. Sie wiſſen, daß der Ruhm des Weltweiſen, den wir beide ſo aufrichtig verehren, viel zu feſt gegründet, viel zu hoch emporgewachſen iſt, als daß er durch meine Beipflichtung den kleinſten Zuſatz erhalten, oder durch eine Erinnerung gegen eine ſeiner Aeußerungen beeinträchtigt werden könnte. Am beſten wird der wahrhaft große und verdienſtvolle Mann den Grad der Ehrfurcht und Hochachtung, die ich ihm weihe, ſelbſt ermeſſen können, wenn ich, ohne weitere Rückſicht auf die Perſon, mich geradesweges zur Sache wende.

Ich glaube einzuſehen, daß man endlich dem Abſtractionsvermögen Abbruch thun könne, indem man zu feſt an der An-

ſchauung klebt; und ſo mißlich es auch immer iſt, ſich von ihr zu entfernen, ſo ſcheint doch der Aufklärung und dem Fortſchritt in der Erkenntniß nicht gerathen zu ſein, wenn irgend eine Anlage in der menſchlichen Natur vernachläſſigt werden ſollte. Das Mittel, wodurch man Einſeitigkeit vermeiden wollte, kann auf dieſe Art leicht einſeitig machen. Eben deswegen aber dünkt mich, es müſſe dem Philoſophen, wo er von Erfahrungen ausgeht, äußerſt wichtig ſein, daß die Facta, aus welchen gefolgert wird, ganz richtig aufgefaßt werden; weil ohne dieſe Vorſicht alle Syllogiſtik umſonſt verſchwendet wird. Denn ob es gleich Fälle gibt, wo Speculation und abſtracte Beſtimmtheit voraus ahnen können, was die Anſchauung hernach für wahr erkennt: ſo ſind doch jene nicht ſelten, wo ſie auf Abwege gerathen und die Erfahrung rechts liegen laſſen.

Laſſen Sie mich dieſes auf die Naturgeſchichte anwenden. Ein großer Theil des Verdienſtes, das ſich Linné um dieſe Wiſſenſchaft erwarb, beſtand unſtreitig in den genauen Definitionen, wodurch er die verſchiedenen Grade der Verwandtſchaft des Aehnlichen zu unterſcheiden lehrte. Nach gewiſſen angenommenen Sätzen, die er aus ſeiner Erfahrung abſtrahirt hatte, entwarf er ſein Fachwerk und paßte nun die Weſen der Natur hinein. Allein ſo lange unſere Erkenntniß mangelhaft bleibt, ſcheinen wir von einer Infallibilität der Principien noch weit entfernt zu ſein. Beſtimmungen, die ſich auf eingeſchränkte Erkenntniß gründen, können zwar innerhalb dieſer Schranken brauchbar ſein; aber ſobald ſich der Geſichtskreis erweitert, der Sehepunkt verrückt — werden ſie da nicht einſeitig und halbwahr erſcheinen? In der Litterargeſchichte der Naturkunde gibt es hiervon auffallende Beiſpiele. Die Botanik, die Chemie und die Phyſik ſind lediglich aus dieſem Grunde jetzt ganz etwas Anderes als vor funfzig Jahren. Vielleicht wird unſer jetziges Schema der Wiſſenſchaften ein halbes Jahrhundert weiter hinaus, eben ſo wie das vorige, veralten und mangelhaft werden. Sogar die ſpeculative Philoſophie dürfte dieſem allgemeinen Schickſal unterworfen ſein. Wer denkt hierbei nicht gleich an die Kritik der reinen Vernunft?

Wenn alſo der Satz: daß man in der Erfahrung nur alsdann finde, was man bedarf, wenn man vorher weiß, wornach man ſuchen ſoll (Berl. Monatsſchrift, November 1785. S. 390), auch ſeine unangefochtene Richtigkeit hätte: ſo wäre gleichwol bei der Anwendung deſſelben eine gewiſſe Vorſicht nöthig, um

die gewöhnlichſte aller Illuſionen zu vermeiden: dieſe nämlich, daß man bei dem beſtimmten Suchen nach dem was man bedarf, daſſelbe oft auch da zu finden glaubt, wo es wirklich nicht iſt. Wie vieles Unheil iſt nicht von jeher in der Welt entſtanden, weil man von Definitionen ausging, worein man kein Mißtrauen ſetzte, folglich manches unwillkürlich in einem vorher beſtimmten Lichte ſah und ſich und Andere täuſchte! Inſofern der unbefangene Zuſchauer alſo nur getreu und zuverläſſig berichtet, was er wahrgenommen, ohne lange zu ergrübeln, welche Speculation ſeine Wahrnehmung begünſtige, und hierzu braucht er nichts von philoſophiſchen Streitigkeiten zu wiſſen, ſondern lediglich dem angenommenen Sprachgebrauch zu folgen —: inſofern würde ich zuverſichtlicher bei ihm Belehrung ſuchen, als bei einem Beobachter, den ein fehlerhaftes Princip verführt, den Gegenſtänden die Farbe ſeiner Brille zu leihen. Dieſer letztere mag immerhin einen größern Vorrath von Beobachtungen liefern können, weil er überall nach beſtimmten Erfahrungen haſcht; allein hier kommt es ja mehr auf den reinen Ertrag, als auf die Summe an. Wer wollte nicht die wenigen Beobachtungen eines bloßen, jedoch ſcharfſichtigen und zuverläſſigen Empirikers, den vielen geſchminkten eines parteiiſchen Syſtematikers vorziehen? Ueberdies pflegen auch die offenen Augen des erſteren zuweilen wichtige Dinge zu bemerken, die derjenige nie gewahr wird, der ſein Augenmerk ſtets auf gewiſſe, ihm vorher zur Aufſuchung anbefohlene Vorwürfe richtet. Doch dieſe Gegenſätze ſtehen vielleicht zu ſchneidend neben einander, und ſowol der empiriſche als ſyſtematiſche Kopf kann unter gewiſſen Umſtänden die beſten Beobachtungen liefern. Denn Aufmerkſamkeit, Beurtheilungskraft und Unparteilichkeit ſind die Erforderniſſe, von welchen hier alles abhängt; dieſe mögen mit ſpeculativer Theorie verbunden ſein oder nicht. Das Geſchäft des Philoſophen iſt es, aus einzelnen wahren Angaben die allgemeinen Begriffe zu berichtigen; und wahrlich! bei dieſem Geſchäfte iſt Irren ſo möglich, wie im Augenblicke des Beobachtens. Fordere ich zu viel, indem ich den Werth des Beitrages, den die neueren Reiſenden zur Kenntniß der Menſchengattung geliefert haben, nach dem obigen Maßſtabe geprüft zu ſehen wünſche? Wenigſtens befinden ſich unter der beträchtlichen Anzahl von Perſonen, welche dieſer Ausdruck in ſich faßt, verſchiedene glaubwürdige Männer, denen man es nicht abſprechen kann, daß ihre Beobachtungen

genau, beſtimmt, zuverläſſig und folglich brauchbar ſind, ſo wenig übrigens auch ihre etwanigen Begriffe in Anſehung des Wortes: Menſchenrace, miteinander übereinſtimmen mögen. Die Kritik dürfte wahrſcheinlich die von vielen Reiſenden auf eine gleichlautende Art erzählten Facta gerade aus dem Grunde für wahr erklären, weil ſo verſchiedene Menſchen, von ſo verſchiedenen Begriffen und Kenntniſſen, in ihrer Darſtellung des Beobachteten übereinkamen.

Um zuverläſſig beobachten zu können, ob ein gewiſſes Object ſchwarz oder weiß ſei, braucht man nicht zu wiſſen, daß die ſchwarze Farbe der Abweſenheit des Lichtes, und die weiße der Vereinigung aller verſchieden gebrochenen Strahlen zugeſchrieben wird; wenn aber ein Beobachter, der dieſen beſtimmtern Begriff hat, und ein anderer, der blos empiriſch weiß, was ſchwarz ſei, beide von demſelben Gegenſtande erzählen, daß er ſchwarz erſcheine, ſo iſt das Factum deſto unläugbarer.

Inwiefern iſt alſo die Behauptung (S. 393) gegründet, „daß man ſich, nach allen bisherigen Beſchreibungen, noch keinen ſicheren Begriff von der eigentlichen Farbe der Südſeeinſulaner machen könne?" Was ich herſetzen will, finden Sie beſtimmt und gleichlautend von den neueren Reiſebeſchreibern erzählt. Die Einwohner der meiſten Inſeln des ſtillen Meeres und der übrigen Südſee ſind nicht nur von hellbrauner Farbe, anſehnlicher Statur, ſchönem Wuchs, angenehmer Geſichtsbildung, mit lockigem, ſchwarzem Haar und ſtarken Bärten, ſondern verrathen auch ihre Verwandtſchaft auf den erſten Blick durch die Gleichförmigkeit ihrer Sitten und ihrer Sprache, welche oſtwärts bis zur Oſterinſel, ſüdwärts bis nach Neuſeeland und nordwärts bis auf den Sandwichsinſeln, geringe Abweichungen abgerechnet, dieſelbe iſt. Hingegen haben ſich kleinere, hagere, ſchwarze Menſchen mit krauſem Wollhaar und häßlicheren Geſichtszügen, die ſich auch von Seiten der Lebensart und insbeſondere durch gänzlich verſchiedene Sprachen, von den hellbraunen unterſcheiden, in einigen nahe am molukkiſchen Archipel liegenden Inſeln verbreitet, und bewohnen Neuguinea, Neuholland, Neukaledonien, die Charlotteninſeln und die Hebriden. Die ſchwarze Farbe hat hier Nüancen wie in Afrika, und iſt auf einigen Inſeln ſo dunkel wie in Guinea. Carteret und Bougainville beſchreiben dieſe Menſchen ſo ſchwarz wie afrikaniſche Neger. Dampier und Cook fanden die Neuholländer ſchwarz,

und ihr Haar ſo wollig, wie ein Eingeborner von Guinea es nur immer aufweiſen könne. In den neuen Hebriden ſah Bougainwille, und ſahen wir, ganz ſchwarze, ſchwarzbraune und dunkelbraune Menſchen; doch ſcheint die letzte Schattirung ſehr wahrſcheinlich von einer Vermiſchung mit der hellbraunen Völkerſchaft, deren Inſeln hier nicht weit entfernt ſind, herzurühren; da auch in Tanna, neben der gewöhnlichen Landesſprache, von etlichen Einwohnern ein Dialect der Sprache der hellgefärbten Nation geſprochen wird. Ich breche ab; denn ich müßte wiederholen, was bereits über dieſe zwei ſo deutlich verſchiedenen Völker geſagt worden iſt, wenn ich noch jetzt Beobachtungen und Wahrnehmungen, wobei es lediglich auf die noch nie zuvor bezweifelte Glaubwürdigkeit der Augenzeugen ankommt, vor dem Publikum vertheidigen wollte. Allerdings ſehe ich wol ein, daß es um manche Hypotheſe beſſer ſtehen würde, wenn ſich die häßlichen Schwarzen gänzlich aus der Südſee wegdemonſtriren ließen. Sie ſind nun aber einmal da; und wenn nicht eine Stelle in Carteret's Reiſebeſchreibung Herrn Kant zu einem etwas gewagten Schluſſe verleitet hätte, ſo würde er ſelbſt vermuthlich weniger zweifelhaft von ihnen geſchrieben haben. Erlauben Sie mir, dieſe Stelle und die darauf gegründete Aeußerung etwas näher beleuchten zu dürfen.

Auf Freewill's Eilanden (S. 393) ſoll Carteret zuerſt das wahre Gelb der indiſchen Hautfarbe geſehen haben; und hieraus ſchließt Herr Kant, daß die Bewohner der meiſten Inſeln in der Südſee Weiße ſein müſſen. Der eben genannte Weltumſegler hatte aber, wie Herr Kant ſehr richtig erinnert, nur wenig Land im Südmeere betreten, und nur in den weſtlichen Gegenden deſſelben, zuerſt bei den Charlotteninſeln und ſodann in Neubritannien, Menſchen geſehen. Schwerlich dürfte daher der Schluß von einem ſo geringen Theile auf das Ganze gelten. Wenigſtens könnte man nach dieſen Prämiſſen mit eben ſo viel Wahrſcheinlichkeit auf Schwarze rathen; denn aus Carteret's Worten folgt nur, daß er bis dahin Menſchen von anderer Farbe geſehen habe. Warum befragen wir den ehrlichen Seefahrer nicht ſelbſt? Wie geſagt: die einzigen bewohnten Inſeln, die er im ſtillen Meere beſuchte, ſind die Gruppen der Königin Charlotte und die von Neubritannien, nebſt den dazwiſchen liegenden Gower's- und Carterets-Eilanden; und hier fand er überall — nur ſchwarze Bewohner mit wolligem Haar. Leſen Sie

ihn ſelbſt nach, um ſich zu überzeugen, daß es nicht allemal des Beobachters Schuld iſt, wenn man ihn unrecht verſteht.

In meinem Exemplar von Carteret's Reiſebeſchreibung *) leſe ich ferner: daß die Einwohner der Freewill's Eilande von der gewöhnlichen Kupferfarbe der Indianer ſind. Das wahre indiſche Gelb, welches Herr Kant an dieſer Stelle lieſt, habe ich nicht finden können. Durch das Wort Indianer werden hier keinesweges die gelbbraunen Hindus, ſondern überhaupt ſolche Menſchen bezeichnet, die man ſonſt mit einem nicht weniger ſchwankenden Ausdruck: Wilde nennt. Herr Carteret bedient ſich deſſelben durchgehends in dieſer Bedeutung. Byron und Wallis geben ohne Bedenken den Patagoniern und Peſſeráhs an der magellaniſchen Meerenge dieſe Benennung, die dem engliſchen Sprachgebrauch gemäß iſt. Auch hätte Carteret ſchwerlich die Einwohner des Ganges kupferfarbig genannt, ſo wenig übrigens dieſes Beiwort ſich ausſchließender Weiſe von den urſprünglichen Amerikanern gebrauchen läßt. Wenn man annimmt, daß es eine Schattirung des Röthlichbraunen ohne Einmiſchung einiger Schwärze bedeuten ſoll, — und an metalliſchen Glanz iſt hierbei wenigſtens im Allgemeinen nicht zu denken —: ſo können die hellbraunen Völker im Südmeere, auf Neuſeeland, den Societäts-, Marquiſen-, Sandwichs-, Carolinen-, Marianen- und Freundſchafts-Inſeln füglicher damit bezeichnet werden, als gewiſſe mehr ins Schwärzliche fallende Nationen im mittägigen Amerika. Aus dieſem Grunde finde ich auch keinen Anſtand, die Inſulaner auf Freewill's Eilanden zu der im Südmeer allgemein verbreiteten hellbraunen Völkerſchaft zu zählen, wozu mich das Wenige, was Carteret von ihrer Kleidung und ihren Sitten ſagt, noch mehr berechtigen kann.

Indem ich aber nun behaupte, daß in Abſicht der Südſeeinſulaner Alles geleiſtet worden iſt, was man billiger Weiſe von den Beobachtern fordern konnte, läugne ich freilich nicht, daß der Verſuch, den Herr Kant verlangt, — daß nämlich ein Kind von einem dortigen Paare in Europa gezeugt werden müſſe, um die ihnen von Natur eigene Hautfarbe ohne Zweideutigkeit zu entdecken, — noch nicht angeſtellt worden ſei und vielleicht nie

*) Die engliſche Urſchrift habe ich hier nicht nachſchlagen können. In der Octavausgabe der Ueberſetzung, im zweiten Bande S. 123 (Berlin, 1775) ſtehen die von mir angeführten Worte.

ſtattfinden werde. Allein ſollte er wol ſo unentbehrlich ſein, wie unſer Herr Verfaſſer glaubt? Ich geſtehe Ihnen, lieber Freund, ich kann mich hiervon umſoweniger überzeugen, da ich ihn ſogar zur Beſtimmung des Verhältniſſes zwiſchen Negern und Weißen für unſicher halte. Es wird Ihnen bekannt ſein, daß die Negerkinder auch in Guinea nicht ſchwarz, ſondern roth geboren werden und von den neugebornen Kindern der Europäer nur wenig verſchieden ſind *). Wenige Tage nach der Geburt werden ſie ſchwarz, und in Kurzem kann man ſie der Farbe nach von ihren Eltern nicht mehr unterſcheiden. Daß aber dieſes Phänomen an Negerkindern auch außerhalb Afrika wahrgenommen werde, iſt ein Factum, an welchem in Ländern, wo man ſich täglich davon überzeugen kann, wie Frankreich, England und Nordamerika, Niemand mehr zweifelt. Ich ſelbſt habe Negerkinder geſehen, die in Europa oder auch in Nordamerika geboren und daſelbſt, wie in ihrer Eltern Vaterlande, durch Einwirkung der Atmoſphäre auf ihre Haut ſchwarz geworden waren. Wenn alſo nur die Neugebornen vermöge ihrer Organiſation und der Miſchung ihrer Grundſtoffe zu dieſer Verwandlung vorbereitet ſind, geſchieht ſie überall auf eine gleichförmige Art, indem die Luft hier verrichtet, was das Sonnenlicht in Anſehung des Pflanzenreiches bewirkt. Die vor den Lichtſtrahlen ſorgfältig verwahrte Pflanze iſt von bleichgelber Farbe; wird aber, nachdem ſie an das Licht geſtellt worden iſt, in wenigen Tagen völlig grün.

Ganz anders verhält es ſich mit der allmäligen Einwirkung des Klima, welche viele Generationen erfordert, ehe ſie ſichtbar und bemerklich wird. Ihr Gang iſt langſam, aber unausbleiblich. Die ſpäten Enkel in warme Länder verſetzter Weißen erlangen eine dunklere Farbe und werden endlich im heißen Erdgürtel nach Verlauf von Jahrhunderten beinahe völlig ſchwarz. Umgekehrt, wenn Schwarze über die Grenzen des Wendekreiſes hinaustreten, verliert ſich unter ihrer Nachkommenſchaft die ſchwarze Farbe: ſie werden ſchwarzbraun, olivenfarbig und vielleicht, — denn wer kann hier mit einiger Wahrſcheinlichkeit das non plus ultra abſtecken? — noch einige Grade heller, je höher ſie vom Aequator ab, in weniger heiße Zonen hinaufziehen. Die Beiſpiele dieſer langſam bewirkten Veränderung der Farbe ſind ſo

*) Buffon Hist. Naturelle Tom. III. p. 522. Paris, 4. 1750.

auffallend, ſo unbezweifelt an ganzen Nationen erweislich, daß man ſich billig wundern muß, wie immer noch darüber hinweggeſehen wird. Das Factum iſt unläugbar, daß der weiße Menſch in Spanien, Mauritanien, Aegypten, Arabien und Abyſſinien dunkler gefärbt iſt, als in Deutſchland, Polen, Preußen, Dänemark und Schweden; ja ſogar, daß die dunkle Schattirung ungefähr in der Stufenfolge, wie ich jene Länder nenne, zunimmt bis ſie in Abyſſinien und in den arabiſchen Pflanzſtädten an der Oſtküſte von Afrika ſchon ſehr ins Schwarze fällt. Nicht minder in die Augen fallend iſt es, daß aus Nigritien hervorgegangene Colonien, die ſich gegen die ſüdliche Spitze von Afrika gezogen haben, daſelbſt anjetzt unter dem Namen der Kaffern und Hottentotten, je nachdem ſie ſich dem Einfluß der ſcheitelrechten Sonne mehr entzogen, weiter polwärts oder tiefer ins kalte Gebirge rückten, nach Verlauf einer unbekannten Zeit, ſchwarzbraun und gelbbraun angetroffen werden. Eine ähnliche Farbenleiter, deren Extreme aber weit näher zuſammen liegen, iſt in Amerika bemerklich; und ſo wie man die urſprünglichen Bewohner allmälig dunkler findet, wenn man von Canada hinab gegen den Aequator und bis nach Guiana und Braſilien reiſet: ſo bemerkt man, daß die Männer weiter ſüdwärts, auf den Pambas-Ebenen, in Chili, an Magellan's Meerenge und im äußerſten Feuerlande wieder heller werden. Endlich verhält es ſich auch nicht anders mit den Völkern, welche die verſchiedenen Zonen Aſiens bewohnen. Von China über Tunquin und Cochinchina, von Tibet über Pegu und Malakka trifft man Nüancen der Weißen, die ſich bis ins tiefſte Schwarzbraun verlieren. Die Belege hierzu finden Sie in dem zahlreichen Heere der Reiſebeſchreiber zerſtreuet; doch zum Theil hat Büffon ſie geſammelt. Nur die Länge der Zeit können wir nicht beſtimmen, welche erfordert wird, wenn eine Familie die Reihe aller Schattirungen zwiſchen Weiß und Schwarz, die ihr erreichbar ſind, aufſteigend oder abſteigend durchlaufen ſoll. Denn hierüber fehlt es uns an hiſtoriſchen Nachrichten und Denkmälern, deren gänzlicher Mangel gleichwol in der Hauptſache nicht das Mindeſte ändert.

Wenn es demnach erwieſen werden kann, daß die Hauptfarbe der Menſchen, zwar ſpät und mit unmerklichen Schritten, aber dennoch unfehlbar in die Länge dem Einfluſſe des Klima gehorcht; daß im brennenden Afrika die Abkömmlinge weißer Menſchen ſchwärzlich werden; daß am Vorgebirge der guten

Hoffnung die Nachkommenſchaft der ſchwärzeſten Neger zu olivenfarbigen Hottentotten ſich bleicht: wie wird es alsdann noch möglich ſein, durch die Erzeugung eines einzigen Negerkindes in Europa zu beſtimmen, wie viel von ſeiner ſchwarzen Farbe ſeinen Eltern, wie viel dem Klima gehöre? Im Gegentheil, da dieſe Farbenunterſchiede ſich überall klimatiſiren, ſo hat der Abbé Demanet ſo gänzlich Unrecht nicht, wenn er, wie es ſcheint, den Satz behaupten will: ein Neger ſei eigentlich nur in ſeinem Vaterlande ein rechter Neger. Ein jedes Weſen in der Natur iſt, was es ſein ſoll, nur an dem Orte, für den ſie es entſtehen ließ: eine Wahrheit, die man in Menagerien und botaniſchen Gärten täglich beſtätigt ſieht. Der Neger, in Europa geboren, iſt wie eine Treibhauspflanze, ein modificirtes Geſchöpf; in allen der Veränderung unterworfenen Eigenſchaften mehr oder weniger dem unähnlich, was er in ſeinem Vaterlande geworden wäre.

Linné, deſſen tiefes Studium der Natur ſelten recht erkannt wird, weil er es in ſeinen aphoriſtiſchen Schriften eher vergraben als zur Schau getragen hat — Linné zählte die Farbe bei Thieren und Pflanzen unter jene zufälligen, veränderlichen Eigenſchaften, welche für ſich allein, außer dem Zuſammenhange mit andern Kennzeichen, zur Unterſcheidung der Gattungen nicht hinreichend ſind. Ich weiß, wie wenig ich befugt bin, meine Stimme entweder für oder wider ſeinen Kanon zu geben *); und folglich laſſe ich ihn in ſeinem Werthe beruhen. Hier kommt es darauf an, ob die Farbenunterſchiede, die man bei verſchiedenen Menſchenſtämmen bemerkt, einer klimatiſchen Abänderung fähig ſind, oder ob ſie vielmehr, wie S. 403 behauptet wird, ſich auch außerhalb des Erdſtriches, dem ſie jedesmal eigen ſind, in allen Zeugungen unvermindert erhalten. Ich baue hier nichts auf das ſchwankende Zeugniß des Heidenbekehrers Demanet, und auf ſein ſchwarzes Portugieſenkind. So etwas mag gut genug ſein, wenn man Voltairen widerlegen will, welcher zu verſtehen gegeben, daß die Neger vielleicht einen andern Stammvater als die Europäer hätten. Sie, lieber B., ſind in der Geſchichte der Ketzereien zu wohl bewandert, um nicht zu wiſſen, daß dieſer Einfall, der bei jedem Andern der unſchuldigſte von der Welt wäre, nichts Geringeres als Gotteslåſterung ſein kann, ſobald Voltaire ihn denkt und ſagt. Iſt nun ſolcherge-

*) S. deſſen Critica botanica. §. 266.

ſtalt das Feuer im Dach, ſo müſſen ja die Gläubigen löſchen, — womit und wie ſie können. Ich wähle meine Beiſpiele von ſchwarz gewordenen Abkömmlingen weißer Menſchen, unter Völkern, die Herr Kant auch ſelbſt noch zu den Weißen zählt: unſtreitig, weil er überzeugt iſt, daß ſie, trotz ihrer jetzigen ſchwarzbraunen Farbe, von Weißen entſprungen ſind. Die Kaffern hingegen, die Herr Kant von den Schwarzen abſondert, ohne ihre Abſtammung von dieſen zu erwähnen, ſind mir, und wie mich dünkt jedem Unbefangenen, Beweiſes genug, von einer durch milderes Klima ſanft vertuſchten Schwärze.

Gehen wir jetzt noch einen Schritt vorwärts. Anſtatt die Extreme aneinander zu knüpfen, und den Neger aus Guinea mit dem Blonden aus Skandinavien zuſammenſchmelzen zu wollen, ſetzen wir den möglichen Fall, daß ein ſchwarzbrauner Abyſſinier mit einer Kafferin von gleicher Farbe ſich vermähle. Mithin vereinigen wir die Stämme auf dem Punkte, wo ſie einander wirklich am nächſten ſind, ſich gleichſam auf halbem Wege begegnen. Der Blendling, der aus dieſer Miſchung entſteht, wird unſtreitig Vater und Mutter nacharten; aber ſeine Hautfarbe wird nicht mehr das Malzeichen dieſer Nachartung und der gemiſchten Naturen ſein: denn beide Eltern hatten einerlei Farbe. Tritt nun der Umſtand ein, wo ein angenommenes Unterſcheidungszeichen dasjenige nicht leiſtet, was man ſich von ihm verſprach; das iſt im gegenwärtigen Falle: gibt es nicht mehr eine wirklich geſchehene Miſchung zweier Menſchenſtämme an; ſo erkennen wir, daß es übel gewählt und verwerflich ſei.

Ich fühle, wohin mich dieſe Unterſuchung zu führen ſcheint. Sie betrifft nicht mehr die Anwendung des Begriffes, den man zum Grunde legt; ſie untergräbt vielmehr das Princip ſelbſt, und zeigt deſſen Unzuläſſigkeit. Immerhin! denn es gilt um Wahrheit; und das Princip kann ſeinem Erfinder nur, inſofern es Stich hält, etwas werth ſein. Eins der zuverläſſigſten Mittel, in einer glückſeligen Alltäglichkeit des Denkens behaglich zu ruhen, ſich in demüthiger Geiſtesarmuth unter das Joch der thörichtſten Vorurtheile zu ſchmiegen, und nie eine nahe, dem Denker winkende Wahrheit zu ahnen, iſt dieſes: wenn man vor einer kühnen Folgerung, die ganz unmittelbar aus deutlichen Prämiſſen floß, zurückbebt wie vor einem Ungeheuer. Hinweg mit dieſer unmännlichen Furcht! Statt derſelben nachzugeben, unterſuche man nochmals ſorgfältig den zurückgelegten

Weg, und prüfe jeden Schritt mit unerbittlicher Strenge. Iſt Alles ſicher, nirgends ein Sprung geſchehen, nirgends auf betrüglichen Triebſand gefußt worden: ſo trete man getroſt dem neuen Ungeheuer unter die Augen, man reiche ihm vertraulich die Hand, und in demſelben Augenblick wird alles Schreckliche an ihm verſchwinden. Die Kraft, womit ein Satz uns überzeugt, muß ſich völlig gleich bleiben, er werde jetzt zum erſten Mal behauptet, oder man höre deſſen zehntauſendſte Wiederkäuung. Denn wahr kann dem Selbſtdenker doch nur dasjenige ſein, wovon ſeine Vernunft, nicht die Vernunft aller anderen Menſchen, die Gründe faßt, erwägt, billigt und anerkennt. So thue denn auch ich ohne Scheu das Bekenntniß, daß ich anderwärts mich Raths erholen muß, um die Abſtände zwiſchen verſchiedenen Nüancen im Menſchengeſchlechte zu meſſen.

Wollen Sie alſo, mein Freund, in einem gedrängten Inbegriff überſehen, worauf es eigentlich bei der Beſtimmung der Unterſchiede im Menſchengeſchlecht ankommt, ſo leſen Sie einen Sömmering, über die körperliche Verſchiedenheit des Negers vom Europäer *). Mir drückt die Freundſchaft die Hand auf den Mund, daß ich nicht loben darf, was ſo uneingeſchränktes Lob verdient; daß ich Empfindungen unterdrücke, die mich durchdrangen, als ich las, was ſeit manchen Jahren an Intereſſe für den Philoſophen, an Fleiß, an Wahrheitsliebe, an Beſcheidenheit, an geiſtvoller Gelehrſamkeit und Kunſt, in meinen Augen nicht übertroffen ward. In der wichtigen Schrift dieſes vortrefflichen Mannes werden Sie nicht nur finden, daß die Farbe unter die minder weſentlichen Eigenſchaften gehöre, woran man Neger von Europäern unterſcheidet; ſondern, was das Merkwürdigſte iſt, daß der Neger ſichtbarlich ſowol in Rückſicht äußerer als innerer Geſtaltung weit mehr Uebereinſtimmendes mit dem Affengeſchlecht habe, als der Weiße. Schon der Augenſchein gibt gewiſſermaßen dieſes Reſultat; allein hier wird es mit phyſiologiſchen und anatomiſchen Gründen erwieſen. Ich bin indeſſen weit entfernt, nunmehr mit Herrn Fabricius zu vermuthen, daß irgend ein Affe an der Bildung des Negers Antheil gehabt haben könne. Vielmehr beſtätigt ſich immer mehr auch durch dieſes Factum der fruchtbare Gedanke, daß Alles in der Schö-

*) Frankf. und Leipzig 1785.

pfung durch Nüancen zuſammenhängt *). Camper, der als Phyſiolog und von ſo vielen andern Seiten groß und liebenswürdig iſt, zeigte mir in einem ſeiner Briefe, an einem Theile des Körpers, den Füßen, wie ſorgfältig die Analogie der Bildung durch alle Säugthiere hindurch bis auf die Wallfiſche beobachtet iſt. Und vortrefflich hat Herder einen ähnlichen Gedanken aufgefaßt und ausgeführt, indem er ſagt: es ſei unläugbar, daß bei aller Verſchiedenheit der lebendigen Erdweſen, überall eine gewiſſe Einförmigkeit des Baues und gleichſam eine Hauptform zu herrſchen ſcheine, die in der reichſten Verſchiedenheit wechſele **). Gewiß, in mehr als Einem Betracht und ſelbſt in moraliſcher Beziehung iſt das Mancherlei auf unſerm Planeten nicht auffallender und an Stoff zum Nachdenken ergiebiger, als das darin nur ſtets verkleidete und immer wieder durchſchimmernde ewige Einerlei; der größte Reichthum neben der äußerſten Dürftigkeit.

Der affenähnlichſte Neger iſt dem weißen Menſchen ſo nahe verwandt, daß bei der Vermiſchung beider Stämme die auszeichnenden Eigenſchaften eines jeden ſich im Blendling ineinander verweben und verſchmelzen. Die Abweichung iſt ſehr gering: die beiden Menſchen, der ſchwarze und der weiße, ſtehen ganz nahe neben einander; und anders konnte es nicht wohl ſein, wenn Menſchheit nicht in Affennatur übergehen, der Neger nicht, anſtatt ein Menſch zu bleiben, ein Affe werden ſollte. Denn auch die beiden Thiergeſchlechter (genera), der Menſch und der Affe, grenzen in der Reihe der Erdenweſen unglaublich nahe an einander; näher als viele andere Thiergeſchlechter mit einander verwandt ſind. Gleichwol bemerken wir einen deutlichen Zwiſchenraum oder Abſtand zwiſchen dieſen beiden phyſiſchen Geſchlechtern; jenes ſchließt ſich mit dem Neger, ſowie dieſes mit dem Orang-Utang anhebt. Ein affenähnlicher Menſch iſt alſo kein Affe.

Ob nun aber der Neger und der Weiße als Gattungen (species), oder nur als Varietäten von einander verſchieden ſind, iſt eine ſchwere, vielleicht unauflösliche Aufgabe. Mit dem Schwert drein zu ſchlagen, überläßt der kaltblütige Forſcher denen, die nicht anders löſen können, und doch Alles löſen wollen.

*) Zimmermann in ſeiner vortrefflichen geographiſchen Geſchichte des Menſchen und der vierfüßigen Thiere. I. S. 5.

**) Ideen zur Philoſ. der Geſch. I. S. 88.

Was ihm zu verworren iſt, läßt er lieber als einen Knoten zurück, deſſen Band ſich doch einmal, früher oder ſpäter, wenn die Fäden erſt alle gefunden ſind, entwickeln laſſen wird. Trennt man mit Herrn Kant die Naturwiſſenſchaft in Naturbeſchreibung und Naturgeſchichte, eine Eintheilung, die ich gar wohl gelten laſſen kann, wenn beide nur immer wieder vereinigt und als Theile eines Ganzen behandelt werden —: ſo möchte es ſcheinen, daß der Naturbeſchreiber eher mit der Frage fertig werden kann. Zwar ſcheint Herr Kant anzunehmen, eine jede Verſchiedenheit der Merkmale ſei dem Naturbeſchreiber hinreichend, um eine Art daraus zu machen. Ich kann hierauf nicht ganz befriedigend antworten; denn der vorzüglichſte Schriftſteller, der dieſe Wiſſenſchaft ſyſtematiſch behandelte, Linné, hat Lateiniſch geſchrieben. Seine Eintheilungen heißen: classes, ordines, genera, species, varietates. Nur ſcheint mir Varietät immer durch veränderliche, zufällige Merkmale definirt zu werden; es wird dabei angenommen, eine Varietät könne in die andre übergehen. Will Herr Kant in dieſem Sinne lieber Art als Varietät ſagen, ſo iſt das nur eine Verwechſelung der Worte, worüber man ſich leicht verſtändigen kann. Gattung hingegen, wenn species ſo überſetzt werden ſoll, erfordert im Linnéiſchen Sinne unveränderliche Merkmale. In der Naturgeſchichte muß es ſich anders verhalten, wenn es in derſelben, wie Herr Kant behauptet, nur um die Erzeugung und den Abſtamm zu thun iſt. Allein in dieſem Sinne dürfte die Naturgeſchichte wol nur eine Wiſſenſchaft für Götter und nicht für Menſchen ſein. Wer iſt vermögend, den Stammbaum auch nur einer einzigen Varietät bis zu ihrer Gattung hinauf darzulegen, wenn ſie nicht etwa erſt unter unſern Augen aus einer andern entſtand? Wer hat die kreiſende Erde betrachtet in jenem entfernten und ganz in Unbegreiflichkeit verſchleierten Zeitpunkt, da Thiere und Pflanzen ihrem Schooße in vieler Myriaden Mannigfaltigkeit entſproſſen, ohne Zeugung von ihres Gleichen, ohne Samengehäuſe, ohne Gebärmutter? Wer hat die Zahl ihrer urſprünglichen Gattungen, ihrer Autochthonen gezählt? Wer kann uns berichten, wie viele Einzelne von jeder Geſtalt, in ganz verſchiedenen Weltgegenden, ſich aus der gebärenden Mutter weichem, vom Meere befruchteten Schlamm organiſirten? Wer iſt ſo weiſe, der uns lehren könne, ob nur Einmal, an Einem Orte nur, oder zu ganz verſchiedenen Zeiten, in ganz getrennten Welttheilen, ſo

wie ſie allmälig aus des Oceans Umarmungen hervorgingen, organiſche Kräfte ſich regten?

Vielleicht wird man einwenden, daß es hierbei auf ein Experiment ankomme, welches Alles leicht und ohne Widerrede entſcheidet. Man nehme zwei Thiere von verſchiedenen Merkmalen, die jedoch ganz nahe verwandt zu ſein ſcheinen; man laſſe ſie ſich mit einander begatten. Entſteht aus dieſer Vermiſchung ein Mittelgeſchöpf, welches wieder zur Fortpflanzung fähig iſt, ſo waren ſeine Eltern von einerlei Gattung, obſchon verſchiedener Varietät (oder Art). Ich meines Theils finde hier, ſtatt aller Entſcheidung, blos eine neue Definition. Man nenne den Windhund und den Bologneſer, die zuſammen fruchtbare Mittelgeſchöpfe zeugen, Gattungen, oder Varietäten; ſo iſt man dadurch der Erforſchung ihres gemeinſchaftlichen Abſtamms von Einem urſprünglichen Paare nicht um ein Haarbreit näher gekommen, und jene Ausdrücke bleiben nach wie vor Erfindungen des ſyſtematiſchen Naturforſchers, wodurch er auffallendere oder geringere Nüancen unter den Weſen der Erde bequem und ſchnell unterſcheiden will. Allein ſo geht es freilich immer, wenn man Begriffe verwechſelt und eine Hypotheſe, die irgend Jemand auf eine Thatſache bauet, nun ſelbſt für Thatſache anſieht.

Es läßt ſich a priori nicht läugnen, daß Thiere von verſchiedener Art ſich im wilden oder freien Zuſtande paaren, wiewol es mir höchſt unwahrſcheinlich iſt. Allein ein Beiſpiel dieſer Paarung iſt mir wenigſtens noch nicht bekannt. Man hat zuweilen ſehr ungleich geſtaltetete Inſekten gepaart angetroffen: indeſſen beweiſen die meiſten und bewährteſten der hierher gehörigen Beiſpiele nur, daß die Natur dem weiblichen und männlichen Geſchlecht in einerlei Gattung zuweilen ſehr verſchiedene Bildungen ertheilt; keineswegs, daß verſchiedene Gattungen ſich miſchen. Tauſend- und aber tauſendmal blühen in unſern Gärten die allernächſt verwandten Pflanzenarten neben einander, ohne daß je eine die andre befruchte. Nur die Hand des Menſchen hat bei dieſen keuſchen Geſchöpfen künſtlichen Ehebruch veranſtalten können. Im Thierreiche hat jede Art, jede Nüance, was dieſen Punkt betrifft, einen unwiderſtehlichen Hang zu ihres Gleichen, einen entſchiedenen Abſcheu vor andern Thieren, wenn gleich dieſe wenig, oft nur unmerklich verſchieden ſind. Nicht einmal vom Affen, der den Geſchlechtstrieb ſo heftig fühlt, iſt es erwieſen, daß im freien Zuſtande eine Gattung ſich mit der

andern belaufe. Und horchten Menſchen nur der Stimme des Inſtinkts, wäre es nicht ihre Vernunft, welche Lüſternheit und Begierde erkünſtelt — wie dies Herr Kant ſo ſcharfſinnig und meiſterhaft (Berlin. Monatſchr. Januar 1786 S. 6) entwickelt —: ſo würden wir ſowol bei Schwarzen als bei Weißen vor der ungleichartigen Vermiſchung Ekel und Abſcheu bemerken. Noch jetzt, glaube ich, darf man dieſen Widerwillen vom rohen unverdorbenen Landmann erwarten: er wird die Negerin fliehen; wenigſtens wird Geſchlechtstrieb nicht das Erſte ſein, was ſich bei ihrem Anblick in ihm regt.

Als Beweis eines gemeinſchaftlichen Urſprunges darf man alſo die künſtliche und an Thieren durch Gefangenſchaft erzwungene ungleichartige Begattung nicht anführen, obwol ſie in einer andern Hinſicht einigen Nutzen für die Naturkunde hat. Es iſt nämlich außer allem Zweifel, daß die Blendlinge von Kanarienvögel und Stieglitzen, auch mehren Finkenarten, die Fortpflanzungsfähigkeit beſitzen, die man auch dem von Hund und Fuchs entſproſſenen Mittelgeſchöpfe nicht abſprechen kann. Hingegen ſind die Fälle von fruchtbaren Maulthieren ſehr ſelten. Zwiſchen Gattung und Gattung iſt folglich nicht immer ein gleichweiter Abſtand: eine Bemerkung, die ſich auch ſonſt aus der Vergleichung der Bildungen durch das ſogenannte Thier- und Pflanzenreich ergibt. Panther, Leopard, Unze und Jaguar ſind mit einander näher verwandt, als mit dem geſtreiften Tiger, auf den ſie folgen; und zwiſchen dieſem und dem Löwen iſt wieder ein größerer Zwiſchenraum, obgleich keine Lücke. Die beiden Orang-Utangs, der afrikaniſche und der aſiatiſche, ſtehen ungleich enger an einander gerückt, als wieder an beide der langarmige Gibbon ſich anſchließt. Die beiden Kameele der alten Welt ſind einander ungemein ähnlich; der Abſtand zwiſchen ihnen und den amerikaniſchen, die auch wieder im engſten Verhältniſſe unter ſich ſtehen, iſt weit größer. Man verſetze den Dachs in das Bärengeſchlecht oder unter die Viverren, ſo iſt der amerikaniſche dem europäiſchen ungleich näher, als jeder andern mit ihnen verwandten Gattung. Will man auch lieber jeden etwas größern Abſtand zwiſchen den Gattungen für die Grenze eines Geſchlechtes halten, ſo hat man hierdurch dennoch nichts gewonnen. Erſtlich vermehrt man dadurch die Anzahl der Geſchlechter (genera) auf eine für das Gedächtniß äußerſt läſtige Art; zweitens iſt die allgemeine generiſche Verwandtſchaft in einigen angeführten Beiſpielen, wie zwiſchen Löwe,

Panther und Tiger, unläugbar; und drittens iſt Geſchlecht ein eben ſo unbeſtimmter Begriff als Gattung, ſo bald es auf das Maß des Abſtandes ankommt, wodurch eins von dem andern getrennt iſt. Das Naſehorngeſchlecht faßt zwei nahe an einander grenzende Gattungen in ſich, und nun iſt zwiſchen ihm und den nächſten Geſchlechtern gleichſam eine große Kluft vorhanden. Eben ſo iſolirt ſteht der Elephant; beinahe ſo das Pferdegeſchlecht und das Nilpferd. Dafür grenzen die Igel ſehr nahe an die Stachelſchweine, die Haſen an die Jerbos, die Antilopen an die Ziegen von einer, an die Hirſche von der andern, an die Ochſen von der dritten Seite. Ueberall trifft man alſo völlig ungleiche Abſtände zwiſchen den einzelnen Erdweſen, die unſeren beſtimmten Eintheilungen nicht entſprechen. Unſere Fächer ſind alle nach einem Maßſtabe entworfen, alle gleichgroß, alle gleichweit von einander gerückt, alle in einer langen unabſehlichen Reihe hinter einander geſtellt. Von dem allen findet ſich nichts in der Natur. Sie bringt Weſen hervor, die ſich bald ſo völlig ähneln, daß wir keinen Unterſchied an ihnen wahrnehmen können; bald ſolche, die in geringen Kleinigkeiten abweichen; bald andere, wo nur von fern die Analogie beibehalten iſt; jetzt iſt es die Bildung, jetzt die Größe, jetzt die Farbe, die in ihren Formen wechſelt. Oft ſtoßen wir auf ein Geſchöpf, daß wie im Mittelpunkt zwiſchen mehren verwandten Gattungen ſteht. Mit einem Worte, die Ordnung der Natur folgt unſeren Eintheilungen nicht, und ſobald man ihr dieſelben aufdringen will, verfällt man in Ungereimtheiten. Ein jedes Syſtem ſoll Leitfaden für das Gedächtniß ſein, indem es Abſchnitte angibt, welche die Natur zu machen ſcheint; daß nun aber alle gleichnamige Abſchnitte, wie Geſchlecht, Gattung, Varietät, überall in gleichen Entfernungen von einander ſtehen, kann und darf Niemand behaupten. Daher eiferte Büffon gegen alle ſyſtematiſchen Entwürfe, wiewol es auch des Syſtematikers Schuld nicht iſt, wenn man mehr von ſeiner Methode fordert, als er ſelbſt davon verſpricht.

Wie viel iſt demnach für die Entſcheidung jener Frage zu hoffen? Iſt der Neger eine Varietät oder eine Gattung im Menſchengeſchlechte? Wenn es hierbei auf die erwieſene Abſtammung aller Varietäten von einem urſprünglichen gemeinſchaftlichen Elternpaare ankommt, die außer unbezweifelten hiſtoriſchen Belegen nicht dargethan werden kann, ſo findet keine beſtimmte Auflöſung ſtatt; denn ſolche Belege finden ſich nirgends. Ge-

nügt uns hingegen die Linné'ſche Beſtimmung; iſt eine Varietät von einer Gattung blos durch die Unbeſtändigkeit ihrer Merkmale verſchieden: ſo erfordert es noch eine kleine vorläufige Unterſuchung, in wie fern dieſe Definition auf die mancherlei Menſchenſtämme paßt.

Offenbar gibt es Farbenunterſchiede in einem jeden, ſowol dem weißen, als dem ſchwarzen Menſchenſtamme. Der Weiße wird in Afrika ſchwärzlich, der Neger im Kafferlande olivenfarbig. Allein ob dieſe Veränderlichkeit bis zu einer völligen Umwandlung der weißen in die ſchwarze Farbe, und umgekehrt, der ſchwarzen in die weiße, gehen könne: dies lehrt bis jetzt noch kein Experiment. So auffallend verſchieden die Bildung des Negers, zumal ſeines Kopfes, vom Weißen iſt, ſo gewiß gibt es doch auch in Afrika verſchiedene Nüancen, die an verſchiedenen Völkerſchaften bemerkt worden ſind. Die Eigenthümlichkeit der Nationalbildungen unter den Weißen hat Niemand geläugnet. Allein auch hier kann ſchlechterdings nicht bewieſen werden, daß die Geſtalt eines Negers ſo weit abarte, bis ſie den Weißen gleichkommt; und umgekehrt, ſind ſchwarzgewordene Portugieſen oder Araber der Bildung nach keine Neger. Im Gegentheil iſt im Kaffern und Hottentotten die charakteriſtiſche Negerphyſiognomie unverkennbar; und im Araber, ſei er auch noch ſo ſehr verbrannt, leuchtet ſeine Abſtammung von Weißen aus dem Antlitz hervor. Wir finden hier zwar Progreſſionen, aber nicht ſolche, deren Reihen ſich endlich begegnen; ſondern ſie rücken vielmehr auf Parallellinien fort, ohne je ſich näher zu kommen. Auf dieſem Wege gelangen wir alſo nicht zum Ziele. Und nun bleibt nur noch ein Zugang offen, durch welchen wir vielleicht der Entſcheidung unſerer Frage näher kommen können. Wenn Menſchen aus verſchiedenen Stämmen, wie z. B. Weiße mit Negern, ſich vermiſchen, ſo artet ihre Farbe in dem von ihnen erzeugten Mittelgeſchöpfe, zu gleichen Theilen unausbleiblich an; kein anderes Kennzeichen, woran man ſonſt die beiden Stämme unterſcheidet, trägt in dem Blendling dieſe unausbleibliche Spur der ungleichartigen Zeugung. Farbenunterſchied alſo iſt weſentlicher als alle übrigen Verſchiedenheiten; er iſt beſtändiger, ſie aber zufällig und einem bloßen Ungefähr unterworfen, welches bald vom Vater, bald von der Mutter einen Zug der Bildung des Kindes einverleibt. Dies, wenn ich nicht unrecht verſtanden habe, iſt der Inbegriff einer Behauptung, auf welche Herr Kant

ſeine neue Definition gegründet hat. Laſſen ſie uns ſehen, in wiefern ſie haltbar iſt. Oben verwarf ich bereits dieſe Beſtimmung, weil ſie ſich nicht auf alle Fälle anwenden läßt; denn ſo wie die Farbe blos durch klimatiſches Einwirken ſich ändert, auch ohne Vermiſchung, ſo tritt die Möglichkeit ein, daß einzelne Menſchen aus zweierlei Stämmen gleichgefärbt ſein können. Hier kommt nur noch das Anarten überhaupt in nähere Betrachtung. Zum Beweiſe, daß außer der Farbe nichts unausbleiblich anarten könne, führt Kant die zufälligen Gebrechen, Schwindſucht, Wahnſinn, Schiefwerden, u. ſ. w. an, denen er allenfalls auch noch die Bilſinger und Kakerlaken hätte hinzufügen können. Allein von Krankheiten und Mißgeburten auf natürliche Eigenthümlichkeiten der Bildung zu ſchließen, ſcheint mir noch etwas gewagt. Noch nie habe ich einen Mulatten oder Meſtizen geſehen, dem man es nicht auch in den Geſichtszügen angeſehen hätte, daß er ein Blendling von zwei Völkern ſei. Und wie wollte man auch daran zweifeln, da nicht nur, wenn Perſonen von zweierlei Stämmen, ſondern auch, wenn Menſchen aus einerlei Volk, aus einer Stadt und einer Familie ſich heirathen, die Eltern wieder in den Zügen der Kinder erkannt werden können? Wahr iſt es, ein geübteres Auge wird zur Bemerknng dieſer Aehnlichkeiten erfordert. Farbenunterſchiede fallen auf; denn ſie ſind auf der ganzen Oberfläche des Körpers bemerklich. Nachartung in einzelnen Theilen, kann auch nur in dieſen Theilen geſucht werden. Daher, und nicht weil die Farbe ein weſentlicheres, dauerhafteres Unterſcheidungszeichen als die Geſtalt, zum Beiſpiel des Gerippes, iſt, können auch einzelne Züge nicht allemal unausbleiblich gleichförmig anarten, ſondern müſſen bald vom Vater, bald von der Mutter ohne Miſchung genommen werden. In weißen Familien ſieht man freilich die blauen und die braunlichen Augen, bald dem Vater, bald der Mutter nachgeartet; allein es ſcheint hier blos deswegen keine Zwiſchen-Nüance ſtatt zu finden, weil die Farbe der Iris vermuthlich auf Umſtänden beruhet, die mit den Erſcheinungen chemiſcher Miſchungen Aehnlichkeit haben. Je nachdem der Niederſchlag mit dieſem oder jenem Grundſtoffe mehr oder weniger geſättigt iſt, wird das Auge blau oder braun; und dieſen Sättigungspunkt beſtimmt im Augenblicke der Zeugung die zufällig überwiegende Energie des einen oder des andern Zeugungsſtoffes. Hier iſt allerdings noch ein weites Feld für künftige Beobachter offen. Eine

Reihe ſorgfältig geſammelter Erfahrungen würde höchſt wahrſcheinlich zeigen, daß von der Gleichförmigkeit des Anartens in Mittelgeſchöpfen noch Vieles wegfallen muß. Nicht jede Zeugung von denſelben Eltern fällt gleichförmig aus, wenn beide aus einerlei Stamme ſind: a priori ſieht man nicht ein, warum bei zweierlei Eltern mehr Gleichförmigkeit ſtatt finden müſſe; a posteriori iſt man uns den Beweis noch ſchuldig. Ein Beiſpiel vom Gegentheil entſcheidet das Schickſal der Theorie. Man hat demnach fürs erſte Erkundigungen einzuziehen: ob es nicht Fälle gibt, wo bald der ſchwarze Vater, oder die ſchwarze Mutter, bald umgekehrt die weißen Eltern, ſichtbarlich den ſtärkſten Antheil an ihrer Nachkommenſchaft haben?

Sie ſehen nun wol, mein Freund, daß dieſe Sache noch nicht aufs Reine gebracht iſt. Man gebe uns ein unbezweifeltes Beiſpiel, daß eine Negerfamilie, nachdem man ſie in unſer Klima verſetzt, in einer gewiſſen Reihe von unvermiſchten Generationen ihre Farbe verloren, ihre affenähnliche Bildung allmälig für die europäiſch-klimatiſche vertauſcht habe: ſo nennen wir ohne Widerrede den Neger eine Menſchen-Varietät in Linné'ſchem Verſtande, weil ſeine Merkmale blos klimatiſch und veränderlich ſind. Allein ein ſolches Beiſpiel exiſtirt nicht, und wird wol immer entbehrt werden müſſen. Nun werde mit einiger Wahrſcheinlichkeit dargethan, daß die Farbe des Weißen, ſo wie des Negers, nur bis auf einen gewiſſen Punkt veränderlich ſei, ſodann aber bei vermiſchten Zeugungen unfehlbar gleichförmig nacharte: ſo habe ich nichts dawider, wenn man auf dieſen Grund hin, den Weißen und Schwarzen als Varietäten (Racen oder Arten) derſelben Gattung aufführt. In ſofern aber gemeinſchaftlicher Urſprung aus einer oder der andern Beſtimmung gefolgert werden ſoll, wird man auf jenen Beifall Verzicht thun müſſen, der nur auf klare unwiderſtehliche Evidenz erfolgt.

Wir wollen anf einen Augenblick annehmen, das Factum der halbſchlächtigen Zeugung ſei ſo unfehlbar, wie es nach Herrn Kant's Vorausſetzung ſein muß; und nun fragen: aus welchen Gründen ſollen wir glauben, daß ein unausbleiblich erblicher Unterſchied nicht allemal eine urſprünglich verſchiedene Gattung bezeichne? ſich nur im gegenwärtigen Fall auf eine Race eines und deſſelben urſprünglichen Stammes beziehe? Hier antwortet Herr Kant: er könne nicht begreifen, wie Organiſationen ſo nahe verwandt ſein ſollten, daß aus ihrer Miſchung unausbleib-

lich ein Niederſchlag entſtehen müſſe, falls ſie nicht alle aus einem einzigen erſten Stamme entſproſſen wären. Manchem iſt es vielleicht eben ſo unbegreiflich, daß derſelbe Vater den Weißen und den Neger gezeugt haben könne; denn die Keime dieſer unähnlichen Brüder mußten, wie Ledas Eier, Zwillinge in ſich ſchließen, damit jedem Bruder auch ein gleichförmiges Weib zu Theil würde; und nimmt man vollends vier Hauptracen an, ſo iſt hier mehr Wunderbares als in jener griechiſchen Fabel.

Seltſam, und Vielen unbegreiflich muß es auch immer bleiben, daß Herr Kant ſeiner Theorie zu gefallen ſich in die große Schwierigkeit verwickelt, in einem Falle zuzugeben, ja ſogar als nothwendig zu behaupten, was er in einem zweiten völlig ähnlichen Falle für ganz unmöglich hält. Wenn man annimmt, daß die Menſchen, die gewiſſe Länder allmälig bevölkerten, nach langer Zeit durch Klimatiſirung einen eigenthümlichen Charakter annehmen konnten: ſo läßt es ſich auch allenfalls noch vertheidigen, daß gerade diejenigen Menſchen, deren Anlage ſich für dieſes oder jenes Klima paßte, da oder dort, durch eine weiſe Fügung der Vorſehung, geboren wurden. Allein wie iſt nun derſelbe Verſtand, der hier ſo richtig ausrechnete, welche Länder und welche Keime zuſammentreffen müßten, und ſie auch wirklich alle aus irgend einem Winkel Aſiens an den Ort ihrer Beſtimmung in ihrer Väter Lenden tragen ließ, auf einmal ſo kurzſichtig geworden, daß er nicht auch den Fall einer zweiten Verpflanzung vorausgeſehen? Dadurch wird ja die angeborne Eigenthümlichkeit, die nur für ein Klima taugt, gänzlich zwecklos; hätten folglich auch auf dieſen Fall wieder veränderliche Keime aufgehoben werden müſſen, die ſich in dem zweiten Klima entwickeln, und ſich ihm anpaſſen ſollten. Mit andern Worten: war es in einem Falle möglich, daß in verſchiedenen Weltgegenden Menſchen einerlei Stammes ſich allmälig ganz veränderten, und ſo verſchiedene Charaktere annahmen, wie wir jetzt an ihnen kennen: ſo läßt ſich die Unmöglichkeit einer neuen Veränderung nicht nur a priori nicht darthun; ſondern auch, wo ſie ſtatt findet, macht ſie den Schluß auf einen gemeinſchaftlichen Urſprung höchſt verdächtig. Jetzt gehen wir weiter.

Sie werden mir zugeben, daß das jetzige Verhältniß der grasfreſſenden Thiere zu den fleiſchfreſſenden von jeher ſtatt gefunden haben muß, weil ſonſt die erſteren von den letzteren gleich nach ihrer Entſtehung verzehrt worden wären. Es gab alſo von

jeher eine weit größere Menge von jeder grasfreſſenden Gattung, als es Raubthiere gab, die ſich von jenen nährten. Einer der beſten zoologiſchen Schriftſteller, Herr Zimmermann *), hat ſogar mit vieler Wahrſcheinlichkeit vermuthet, daß der ganze Erdboden gleich anfänglich ſich überall mit Thieren und Pflanzen bedeckte. Er zeigt, daß es unmöglich ſei, alle Thierarten an einem Orte entſtehen zu laſſen; und eben ſo leicht, oder eben ſo ſchwer, — wie man will — ſich die Entſtehung eines einzigen Paares von jeder Art oder von vielen Hunderten auf einmal als möglich und wirklich zu denken. In der That, wenn doch einmal von unbegreiflichen Dingen geſprochen werden darf, ſo würde mir das Unbegreiflichſte von allen ſein, daß die unzähligen Erdweſen nur einzeln oder paarweiſe hervorgegangen wären; indem ein jedes, bis auf eine geringe Anzahl von Raubthieren, irgend einer andern Gattung zum Unterhalte dient. Man macht weit weniger Schwierigkeit, ſich eine allgemeine Bekleidung der Erde im Pflanzenreiche zu denken, vermuthlich wol, weil man noch jetzt die ganze Oberfläche mit jedem Frühlinge grün werden ſieht, ohne daß man die Anſtalten dazu, die man im Thierreiche leichter wahrnimmt, ſo unmittelbar vor Augen hat. Iſt aber die Erde jetzt reicher an organiſchen Kräften, als ehemals? Und wo iſt vor andern das beglückte Plätzchen, welches allein den ganzen Vorrath der Natur in ſich beſchloſſen hielt, den Vorrath für jedes Klima und jedes Element? Wenn im Gegentheil, jede Gegend die Geſchöpfe hervorbrachte, die ihr angemeſſen waren, und zwar in dem Verhältniſſe gegen einander, welches zu ihrer Sicherheit und Erhaltung unentbehrlich war: wie kommt es, daß der wehrloſe Menſch hier eine Ausnahme machen ſoll? Die Natur hat vielmehr, wie Herr Kant ſelbſt behauptet, einem jeden Stamme ſeinen Charakter, ſeine beſondere Organiſation, urſprünglich in Beziehung auf ſein Klima und zur Angemeſſenheit mit demſelben, gegeben. Unſtreitig läßt ſich dieſes genaue Verhältniß zwiſchen dem Lande und ſeinen Bewohnern am leichteſten und kürzeſten durch eine locale Entſtehung der letztern erklären. Brachte Afrika ſeine Menſchen hervor, wie Aſien die ſeinen, ſo iſt es, dünkt mich, nicht ſchwer zu begreifen, warum jene, ſo wie dieſe, ſich ſo beſonders zu ihrem jedesmaligen Klima paſſen. Warum aber dieſe

*) S. Geographiſche Geſchichte des Menſchen u. ſ. w. III. Th. S. 203.

beiden Menſchenarten, wenn ſie ja zuſammen kommen, ihr Geſchlecht mit einander fortpflanzen können, iſt mir nicht räthſelhafter, als der Grund, weshalb unſere Rinder mit den Biſons in Amerika und Aſien, und mit den indiſchen Buckelochſen einen Mittelſchlag geben: es ſind Arten, die ſehr nahe an einander grenzen; oder es ſind Varietäten von einer Gattung, die das Siegel des Klima's an ſich tragen, in welchem ſie zuerſt entſtanden: jenes, wenn ihre unterſcheidenden Merkmale unauslöſchlich ſind; letzteres, falls ſie, wie es der Linné'ſche Begriff erfordert, blos durch Verpflanzung, ohne Vermiſchung, eine in die andere übergehen können.

Ich habe mich im Vorhergehenden gefliſſentlich öfters des Wortes Varietät bedient, zugleich aber zu verſtehen gegeben, daß ich es mit Racen für gleichbedeutend halte; letzteres war freilich bisher noch wenig beſtimmt. Wir haben es von den Franzoſen entlehnt; es ſcheint mit racine und radix ſehr nahe verwandt, und bedeutet Abſtammung überhaupt, wiewol auf eine unbeſtimmte Weiſe: denn man ſpricht im Franzöſiſchen von der Race Cäſar's, ſo wie von Pferde- und Hunde-Races, ohne Rückſicht auf erſten Urſprung, aber doch, wie es ſcheint, allemal mit ſtillſchweigender Unterordnung unter den Begriff einer Gattung. Es wäre ein Auftrag an einen geſchäftsloſen Menſchen, zu entwickeln, in welchem Sinne jeder Schriftſteller dieſes Wort gebraucht haben mag. Von den Reiſebeſchreibern, welche neuerlich die Bewohner der Südſeeinſeln geſchildert haben, darf ich wol ſagen, daß ſie ihre Zuflucht zu dem Worte Race nur da zu nehmen ſcheinen, wo es ihnen unbequem ward Varietät zu ſagen. Es ſollte mehr nicht heißen, als ein Haufen Menſchen, deren gemeinſchaftliche Bildung Eigenthümliches und von ihren Nachbarn Abweichendes genug hat, um nicht unmittelbar von ihnen abgeleitet werden zu können; ein Stamm, deſſen Herkunft unbekannt iſt, und den man folglich nicht ſo leicht unter eine der gewöhnlich angenommenen Menſchenvarietäten rechnen kann, weil uns die Kenntniß der Zwiſchenglieder fehlt. So nannte man die Papuaner und die übrigen mit ihnen verwandten ſchwarzen Inſulaner im Südmeer, eine von den hellbraunen eben daſelbſt befindlichen Völkern malayiſcher Abkunft verſchiedene Race, das iſt: ein Volk von eigenthümlichem Charakter und unbekannter Abſtammung. Will man ſich inskünftige an dieſe Definition halten, wenn von Menſchen die Rede iſt, ſo kann das Wort noch beibehalten werden;

wo nicht, ſo können wir es füglich entbehren. Herrn Kant's Beſtimmung hingegen ſcheint um ſo weniger annehmlich zu ſein, je ungewiſſer und unwahrſcheinlicher es iſt, daß es unter Thieren eines und deſſelben Stammes jemals einen unausbleiblich erblichen Unterſchied geben könne.

Von jenen veränderlichen Spielarten, die unter unſern Augen entſtehen, wiſſen wir, daß ihre Unterſcheidungszeichen auch vergänglich ſind, daß eine in die andere übergeht und in den Enkeln wieder die unveränderte Bildung der Vorfahren zum Vorſchein kommt, wenn gleich die Zwiſchenglieder davon abgewichen waren. Wenn ſich aber Unterſchiede nicht mehr hiſtoriſch bis auf ihren Entſtehungspunkt nachſpüren laſſen, ſo iſt es das Geringſte was man thun kann, ihren Abſtamm für unentſchieden zu halten; und jener Unterſchied, den Herr Kant zwiſchen den Begriffen des Naturbeſchreibers und des Naturgeſchichtskundigen machen wollte, muß ganz und gar wegfallen.

Ich erlaube mir demnach keinesweges die Frage: ob es mehre urſprüngliche Menſchenſtämme gibt, entſcheidend zu bejahen. Allein nach Allem, was Herr Kant von dem dauerhaften Unterſchiede zwiſchen dem Neger und dem Weißen darlegt; nach billiger Erwägung des wehrloſen Zuſtandes, in welchem ſich der Naturmenſch befindet, und der Gefahren, denen er von großen Raubthieren, giftigen Amphibien, Inſekten und Pflanzen blos geſtellt iſt: kann ich es wenigſtens nicht für unwahrſcheinlich oder unbegreiflich halten, daß zwei verſchiedene Stämme und vielleicht von jedem eine hinlängliche Anzahl von Individuen, als Autochthonen, in verſchiedenen Weltgegenden hervorgegangen ſind. Wären die Unterſchiede zwiſchen den Indiern und den Weißen erheblicher, ſo könnte man jene vom aſiatiſchen Erdbuckel, und dieſe vom Kaukaſus ableiten. Amerika, als ein Welttheil welcher ſpäter bewohnbar geworden iſt, hat vielleicht gar keine Autochthonen gehabt; doch hier iſt freilich Alles ungewiß.

Uebrigens ſehe ich bei der Vorausſetzung, daß es mehre urſprüngliche Menſchenſtämme gibt, auch keine einzige Schwierigkeit mehr, als bei der Hypotheſe von einem einzigen Paare. Wenn in Afrika die Neger, am Kaukaſus die Weißen, am Emaus die Scythen und Indier entſtanden; ſo konnten Jahrhunderte verſtreichen, ehe dieſe verſchiedenen Menſchen, die noch dazu vermuthlich durch Oceane getrennt waren, einander nahe kommen konnten. Herr Kant befürchtet zwar, (Berlin. Mo-

natſch. Januar 1787 S. 3) daß bei der Vorausſetzung von mehr als einem Paare entweder ſofort der Krieg entſtanden ſein müſſe, oder die Natur wenigſtens dem Vorwurfe nicht entgehen könne, ſie habe nicht alle Veranſtaltungen zur Geſelligkeit getroffen. Ich geſtehe es, mir leuchtet dieſer Einwurf nicht ein. Wenn es überhaupt nothwendig war, daß von gewiſſen Gattungen wehrloſer Geſchöpfe mehre Einzelne zugleich hervorgebracht werden mußten, ſo kann man ſich leicht überzeugen, daß der Erhaltungstrieb allein hinreichend geweſen ſei, ſie geſellig zu machen. Wie manche Gattung geſelliger Thiere gibt es nicht außer dem Menſchen! wie viele hat nicht die Natur gelehrt, aus ihrer Vertheidigung und Erhaltung eine gemeinſchaftliche Angelegenheit zu machen! Hingegen hat ſie nirgends zwiſchen Weſen von gleicher Art Feindſchaft und Zerſtörungswuth geſetzt. Krieg, wie Herr Kant das unwiderleglich und unübertrefflich (S. 19) beweiſt, iſt eine der erſten Folgen von dem Mißbrauche der Vernunft, die dem Inſtinkt zuwider handelt. Wenn die Mythologie, die er zum Leitfaden wählt, in der Geſchichte eines Menſchenpaares ſogleich den erſtgebornen Sohn zum Brudermörder macht, ſo ſcheint doch freilich für die Sicherheit der Menſchen durch ihre gemeinſchaftliche Abſtammung ſchlecht geſorgt zu ſein. Da der Inſtinkt hingegen die Antilopen in Afrika in Heerden vereinigt, damit ihrem feſtgeſchloſſenen Phalanx die Löwen, Panther und Hyänen nichts anhaben mögen; da der Inſtinkt einen Trupp Affen mit Prügeln bewaffnet, womit ſie den Elephanten aus ihren Nuß- und Obſtwäldern verjagen: ſo ſcheint es mir nicht ungereimt, durch dieſen dunkeln Trieb auch Menſchen ſich verſammeln zu laſſen, damit die Folgen ihres geſelligen Lebens, Sprache und Vernunft, ſich deſto ſchneller entwickeln mögen.

Doch indem wir die Neger als einen urſprünglich verſchiedenen Stamm vom weißen Menſchen trennen: zerſchneiden wir da nicht den letzten Faden, durch welchen dieſes gemißhandelte Volk mit uns zuſammenhing, und vor europäiſcher Grauſamkeit noch einigen Schutz und einige Gnade fand? Laſſen ſie mich lieber fragen, ob der Gedanke, daß Schwarze unſere Brüder ſind, ſchon irgendwo ein einziges Mal die aufgehobene Peitſche des Sclaventreibers ſinken hieß! Peinigte dieſer nicht, in völliger Ueberzeugung, daß ſie ſeines Blutes wären, die armen duldſamen Geſchöpfe mit Henkerswuth und teufliſcher Freude? Menſchen einerlei Stammes, die der unerkannten Wohlthat einer ge-

reinigten Sittenlehre theilhaftig waren, bezeigten ſich ja darum nicht duldſamer und liebreicher gegen einander. Wo iſt das Band, wie ſtark es auch ſei, das entartete Europäer hindern kann, über ihre weißen Mitmenſchen eben ſo deſpotiſch wie über Neger zu herrſchen? War es nicht vielmehr noch immer edles Selbſtgefühl und Widerſtreben desjenigen, den man bedrücken wollte, das hier und dort den Uebermuth des Tyrannen in Schranken hielt? Wie ſollen wir alſo glauben, daß ein unerweislicher Lehrſatz die einzige Stütze des Syſtems unſerer Pflichten ſein könne, da er die ganze Zeit hindurch, als er für ausgemacht galt, nicht eine Schandthat verhinderte? Nein, mein Freund, wenn Moraliſten von einem falſchen Begriffe ausgehen, ſo iſt es wahrlich ihre eigne Schuld, wenn ihr Gebäude wankt, und wie ein Kartenhaus zerfällt. Praktiſche Erziehung, die jeden Grundſatz durch faßliche und tiefen Eindruck machende Beiſpiele erläutert, und aus der Erfahrung abſtrahiren läßt, kann vielleicht es dahin bringen, daß Menſchen künftig fühlen, was ſie Menſchen ſchuldig ſind, was jede Thierart ſogar, mit der ſie doch willkürlich umgehen, an ſie zu fordern hat; Köhlerglaube hat es nie gekonnt, und wird es nie bewirken. In einer Welt, wo nichts überzählig iſt, wo alles durch die feinſten Nüancen zuſammenhängt, wo endlich der Begriff von Vollkommenheit in dem Aggregat und dem harmoniſchen Zuſammenwirken aller einzelnen Theile des Ganzen beſteht, ſtellte ſich vielleicht dem höchſten Verſtande die Idee einer zweiten Menſchengattung als ein kräftiges Mittel dar, Gedanken und Gefühle zu entwickeln, die eines vernünftigen Erdweſens würdig ſind, und dadurch dieſes Weſen ſelbſt um ſo viel feſter in den Plan des Ganzen zu verweben. Weißer! der du ſo ſtolz und ſelbſtzufrieden wahrnimmſt, daß, wohin du immer drangſt, Geiſt der Ordnung und Geſetzgebung den bürgerlichen Vertrag begründeten, Wiſſenſchaft und Kunſt den Bau der Cultur vollführen half; der du fühlſt, daß überall im weiten volkreichen Afrika die Vernunft des Schwarzen nur die erſte Kindheitsſtufe erſteigt, und unter deiner Weisheit erliegt — Weißer! du ſchämſt dich nicht am Schwachen deine Kraft zu mißbrauchen, ihn tief hinab zu deinen Thieren zu verſtoßen, bis auf die Spur die Denkkraft in ihm vertilgen zu wollen? Unglücklicher! von allen Pfändern, welche die Natur deiner Pflege anbefohlen hat, iſt er das Edelſte! Du ſollteſt Vaterſtelle an ihm vertreten, und indem du den heiligen

Funken der Vernunft in ihm entwickelteſt, das Werk der Veredlung vollbringen, was ſonſt nur ein Halbgott, wie du oft glaubteſt, auf Erden vermochte. Durch dich konnte, ſollte er werden, was du biſt, oder ſein kannſt: ein Weſen, das im Gebrauch aller in ihn gelegten Kräfte glücklich iſt. Aber geh, Undankbarer! Auch ohne deinen Willen wird er es einſt, durch dich; denn auch du biſt nur ein Werkzeug im Plane der Schöpfung!

Das ſind die Gedanken, lieber B., die des würdigen Philoſophen beide Aufſätze bei mir erregt haben. Ich hange nicht ſo feſt daran, daß ich ſie nicht von Herzen gern fahren ließe, ſobald man ſie widerlegt haben wird. Indeß gebe ich keinen geringen Beweis von dem Durſte nach Wahrheit und Belehrung, der in mir brennt, indem ich ſie bekannt zu machen wage; denn das Urtheil derer, die es ſich beikommen laſſen, in dieſem Punkte vom gewöhnlichen Wege abzuweichen, iſt ſchon geſprochen. Obgleich ein gewiſſes altes Buch mit keiner Sylbe des Negers erwähnt; obgleich der große Mann, der angebliche Verfaſſer deſſelben, vermuthlich keinen Neger je geſehen hat, ſo iſt es doch ein Angriff auf dieſes alte Buch, wenn man von mehr als einem Menſchenſtamme ſich eine Möglichkeit vorſtellt, und dieſer Streich, der Niemanden verwundet, heißt eine Ketzerei. Die Ketzer aber ſind boshafte Leute; ſie treibt die Neuerungsſucht, ſie führt die die blinde Unwiſſenheit. Wenn ſie mich aber auch nicht immer von dem Verdacht einer ſolchen Begleiterin befreien können, ſo wird wenigſtens eine echte philoſophiſche Jury mich, in Anſehung der beiden andern Punkte, nicht für ſchuldig erkennen. Für jetzt genug hiervon. Vielleicht nehme ich dieſe Materie von den Menſchen-Varietäten künftig wieder zur Hand; denn mir fällt noch Vieles ein, worüber ich nicht einverſtanden bin. Leben ſie wohl.

Ein Blick in das Ganze der Natur.

Einleitung zu Anfangsgründen der Thiergeſchichte.

Da Wiſſenſchaft und Kunſt noch in der Wiege lagen, und der Trieb des Menſchen, ſeine phyſiſche Beſtimmung zu erfüllen, faſt allein ſein Forſchen beſeelte: da faßte noch ein einziger Kopf alles menſchliche Wiſſen, da konnte derſelbe Mann zu gleicher Zeit ein Prieſter Gottes, ein König, ein Hausvater, ein Arzt, ein Ackermann und ein Schäfer ſein. Drei bis vier Jahrtauſende haben alles verändert. Wir ſind Aufbewahrer der unzähligen Begebenheiten, der Erfahrungen, der Erfindungen und der Werke des menſchlichen Geiſtes, welche jener große Zeitraum beſchließt. Ungeheuer iſt die Summe dieſer Kenntniſſe; ſie wächſt noch immer fort, und bleibt in keinem Ebenmaße mit den engen Schranken dieſes Lebens. Zwar erwacht zuweilen noch ein vielfaſſender Kopf, der, in mehren Wiſſenſchaften gleich groß, nicht an ihrer Fläche dahinſchwebt, ſondern ihre Tiefen verſucht und ergründet. Allein wie ſelten wird der Welt ein ſolches Göttergeſchenk? Oft iſt ausgebreitete Gelehrſamkeit dieſer Art ein bloßes Gedächtnißwerk, welches die Urtheils- und Anſchauungskräfte entnervt. Der Heiligenſchein (nimbus) unſerer Polyhiſtoren zerflattert leicht, und läßt uns ſodann nur lebendige Regiſter oder Wörterbücher zurück. Statt des Verſtandes gilt noch öfter Witz, der nicht nach ſtrengen und bewährten Regeln ſchließt, der Reſultate ahnen und errathen will, ſich aber übereilt und die Wahrheit öfter verfehlen als treffen kann *). Nur wahres Genie dringt in das

*) S. Hemsterhuis Lettre sur l'homme etc. p. 9.

finſtre Chaos der Gelehrſamkeit, und ſchafft es zur organiſchen Geſtalt um: es verdauet gleichſam das Ganze, und bereitet aus ſeiner heterogenen Miſchung geſunden, gleichartigen Lebensſaft. Mit kühnen aber ſichern Schritten nahet es ſich der Wahrheit, als ſeinem Ruhepunkte, und verſchwendet, um dahin zu gelangen, keine Kraft umſonſt: mit eigenthümlichem Scharfſinn verkettet es Erfahrungen, und ergreift die entfernteſten Reſultate eines geprüften Satzes, faſt in dem Augenblicke des Anſchauens; ja, es fühlt ſchon ſympathetiſch die neue Wahrheit am Ende einer Reihe von Schlüſſen, ehe noch der Fleiß des alltäglichen Denkers ein Glied dieſer Schlußfolge berichtigen kann. Allein echtes Genie iſt am litterariſchen Horizonte noch ſeltener als Kometen und neue Irrſterne an der Bühne des Himmels: Jahrhunderte können verfließen, ohne daß ein ſo wohlthätiges Phänomen ſie der Vergeſſenheit entreißt, und die Nationen mit ſeinem bleibenden Lichte beglückt.

Man zerſtückte alſo die Wiſſenſchaft, und glaubte, nun ſei jede Schwierigkeit beſiegt. Es entſtanden Facultäten, und in dieſen faſt unzählige Unterabtheilungen und Fächer. Jeder einzelne Theil der menſchlichen Kenntniſſe erhielt eigne Beobachter, die auf das Ganze Verzicht thun, ſich nur dem Theile widmen ſollten. Da entwich dem ſchönen Körper die ſchönere Seele, und jedes erſtarrte, abgeſchnittene Glied wuchs durch innerliche Gährung zum Unholde von eigner Art. Jeder ſchätzte nur die Wiſſenſchaft, die er gewählt, und ſchien zu vergeſſen, daß ſie nur in Verbindung mit den andern das Glück der Menſchheit befördert. So ergötzt ſich das Kind noch an den Trümmern ſeiner künſtlichen Spielſachen, die es muthwillig zerſchlug. Die Folgen dieſer Sünde blieben nicht aus: ſie hemmte die Aufklärung und den Wachsthum des nützlichen Wiſſens; ſie erſchwerte die Anwendung neuer Erfindungen zum Beſten des Staates, und ſtreute eine reiche Saat von Vorurtheilen aus.

Der unentbehrliche Zweig unſerer Erkenntniß, auf dem die Erhaltung und Pflege des phyſiſchen Lebens, und großentheils auch die Bildung des Geiſtes und Herzens für die Zukunft, beruhet, die Kenntniß der Natur, entging keinesweges einem ähnlichen Schickſal. Allmälig entriß man ihr jede Hülfswiſſenſchaft, ſchränkte ſie auf die äußerlichen Geſtalten der Körper ein, und machte ſie zu einem leeren Gewäſch von Namenverzeichniſſen, Kunſtwörtern und Syſtemen. Phyſik — die Entwickelung der

allgemeinen Geſetze, nach welchen ſich das Weltall in ungeſtörter Harmonie bewegt, und die Lehre von den lebenden, regen, wirkſamen Kräften der Natur; — dann Phyſiologie, die Kenntniß der Ernährung, Ausbildung und Verrichtungen eines jeden Theils, kurz die Lebensgeſchichte des organiſchen Körpers; — Zergliederungskunſt, der einzige ſichere Weg, den inneren Bau der Körper, und mit ihm den wundervollen Mechanismus des Ganzen, ſo wie den Sitz und Grund der Krankheiten zu enthüllen; — endlich Chemie, das Mittel, dem Grundſtoff eines jeden Dinges nachzuſpähen, und deſſen Anwendung zu entdecken: — dies ſind lauter Wiſſenſchaften, die ſo mancher Naturalienmäkler nicht kennt, der gleichwol keck auf den ehrwürdigen Namen des Naturforſchers Anſpruch macht. Ihm iſt Naturkunde eine Wiſſenſchaft für die Sinne allein. Ihr glänzendes Aeußeres beſtimmt ſie in der That zum Spielzeuge der Weiber und Kinder, und ſolcher Männer, deren Gedächtniß für die Namen vieler Schneckenhäuſer und Schmetterlinge Raum genug enthält. Ich eifere nicht wider den Liebhaber der Natur, der, ohne Kenner zu ſein, dennoch an der Beſchauung ihrer Producte Wohlgefallen hat. Mag der Fleiß des arbeitſamen Bürgers ſich immer mit ſelbſtgewähltem Genuſſe belohnen, wenn er unſchuldig wie dieſer iſt! Mag der Redliche, der alle Kräfte zum Flor des Vaterlandes angeſtrengt, in Erholungsſtunden, im häuslichen Kreiſe der Seinen, oder bei ſtiller Einſamkeit *) immerhin ſo glücklich ſein, als der Anblick einer endloſen Mannigfaltigkeit der Geſchöpfe, und der dabei erwachende Gedanke an des Schöpfers Allmacht, Weisheit und Liebe ihn machen kann! Verächtlich iſt nur der Prahler, der ſeine Unwiſſenheit für baare Gelehrſamkeit verkauft, und dadurch die nützlichſte Wiſſenſchaft um ihr Anſehen bringt.

Daß der fleißigſte Forſcher der Natur alles mit eigenen Augen ſehen, jede Beobachtung wiederholen, und dennoch die Wiſſenſchaft mit eigenem Scharfſinn erweitern, und in Anwendung auf das phyſiſche und ſittliche Glück der Menſchheit benutzen könne, iſt nach dem Maße unſerer Kräfte und Lebensjahre nicht zu erwarten. Allein die zuverläſſigen Entdeckungen Anderer zu benutzen, und den ganzen gegenwärtigen Zuſtand der Wiſſenſchaft inne zu haben, Wahrheit und Thatſache von Irrthum und Betrug zu unterſcheiden, die weſentlichen Grundlehren

*) Natuurkundige Verhandlingen van Petrus Camper, etc. p. 131.

ganz zu verbauen, und dann den einzelnen Theil, den Punkt der Wiſſenſchaften, deſſen Aufklärung uns näher liegt, mit ſteter Rückſicht auf jene Grundlage genauer zu ſichten und zu kultiviren: dazu iſt das Leben nicht nur, ſondern ſelbſt die Zeit der Bildung, unſere Jugend, lang genug. Mit Recht fordert man daher dieſe Vorkenntniſſe von Jedem, der ſich um die Unſterblichkeit des Ruhms bewirbt, und etwas mehr als eigene Ergötzung, nämlich das Beſte ſeiner Mitbürger, am Herzen zu haben vorgibt.

Die echte Naturkunde in ihrem ganzen Umfange verdient aber billig das Lob der Gemeinnützigkeit. Ihre Werke umgeben den Menſchen überall; er ſelbſt iſt das größte ihrer Wunder; das einzige ſichtbare Geſchöpf, dem ein innerer Trieb beſtändig zuruft: ſich ſelbſt zu erkennen, in dieſer Erkenntniß nirgends ſtille zu ſtehen, ſondern die Räthſel ſeines Daſeins von einer Auflöſung zur andern zu verfolgen und zu entwickeln. Dieſer heilige Trieb macht ihm Alles wichtig und ſeiner Aufmerkſamkeit würdig. Er kann ſich ſelbſt die Wahrheit nicht verſchweigen: was auf ihn wirke, ſtehe mit ihm in Verhältniß, habe eine beſtimmte Beziehung auch auf ihn; ohne Prüfung dieſer Verhältniſſe könne ſeine Erkenntniß nicht vollkommen ſein, und ſeinem Verlangen nach Weisheit und Vollendung kein Genüge geſchehen!

Die Unterſuchung des Thierreichs — eines Tropfens aus jenem großen Meere geſchöpft — iſt zum Geſchäfte dieſer Stunden beſtimmt. Ehe wir aber dieſen Theil herausheben, für ſich betrachten, und ſeinen Inhalt zergliedern, wollen wir ihn zuvor im Zuſammenhange mit dem ganzen großen Weltenbau ſehen. Dieſer Blick ins Ganze der Natur, der für unſer Vorhaben ſeinen vielfältigen Nutzen hat, iſt zugleich Entſchädigung für die Einförmigkeit, welche bei ſpeciellen Erörterungen unvermeidlich iſt, wo alles auf kaltblütige Geduld, uud Anſtrengung der Verſtandeskräfte ankommt, und nichts dem kühnen Schwunge der Phantaſie geſtattet wird. An Büffons Hand ſei uns denn heute ein Blick ins Heiligthum vergönnt! Dann erſt empfinden wir die Würde unſerer Wiſſenſchaft, wenn der ganze Reichthum der Natur nud ihres größern Schöpfers ſich unſerm innern Sinne majeſtätiſch entfaltet!

Wem fällt hier nicht zuerſt die Frage ein: Was iſt Natur? was iſt dieſe plaſtiſche Bildnerin, die alles verändern, umbilden,

auflöſen, entwickeln, erneuern, nur nichts erſchaffen und vernichten kann? Iſt ſie, wie Plato und ſeine ſpätern Schüler es ſich dachten, ein verſtändiges Weſen, eine Intelligenz, eine Seele der Welt? oder gar unmittelbares Wirken Gottes, ſeine lebendige Kraft, die alles umfaßt und belebt, und die Materie umſtaltet? — Wie ſchwer dieſe Frage zu entſcheiden ſei, wird derjenige am beſten empfinden, der auch die Frage: was iſt Gott? oft und reiflich erwogen hat, und dem dieſes Nachdenken das Bekenntniß des Syrakuſers ablockt: je mehr er die Tiefen dieſes erhabenſten Weſens zu ergründen verſuche, je unmöglicher finde er es, zu ſagen, was es ſei. Wir überlaſſen ſpeculativen Köpfen, geübten Metaphyſikern beide Aufgaben zur Entſcheidung, und, falls ſie dieſelbe nicht löſen könnten, zur Uebung ihrer Urtheils- und Einbildungskraft. Uns genügt nichts Geringeres als Wahrheit, und dieſe bietet uns die Betrachtung der Schöpfung in überſchwenglichem Maße dar. Je weniger wir im Stande ſind, eine einzige Kraft in der Natur ganz zu begreifen, um ſo viel mehr finden wir zur ehrfurchtsvolleſten Anbetung, zur feurigſten Dankbarkeit, zur kindlichſten Gegenliebe, die dringendſte Veranlaſſung. Die Natur, es ſei als Wirkung oder wirkende Kraft, bleibt allezeit die erſte unmittelbare Offenbarung Gottes an einem Jeden unter uns. „Sie iſt ein offenes Buch," ſagt der beredte Büffon, „in welchem wir leſen, als in einem Exemplare oder Abdruck der Gottheit." Was wiſſen wir anders von unſerm unſichtbaren, unerforſchlichen Urheber, als was uns die laute Stimme dieſer Offenbarung durch ſo unendlich viele bewunderswerthe Kräfte verkündigt? Eben das Unbegreifliche, nicht bloß im Kreislaufe der Geſtirne, ſondern in der Entwickelung eines jeden Dinges aus ſeinem unſichtbaren Keime; das Unerſchöpfliche ſo vieler Millionen Zeugungen, die ſtets dem Urbilde ähnlich ſind; kurz, dieſes beſtändige, jedoch faſt unerkannte Wunder, das nun ſeit einigen Jahrtauſenden währt und immer wieder vor unſern Augen ſich erneuert, — iſt Vorbereitung unſeres Geiſtes zu Wundern anderer Art, zum Glauben an jene nachfolgenden Offenbarungen, welche das Heil des Menſchengeſchlechtes näher betrafen, und die Hoffnungen der Vorwelt erfüllten.

Wohin wir uns wenden, ſehen wir überall nur Wirkung in der Welt; den Wirker ſelbſt erblicken wir nie. Die thätige, lebendige Kraft, die Alles in der uns bekannten Schöpfung wirkt, iſt geiſtig und unſichtbar. Eine erſtaunlich große körperliche Maſſe

iſt der Stoff, den ſie bearbeitet, und den ſie, anſtatt ihn zu erſchöpfen, unerſchöpflich macht. Zeit, Raum und dieſe Materie ſind ihre Mittel, das Weltall ihr Schauplatz, Bewegung und Leben ihre Endzwecke.

Alle Erſcheinungen in der Körperwelt ſind Wirkungen dieſer Kraft. Alle Kräfte und Triebfedern in dieſer Welt entſtammen von ihr, und führen wieder auf ſie zurück. Vielleicht ſind Anziehen, Fortſtoßen, Wärme und Formen der Körper überall nur Modificationen jener allgemeinen, urſprünglichen Kraft, wodurch ſie alles durchdringt und alles erfüllt. Könnte ſie vernichten und ſchaffen, alles würde ſie vermögen; allein Gott hat ſich dieſer beiden Endpunkte der Macht nicht entäußert. Erſchaffen und Vernichten ſind Eigenſchaften der Allmacht. Das Erſchaffene umgeſtalten, auflöſen und wieder einkleiden: ſo weit gehen die Veränderungen, denen es unterworfen iſt. Die Natur, als eine Dienerin der unwiderruflichen Befehle Gottes, und als Bewahrerin ſeiner unwandelbaren Rathſchlüſſe, entfernt ſich nie aus dieſen Grenzen, ändert nichts an den ihr vorgezeichneten Entwürfen, und trägt das Siegel des Höchſten allen ihren Werken aufgedrückt. Dieſes göttliche Gepräge, das unwandelbare Urbild von dem was iſt, iſt das Muſter, nach welchem die Natur arbeitet, deſſen Züge alle mit unauslöſchlichen Merkmalen ein für allemal ausgedrückt ſind: ein Muſter, welches durch die unzähligen Nachbildungen beſtändig erneuert wird. Wir wollen verſuchen, die Natur in einigen Punkten jenes unbeſtimmten Raumes, wo ſie blos zwiſchen Erſchaffen und Vernichten ſchon ſeit Jahrtauſenden ſchwebt, zu faſſen und zu betrachten.

Welche Gegenſtände! Welche Zurüſtungen den lebloſen Stoff zu beſeelen, und in ſeine kleinſten Theile Lebenskraft zu legen! Millionen leuchtender Kugeln in unbegreiflichen Entfernungen, als Grundfeſten des Weltgebäudes hingeſtellt, die Sonne mit ihrem Heere von Irrſternen und Kometen, gehorchen allzumal den allgemeinen Geſetzen der Bewegung. Zwei Urkräfte ſind es, welche dieſe großen Maſſen fortwälzen, und nie aufhören zu wirken, ſondern mit einer Genauigkeit und Beſtimmtheit, die wir uns kaum denken können, ihre Bahnen unabänderlich im leichten Aether beſchreiben. So entſpringt ſelbſt aus der Bewegung das Gleichgewicht der Himmelskörper, die Sicherheit und Ruhe des Weltalls. Die Anziehungskraft, die erſte dieſer beiden Kräfte, iſt überall gleichförmig vertheilt; die andere, die fort-

ſtoßende Kraft, in ungleichem Maße. Auch gibt es Firſterne und Planeten; Sphären die blos zum Anziehen, und wieder andere, die nur gemacht zu ſein ſcheinen fortzuſtoßen, oder fortgeſtoßen zu werden; Weltkörper, die zu gleicher Zeit einen gemeinſchaftlichen, und andre, die einen beſonderen Schwung erhalten zu haben ſcheinen; einſame Geſtirne, und ſolche die mit Trabanten begleitet ſind; Lichtkörper und finſtre Körper; Planeten, die in ihren verſchiedenen Theilen nur nach und nach erborgtes Licht genießen; Kometen, welche ſich in die dunkeln Tiefen des Raums verlieren und nach Jahrhunderten zurückkehren, um ſich mit friſchem Feuer zu ſchmücken; Sonnen, die zum Vorſchein kommen und verſchwinden, vielleicht wechſelsweiſe ſich entflammen und verlöſchen; andere, die ſich nur einmal zeigen, und hernach auf immer unſichtbar werden. Der Himmel iſt der Schauplatz großer Begebenheiten, die aber dem menſchlichen Auge kaum bemerkbar ſind. Eine verlöſchende Sonne, die den Umſturz einer Welt oder eines Weltſyſtems verurſacht, thut auf unſere Augen keine andere Wirkung, als ein glänzendes und bald verſchwundenes Irrlicht. Der Menſch klebt an dem irdiſchen Atom, auf dem er pflanzenähnlich lebt, und ſieht ihn für eine Welt an, da hingegen er Welten als Atome betrachtet.

Lambert, der große Lambert, wagte den Gedanken, daß ſich jene ungeheure Menge von Firſternen, und unſere Sonne mit ihnen, vielleicht alle mit einer Geſchwindigkeit, die ſich unſern Gedanken entzieht, um einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt wälzen; er ging noch weiter, und hielt es für möglich, daß die Milchſtraße, welche durch gute Fernröhre als ein unermeßliches Sternenheer erſcheint, ein anderes dem unſrigen ähnliches Syſtem von Firſternen ſein, und daß jene entfernten Wölkchen von Sternen, welche man am Himmel noch außerdem erblickt, noch mehre große Syſteme dieſer Art bilden könnten, denen dieſelbe Kraft Bewegung und Geſetze gäbe. Die Gründe, auf welchen dieſe Muthmaßung beruhet, gehören nicht hierher; genug für uns, daß der menſchliche Verſtand Kraft gehabt hat, ſie zu faſſen. Wir kehren in den kleineren Raum zurück, worin die Sonne als Regent erſcheint, und ſieben, oder, wie man jetzt will, acht Planeten, nebſt ihren Trabanten und einigen hundert Kometen, im Gleichgewicht erhält.

Welch ein bewundernswürdiger Körper iſt dieſe Sonne! Welch eine unerſchöpfliche, ſtets von ſich ſtrömende, und gleich-

wol nie verringerte Quelle des Lichtes! und dieſes Licht, dieſes ſubtilſte Weſen, das wir nur an ſeiner Wirkung erkennen, das alles durchdringt; und überall Bewegung und Leben ſchafft: was iſt es für eine uns unbekannte Subſtanz? Iſt es veilleicht eins und daſſelbe mit jener Anziehungskraft, der Urkraft des Weltalls? Wie unerklärbar iſt dieſes Beſtreben ſo vieler großer dunkler Körper, ſich der Quelle des Lichts zu nähern, ſodann jener heftige Schwung, der ſie ſtets aus eben dieſem Mittelpunkte entfernt, und jene, aus beiden gegen einander wirkenden Kräften entſtandene, ſchnelle kreisähnliche Bewegung! Wie auffallend, und wichtig iſt es nicht, daß eben dieſes Phänomen ſich auf jeder dieſer Himmelskugeln, welche ſich um die Sonne drehen, im Kleinen wieder darſtellt! Hier finden wir ebenfalls eine anziehende Kraft gegen den Mittelpunkt zu, welche alle Theile der Kugel feſt an ſich reißt, und eine ſchwingende aus dieſem Mittelpunkte hervorgehende Centrifugalkraft, wodurch die Kugel ſich um ihre Achſe bewegt, und ein Beſtreben zeigt, alle ihre Theile aus einander zu ſprengen, dem die Centripetalkraft der Schwere oder Anziehung das Gleichgewicht hält. Die Sonne ſelbſt ſchwingt ſich in 25 Tagen um ihre Achſe, und vielleicht iſt die Bewegung der Planeten in ihren Laufbahnen nur eine Fortſetzung jener Sonnenſchwingungen.

In einem Syſteme, wo alles wechſelſeitig anzieht und angezogen wird, kann nichts verloren gehen; die Menge des vorhandenen Stoffes bleibt immer dieſelbe, und folglich erliſcht auch nie die wohlthätige Quelle des Lichts. Inzwiſchen gehen überall in dieſem Stoff Veränderungen vor, welche zwar, wie es ſcheint, auf das Ganze keinen merklichen Einfluß haben, aber gleichwol anſehnlich genug ſind, die Oberflächen der Weltkugeln auf eine ſehr ſichtbare Art umzugeſtalten. Die Anziehungskraft des Lichtkörpers verurſacht eine Veränderung, eine Auflöſung in dem angezogenen dunklen Körper, welche ſtärker, auffallender, ſichtbarer, in dem Verhältniſſe wird, in welchem beide Körper ſich einander nähern. Dieſe Auflöſung nennen wir Wärme; in ſtärkern Graden Hitze, und im heftigſten, wo ſie ſichtbar iſt, Feuer. Dieſe Veränderungen würden aber nicht ſtatt finden, wofern die Bahnen der Planeten immer in gleicher Entfernung von ihrem Mittelpunkte, nämlich der Sonne, blieben. Allein dieſe Bahnen bilden nicht völlige Kreiſe, ſondern längliche Figuren oder Ellipſen. Ueberdies ſteht die Achſe eines Planeten nicht ſenkrecht

auf ſeiner Bahn, ſondern ihre ſchiefe Richtung verurſacht, daß bald die eine, bald die andere Halbkugel der Sonne näher iſt. Es kann demnach, ſo oft der Planet auf ſeiner Bahn der Sonne näher kommt, jene Auflöſung ſtatt finden, welche die größere Wärme des Frühlings und Sommers verurſacht. So oft das Sonnenlicht mit vermehrter Kraft in die Körper dringt, ſo oft erneuert es das Leben ihrer eigenthümlichen Kräfte. Nicht nur die Schwungkraft des Planeten ſelbſt wird ſtärker, er bewegt ſich ſchneller als ſonſt in der ihm vorgeſchriebenen Bahn; ſondern auch die unendlich vielen Theile, aus welchen er beſteht, erhalten neue Kraft, und gewinnen andre Geſtalten. Denn eine unermeßliche Menge von Geſchöpfen verſchiedener Art, bilden das Ganze eines großen Erdkörpers. Mehr oder weniger Wirkſamkeit ihrer Anziehungs- und Stoßkräfte bringen wahrſcheinlich das Phänomen ihrer großen Mannigfaltigkeit hervor. Die Grenzen, wo das Mineralreich aufhört, und die organiſche Bildungskraft den Anfang nimmt, die Grenzen wo bloße Pflanzenempfindlichkeit, und thieriſches Wollen ſich ſcheiden, ſind unſern Sinnen und Verſtandeskräften ſchwerlich offenbar. So viel ſcheint indeſſen gewiß, daß, wo die Anziehungskräfte der Körper nicht organiſche Geſtalten bilden, daß da alles ins Mineralreich gehört; daß Organiſation und Leben zwar Pflanzen und Thieren, willkürliche Bewegung der Theile aber den letztern ausſchließlich eigen ſei. Der Chemiker, der ſie zerlegt, findet überall nur ähnliche Grundſtoffe, überall nur Licht und Luft und Waſſer und Erde, woraus alle Körper beſtehen. Wie die unzählig verſchiedenen Miſchungen aus dieſen Elementen alle entſtanden ſind, begreift er anders nicht, als indem er eine, jeder Art von Geſchöpfen eigenthümliche, weſentliche Kraft annimmt, welche ſich die Elemente aneignet und nach ihrer jedesmaligen Beſchaffenheit bildet. Dies iſt derjenige Bildungstrieb, den Blumenbach beſchreibt. Auch dieſe weſentliche Kraft, dieſer jedem Geſchöpfe eingepflanzte, und in jedem ganz verſchiedene Bildungstrieb, erwacht gleichſam bei der Rückkehr des Sonnenlichtes.

Wie prächtig glänzt nicht alsdann die Natur auf unſerer Erde! Ein reines Licht ergießt ſich vom Morgen bis gen Abend, und vergoldet nach und nach beide Halbkugeln; ein durchſichtiges und leichtes Element umgibt ſie; eine ſanfte, fruchtbare Wärme belebt und entwickelt alle Keime des Lebens. Friſches Waſſer dient zu ihrem Unterhalt und Wachsthum. Mitten durch die

14 *

Länder gezogene Gebirgsketten halten die Dünſte der Luft auf, und verſehen jene nie verſiegenden, immer neuen Quellen; unermeßliche Höhlungen zu ihrer Aufnahme bereitet, theilen das feſte Land. Das Meer erſtreckt ſich eben ſo weit als das Land; es iſt kein todtes, unfruchtbares Element; ein neues Reich iſt es, eben ſo ergiebig und volkreich als jenes. Beider Grenzen hat Gottes Finger geſteckt; tritt das Meer über ſeine weſtlichen Geſtade, ſo werden die öſtlichen Küſten entblößt. Zwar iſt dieſer ungeheure Zuſammenfluß der Waſſer an ſich unthätig; allein er folgt den Eindrücken, welche die Bewegung der Himmelskörper ihm ertheilt, und regelmäßig abwechſelnde Ebbe und Fluth erhalten ihn im Gleichgewicht. Er ſteigt und fällt mit dem Monde; noch mehr erhebt er ſich, wenn Mond und Sonne zuſammentreffen und zur Zeit der Tag- und Nacht-Gleichen ihre Kräfte vereinigen. Wie auffallend, wie deutlich iſt nicht dieſes Zeugniß unſerer Gemeinſchaft mit dem übrigen Sonnenſyſtem. Aus dieſen allgemeinen und beſtändigern Bewegungen entſpringen wieder andere, welche veränderlich und eingeſchränkter ſind. Verſetzungen des Erdreiches, Erhöhungen im Grunde des Meeres, die denen auf der Erdfläche ähnlich ſind; Strömungen, welche jenen Anhöhen folgen, ſie noch mehr vertiefen, und im Meere das, was auf dem Lande die Flüſſe, ſind.

Die Luft, welche noch leichter und flüſſiger als das Waſſer iſt, gehorcht einer größern Anzahl von Kräften. Der entfernte Einfluß der Sonne und des Mondes, die unmittelbare Wirkung des Meeres, verurſachen in ihr beſtändige Bewegungen; aufgelöſet und verdünnt wird ſie durch die Wärme, und verdickt durch die Abweſenheit der Lichtkraft. Die Winde ſind ihre Ströme; ſie treiben die Wolken zuſammen, ſie bringen die Lufterſcheinungen zuwege, und führen die aus dem Meer aufſteigenden feuchten Dünſte über die trockne Oberfläche der Länder; ſie beſtimmen das Ungewitter, ſie verbreiten fruchtbare Regengüſſe und wohlthätigen Thau; ſie verwirren die Bewegung des Meeres, und erſchüttern ſeine bewegliche Fläche; ſie hemmen und beſchleunigen wechſelsweiſe den Lauf der Ströme, und zwingen ſie, eine ungewohnte Richtung zu nehmen; ſie thürmen die Wellen himmelan: die ſich mit fürchterlichem Getöſe an jenen unerſchütterlichen Felſendämmen brechen, ohne ſie je zu überwältigen.

Die Erdoberfläche iſt vermöge ihrer höhern Lage vor den Ausbrüchen des Meeres geſichert. Ihre Oberfläche iſt mit Blu-

men beſtreuet, mit einem ſich ſtets verjüngenden Grün geſchmückt, mit vielen tauſend Thierarten bevölkert; ſie iſt ein ſchöner freudiger Aufenthalt, wo der Menſch, hingeſtellt um der Natur zu Hülf zu kommen, vor allen Weſen den Vorrang hat. Gott machte ihn allein fähig, ein Beſchauer ſeiner Werke, ein Zeuge ſeiner Wunder zu ſein. Der göttliche Funke, der in ihm lebt, macht ihn dieſer Geheimniſſe theilhaftig. Indem der Menſch die Natur, den Vorhof des Thrones göttlicher Herrlichkeit, betrachtet und ermißt, erhebt er ſich ſtufenweiſe zum inwendigen Sitze der Allmacht und Allgegenwart.

Doch iſt hienieden keine Geſtalt, ſo wenig als der Menſch ſelbſt, beſtändig. Unſterblichkeit gab die Natur keinem zuſammengeſetzten, zerbrechlichen Körper. Der Stoff, aus welchem ſie beſtehen, iſt in beſtändiger Bewegung. So iſt zum Beiſpiel in allen organiſirten Geſchöpfen das Wirken ihrer ihnen eingepflanzten Grundkraft, wodurch immer einige Theile abgeſondert, neue dem Körper angeeignet werden, zugleich die erſte Urſache ihrer endlichen Auflöſung. Allein unaufhörlich vererben dieſe Grundkräfte ihre Wirkſamkeit auf neue Keime, welche das ältere Geſchlecht überall erſetzen, und den ganzen Schmuck der Erde erneuern. Wie groß und prächtig iſt nicht das Schauſpiel dieſes immerwährenden Cirkels! Schönheit und Vollkommenheit des Ganzen ſind dabei der allgemeine Endzweck der Natur. Umſonſt widerſetzt ſich die Zerbrechlichkeit der Geſchöpfe dieſer weiſen Einrichtung. Die Natur erhält ſie nicht; aber ſie ruft unzählige neue Geſtalten an ihrer Stelle ins Daſein. Die Erde muß ſich mit neuen Kräften ſchmücken, die veralternden, entkräfteten Körper müſſen vollends verſchwinden, und Ueberfluß und Schönheit herrſchen wieder wie zuvor. Wen ergötzt uicht dieſer Sieg der Natur in der blumenreichen Jahreszeit? Sie ſpottet alsdann des Todes, indem ſie ihm von ihren Schätzen freigebig einen großen Antheil überläßt. Millionen und aber Millionen neuer Blüthen und Keime mag er immerhin verſchlingen; es bleiben noch mehr als genug, um jeden Verluſt zu erſetzen und überall neues Leben zu verbreiten.

Leben und Empfindung — ſie ſind es, die großen Zwecke der Natur, womit ſie überall beſchäftigt des Schöpfers Willen verrichtet, und ſeine Güte verherrlicht. In der ganzen Anlage dieſer Welt, die wir zwar mit Ehrfurcht beſchauen, wovon aber kein endlicher Geiſt das Warum? begreifen kann — in der gan-

zen Anlage dieſer Welt iſt Alles auf Beweglichkeit, Veränderlichkeit, nicht auf Dauer und Unzerſtörbarkeit, eingerichtet. Auf der Erde, in der Luft, im Waſſer, überall gibt es lebendige Keime, welche ſich die ſichtbare Materie aneignen, ſie in ihr eignes Weſen verkehren, ſich in neue Keime von gleicher Art fortpflanzen oder abzweigen, und den andern zur Nahrung dienen. Eben die Materie erſcheint immerfort unter einer andern Geſtalt. Das Thier, von Pflanzen genährt, die es in ſeine eigne Subſtanz verwandelte, ſtirbt hin, wird aufgelöſt, und ſein Stoff wird wieder begierig von Pflanzenwurzeln eingeſogen; eben dieſelben Grundſtoffe ſind mineraliſch im Steine, vegetabiliſch in der Pflanze, animaliſch im Thiere. Die Anzahl dieſer plaſtiſchen Kräfte iſt der Menge des Grundſtoffes angemeſſen; veränderlich zwar in jeder Gattung, im Ganzen genommen aber immer dieſelbe. Durch dieſes ſich immer gleiche Verhältniß bekommt die Natur ſelbſt ihre Geſtalt; und da ihre Anordnung, was die Anzahl, Erhaltung und das Gleichgewicht der Gattungen betrifft, unwandelbar iſt, ſo würde ſie ſich immer unter einerlei Geſtalt zeigen, ſie würde zu allen Zeiten, und unter allen Himmelsſtrichen, durchaus und auch beziehungsweiſe dieſelbe ſein, wenn ſie nicht in allen einzelnen Bildungen ſo viel als möglich Veränderung und Abwechſelung liebte. Das Gepräge einer jeden Gattung iſt ein Urbild, deſſen vornehmſte Züge mit unauslöſchlichen und ewig bleibenden Merkmalen eingegraben ſind; aber alle hinzugekommenen Pinſelſtriche ſind verſchieden. Kein Individuum gleicht dem andern vollkommen; es iſt keine einzige Gattung ohne eine ziemliche Anzahl von Abänderungen. Der Menſchengattung ward das Siegel der Gottheit am ſichtbarſten aufgedrückt; gleichwol ändert ſich dieſes Gepräge vom Weißen ins Schwarze, vom Kleinen ins Große ꝛc. Der Lappländer, der Patagonier, der Hottentot, der Europäer, der Amerikaner, der Neger, ſtammen zwar alle von einem Vater her, ſind aber doch weit entfernt ſich als Brüder zu gleichen. Alle Gattungen ſind demnach dergleichen blos individuellen Verſchiedenheiten unterworfen; aber die beſtändigen Abweichungen, die ſich durch die Zeugungen fortpflanzen, kommen nicht allen Gattungen in gleichem Grade zu. Je höher die Gattung iſt, deſto weniger Verſchiedenheiten wird man darin gewahr. Da die Ordnung in der Vermehrung der Thiere ein umgekehrtes Verhältniß zur Ordnung in ihrer Größe hat, und die Möglichkeit der Verſchiedenheiten

ſich gerade ſo verhält wie die Anzahl der Zeugungen, ſo mußten nothwendig mehr Abweichungen bei den kleinen als bei den großen Thieren ſein. Aus eben der Urſache gibt es auch bei den kleinen Thieren mehr unter einander nahe verwandte Gattungen. Der Abſtand, der die großen Thiere von einander trennt, iſt weit größer. Wie viele Mannigfaltigkeiten und verwandte Gattungen haben nicht das Eichhorn, die Ratze, und die andern kleinen Thiere zur Begleitung, als Gefolge oder Vortrab; indeß der Elephant allein, und ohne ſeines gleichen, an der Spitze von allen einhertritt.

Ein Individuum, zu welcher Gattung es auch gehören mag, iſt in dem Weltalle gleichſam für nichts zu rechnen. Hundert ſolche einzelne Geſchöpfe, ja tauſend, ſind noch nichts. Die Gattungen ſelbſt (collective), ſind die einzigen Weſen der Natur: immerwährende, der Natur an Alter und an Dauer gleiche Kräfte. Um ſie richtiger zu beurtheilen, müſſen wir eine jede Gattung nicht mehr als eine Sammlung oder auf einander folgende Reihe einzelner ähnlicher Dinge, ſondern als ein Ganzes, unabhängig von Zahl und Zeit, immer lebend, nimmer daſſelbe, betrachten: ein Ganzes, das unter den Schöpfungswerken für Eins gezählt worden iſt, und alſo auch in der Natur nicht für mehr gelten kann. Die Menſchengattung iſt die erſte von allen dieſen Einheiten; die andern, vom Elephanten bis zur Milbe, von der Ceder bis an den Yſop, ſind in der zweiten und dritten Linie: und wiewol jede verſchieden geſtaltet und von verſchiedener Beſchaffenheit iſt, ja ſelbſt eine eigne Lebensart hat, ſo nimmt ſie doch ihren Platz ein, beſteht für ſich, wehrt ſich gegen andre, und macht zuſammen mit den andern die lebende Natur aus, die ſich erhält, und wie bisher noch ferner erhalten wird, ſo lange die gegenwärtige Einrichtung der Welt den Abſichten des Schöpfers gemäß iſt. Ein Tag, ein Jahrhundert, ein Menſchenalter, alle Zeitabſchnitte machen keinen Theil von ihrer Dauer aus. Die Zeit ſelbſt hat nur ein Verhältniß zu den einzelnen Geſchöpfen, das iſt, zu ſolchen Weſen, deren Daſein vorübergehend iſt. Das Daſein der Gattungen aber währt ununterbrochen fort; folglich macht dies ihre Dauer, und ihre Verſchiedenheit ihre Anzahl aus. Jede Gattung hat ein gleiches Recht an den Gütern der Natur; alle ſind ihr gleich lieb: denn eine jede erhielt die Mittel von ihr, ſo lange als ſie ſelbſt, zu ſein und fortzudauern.

Wir wollen nun einmal die Gattung an die Stelle des Individuums ſetzen, uns den ganzen Schauplatz der Natur, und zugleich den überſchauenden Blick eines Weſens denken, das die ganze Menſchengattung vorſtellte. — Wenn wir an einem ſchönen Frühlingstage Alles grünen ſehen; ſehen, wie Blumen ſich öffnen, alle Keime hervorbrechen, wie die Bienen wieder aufleben, und die Schwalbe wiederkehrt; wenn die liebeflötende Nachtigall ſich hören läßt; wenn Liebe in den Sprüngen des Widders, und in der Stimme des Stiers ſich äußert; wenn Alles was lebt, ſich ſucht und paart, um neue Weſen hervorzubringen: — ſo herrſcht in dieſer ganzen Scene die Vorſtellung einer neuen Belebung, Hervorbringung und Entſtehung. Sehen wir hingegen in der finſtern Jahreszeit, wenn Froſt und Reif die Oberhand gewinnen, daß die Geſchlechter gleichgültig werden, einander fliehen, anſtatt ſich wie vorher zu ſuchen; daß die Luftbewohner unſer Klima verlaſſen, die Waſſerthiere unter Gewölben von Eis ihre Freiheit verlieren; daß alle Inſekten entweder verſchwinden oder umkommen; daß die meiſten Thiere träge und ſchläfrig werden, und ſich Löcher graben, wohin ſie ihre Zuflucht nehmen; daß die Erde ſich verhärtet, die Pflanzen verdorren, die entlaubten Bäume ſich unter der Laſt des Schnees krümmen und niederſenken: ſo bringt ſich uns überall der Begriff von Entkräftung und Vernichtung auf. Allein dieſe Ideen von Zerſtörung und Erneuerung, oder vielmehr die Bilder von Tod und Leben, ſie mögen uns noch ſo groß und allgemein vorkommen, ſind doch nur individuell und einzeln. Der Menſch iſt ja ſelbſt ein Individuum, und ſo beurtheilt er auch die Natur; da hingegen das Weſen, welches nach unſerer obigen Vorausſetzung die Stelle der ganzen Gattung verträte, ein allgemeineres und vollſtändigeres Urtheil fällen würde. Es ſieht in dieſer Zerſtörung, ſo wie in der Erneuerung — in allen dieſen Abwechſelungen und Folgen ſieht es nichts als Bleiben und Dauer. Die eine Jahreszeit iſt für ein ſolches Weſen mit der im vorhergehenden Jahre einerlei; einerlei mit den Jahreszeiten aller Jahrhunderte. In ſeinen Augen ſind das tauſendſte Thier in der Reihe der Geſchlechter, und das erſte, eins und daſſelbe Thier. In der That auch; wenn wir immer ſo wie jetzt fortlebten, und dazu alle Weſen um uns her, ſo wie ſie jetzt ſind, beſtändig blieben; wenn alles beſtändig ſo wäre wie heute: ſo würde der Begriff, den wir uns von der Zeit machen, verſchwin-

den, und das Individuum zur Gattung werden. Warum ſollten wir uns das Vergnügen nicht gönnen, die Natur einige Augenblicke aus dieſem neuen Geſichtspunkte zu betrachten? Wahrlich, der Menſch, wenn er in die Welt tritt, kommt aus der Finſterniß. Seine Seele iſt ſo nackt wie ſein Körper; er wird ohne Kenntniß, ſo wie ohne Schutzwehr geboren, bringt nur leidende Eigenſchaften zur Welt; kann blos die Eindrücke der äußerlichen Gegenſtände empfangen, und ſeine Sinneswerkzeuge rühren laſſen. Das Licht ſchimmert lange vor ſeinen Augen, ehe er davon erleuchtet wird. Im Anfange empfängt er Alles von der Natur, und gibt ihr nichts zurück; ſobald aber ſeine Sinne mehr Feſtigkeit erlangt haben, ſobald er ſeine Gefühle mit einander vergleichen kann: ſo gehet er mit ſeinen Betrachtungen in die weite Welt; er macht ſich Begriffe, er behält ſie, erweitert und verbindet ſie mit einander. Der Menſch, und beſonders der unterrichtete Menſch, iſt kein bloßes Individuum mehr; er iſt, einem großen Theile nach, der Repräſentant der ganzen Menſchengattung. Anfänglich theilten ihm ſeine Eltern die ihnen von ihren Voreltern überlieferten Kenntniſſe mit. Dieſe hatten die göttliche Kunſt erfunden, Gedanken zu zeichnen, und ſie auf die Nachwelt zu bringen; dadurch ſind ſie gleichſam in ihren Enkeln wieder aufgelebt, und unſere Enkel werden einſt auf eben dieſe Art mit uns ſich vereinbaren. Dieſe in einem einzigen Menſchen vereinigte Erfahrung mehrer Jahrhunderte, erweitert die Schranken ſeines Weſens unendlich. Nun iſt er kein bloßes Individuum mehr, nicht mehr gleich den übrigen, auf die Gefühle des gegenwärtigen Augenblicks, noch auf die Erfahrungen eines von ihm ſelbſt durchlebten Tages eingeſchränkt; er iſt beinahe jenes Weſen, welches wir uns vorhin an die Stelle der ganzen Gattung dachten. Er lieſt im Vergangenen, ſieht das Gegenwärtige, urtheilt über das Zukünftige; und in dem Strome der Zeiten, der alle einzelne Dinge in der Welt herbeiführt, fortzieht und verſchlingt, ſieht er die Gattungen beſtändig, und die Natur unwandelbar. Da das Verhältniß der Dinge immer daſſelbe bleibt, ſo überſieht er alle Zeitordnung: die Geſetze, nach welchen die Dinge ſich erneuern, ſind in ſeinen Augen blos ein Erſatz für dasjenige, was den Geſetzen ihrer Fortdauer fehlt; und eine ſtete Folge von Weſen, die alle einander gleich ſind, gilt in der That gerade ſo viel, als das immerwährende Daſein eines einzigen von dieſen Weſen.

Was bedeutet aber dieſes große Gepränge immer wiederholter Zeugungen, dieſer faſt verſchwenderiſche Aufwand, wenn gegen tauſend Keime, die verunglücken, kaum einer fortkommt und ſeine ganze Beſtimmung erfüllt? Wozu dieſe Fortpflanzung und Vervielfältigung der Weſen, die ſich doch unaufhörlich zerſtören und wieder erneuern, die immer nur einerlei Schauſpiel machen, und die Natur weder mehr noch weniger bevölkern? Woher kommen dieſe Abwechſelungen von Tod und Leben, dieſe Geſetze des Wachsthums und Erſterbens, alle dieſe Veränderungen in einzelnen Dingen? woher alle dieſe erneuerten Vorſtellungen von einer und derſelben Sache? Ich antworte: alles dieſes gehört mit zum Weſen der Natur, und hängt von der erſten Einrichtung der Weltmaſchine ab. Das Ganze dieſer Maſchine iſt feſt; alle ihre Theile ſind beweglich. Die allgemeinen Bewegungen der Himmelskörper ſind die Urſachen von den beſondern Bewegungen der Erdkugel. Die durchdringenden Kräfte, welche dieſe großen Körper beleben, wodurch ſie auf entfernte Gegenſtände, und wechſelsweiſe auf einander wirken, beleben auch jedes Atom der Materie; und dieſe gegenſeitige Zuneigung aller Theile unter einander iſt das erſte Band der Weſen, der Grund vom Beſtande der Dinge, und die Stütze der Harmonie im Weltall. Die großen Verbindungen haben alle kleinere, untergeordnete Verhältniſſe hervorgebracht. Die Umdrehung der Erde um ihre Achſe verurſacht die Abtheilung der Zeiträume in Tage und Nächte. Daher haben alle lebendige Bewohner der Erde ihre gewiſſen Zeiten des Lichts und der Finſterniß, des Wachens und Schlafens. Ein großer Theil von der Einrichtung der thieriſchen Natur, die Wirkſamkeit der Sinne, und die Bewegung der Gliedmaßen beruhet auf dieſer erſten Verbindung. In einer Welt, die in immerwährende Nacht verhüllet wäre, öffnete ſich ſchwerlich ein Sinn für das Licht.

Da die ſchiefe Richtung der Erdachſe bei der jährlichen Bewegung der Erde um die Sonne, ſtete Abwechſelungen von Wärme und Kälte, nämlich die Jahreszeiten, hervorbringt; ſo hat auch Alles was lebt und wächſt, im Ganzen genommen und in einzelnen Fällen, ſeine beſtimmte Zeit des Lebens und des Todes. Das Abfallen der Blätter und Früchte, das Vertrocknen der Kräuter, der Tod der Inſekten hängt gänzlich von dieſer zweiten Verbindung ab. In den Erdſtrichen, wo dieſe Verbindung nicht ſtatt findet, wird das Leben der Gewächſe nie-

mals unterbrochen; jedes Inſekt durchlebt ſein Alter. Und ſehen wir nicht aus eben dieſem Grunde unter der Linie, wo die vier Jahreszeiten in eine zuſammen ſchmelzen, die Bäume immer grün, und die Natur in beſtändigem Frühlinge?

Die beſondre Einrichtung in dem Bau der Thiere und der Pflanzen ſteht mit der Beſchaffenheit der Luft auf dem Erdboden überhaupt in Verhältniß, und dieſe letztere hängt von der Lage der Erde, oder ihrem Abſtande von der Sonne ab. In einer größeren Entfernung würden unſere Thiere und Pflanzen weder leben noch wachſen können. Das Waſſer, der Nahrungsſaft, das Blut, kurz alle andern Säfte würden ihre Flüſſigkeit verlieren. Wäre die Erde weniger von der Sonne entfernt, ſo würden dieſe Säfte verſchwinden und in Dünſte verfliegen. Das Eis und das Feuer ſind die Elemente des Todes, die gemäßigte Wärme iſt der erſte Keim des Lebens. Thiere und Pflanzen haben außerdem noch ein eignes Verhältniß zur Luft. Die reinſte Luft, welche zur Reſpiration der Thiere am beſten taugt, iſt den Pflanzen tödtlich; im Gegentheil wachſen ſie am beſten in der von Thieren ausgehauchten verdorbenen Luft. Noch mehr. Im Sonnenlichte, und überhaupt bei Tage, geben die Pflanzen aus ihren Blättern jene reine Luft in größerer Menge als eine Ausdünſtung von ſich. Abermals eine weiſe Einrichtung der Natur, welche die Atmoſphäre gerade zu der Jahreszeit, wo ſie von phlogiſtiſchen und brennbaren Dämpfen, welche häufig aus der Erde aufſteigen, und ſie für Thiere tödtlich machen würden, durch dieſes Mittel wieder reinigen, oder wenigſtens mit reſpirablen Theilen miſchen läßt.

Die in allen organiſchen Körpern befindlichen Lebenskräfte, ſtehen mit dem Licht in genauem Verhältniß. Ueberall, wo die Sonnenſtralen die Erde erwärmen können, wird die Oberfläche lebendig, mit Grün bekleidet, mit Thieren bevölkert. Das Waſſer iſt noch fruchtbarer als die Erde. Es empfängt mit der Wärme Bewegung und Leben. Das Meer bringt in jeder Jahreszeit mehr Thiere hervor, als die Erde ernährt, aber weniger Pflanzen; und da alle Thiere, die auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmen, oder deſſen Tiefen bewohnen, nicht, wie die Landthiere, zu einem hinlänglichen Vorrathe von Gewächſen angewieſen ſind: ſo ſind ſie gezwungen, unter ſich, das eine auf Unkoſten des andern zu leben; und in dieſer Verbindung liegt der Grund ihrer ungeheuren Vermehrung. Allein auch auf dem

Lande ſind die Gattungen der Thiere ungleich zahlreicher, als die Gattungen der Pflanzen: ſo getreu iſt die Natur ſich ſelbſt in allen ihren Werken, ſo ſicher erreicht ſie auch in dieſem Verhältniß ihren Endzweck, und verbreitet nicht nur überall lebendige Geſchöpfe, ſondern auch ſolche, die eines höhern Grades von Empfindung, eines willkürlichen Triebes, kurz des thieriſchen Lebens fähig ſind. Unzählige Inſektenarten nähren ſich oft von einer einzigen Pflanzengattung; ihre zahlreichen Heere, die in der Luft, auf der Erde, im Waſſer umherziehen, ſind eine Nahrung der Vögel, Fiſche und kriechenden Thiere. Bei dieſem Kriege der Thierarten unter einander iſt für ihre Erhaltung dennoch geſorgt. Bald muß eine unzählbare Menge von Zeugungen, eine unbeſchreibliche Fruchtbarkeit, die Fortdauer der Gattung ſichern; bald hat die Natur ſo viele künſtliche Triebe in das Thier gelegt, die alle auf ſeine Beſchützung und Erhaltung zwecken, daß es ſicherlich ſo lange ſeinen Feinden entgeht, bis es für die Fortpflanzung ſeiner Gattung geſorgt, und ſeine Nachkommenſchaft im Keime hinterlaſſen hat. Der Vermehrungstrieb, der ſo heftig und unwiderſtehlich iſt, daß er die Natur der Thiere auf eine Zeitlang umändert, und die furchtſamſten grimmig macht; der Trieb der mütterlichen Zärtlichkeit, der bis zum Heldenmuthe, bis zur Aufopferung für die Jungen geht, ſind kräftige und ſichere Mittel zur Erhaltung der Gattungen, und entſtammen vielleicht der erſten Urkraft, der wechſelſeitigen Anziehungskraft gleichartiger Weſen, ſo wunderbar, ſo nahe grenzend an Vernunft ihre Wirkungen ſind.

Doch dieſer Vorzug iſt dem Menſchen ausſchließend eigen. Zur Anbetung des Schöpfers gemacht, gebietet er über alle Geſchöpfe; als Vaſall des Himmels, und König der Erde, veredelt, bevölkert, und bereichert er ſie: er zwingt die lebenden Geſchöpfe zur Ordnung, Unterwürfigkeit und Eintracht; er ſelbſt verſchönert die Natur; er bauet, erweitert und verſchönert ſie. Er rottet Diſteln und Dornen aus, pflanzt Weinſtöcke und Roſen an ihre Stätte. Dort liegt ein wüſter Erdſtrich, eine traurige, von Menſchen nie bewohnte Gegend, deren Höhen mit dichten ſchwarzen Wäldern überzogen ſind. Bäume ohne Rinde, ohne Wipfel, gekrümmt, oder vor Alter hinfällig und zerbrochen; andere in noch weit größrer Zahl, an ihrem Fuße hingeſtreckt, um auf bereits verfaulten Holzhaufen zu modern, — erſticken und vergraben die Keime, die ſchon im Begriff waren, hervor=

zubrechen. Die Natur, die ſonſt überall ſo jugendlich glänzt, ſcheint hier ſchon abgelebt; die Erde, mit den Trümmern ihrer eigenen Produkte belaſtet, trägt Schutthaufen, anſtatt des blumigen Grüns, und abgelebte Bäume, die mit Schmarotzerpflanzen, Mooſen und Schwämmen, den unreinen Früchten der Fäulniß, beladen ſind. In allen niedrigen Theilen dieſer Gegend ſtockt todtes Waſſer, weil es weder Abfluß noch Richtung erhält; das ſchlammige Erdreich, das weder feſt noch flüſſig, und deshalb unzugänglich iſt, bleibt den Bewohnern der Erde und des Waſſers unbrauchbar. Sümpfe, die mit übel riechenden Waſſerpflanzen bedeckt ſind, ernähren nur giftige Inſekten, und dienen unreinen Thieren zum Aufenthalt. Zwiſchen dieſen Moräſten und den verjährten Wäldern auf der Höhe, liegt eine Art Heiden und Gräſereien, die unſern Wieſen in nichts ähnlich ſind. Die ſchlechten Kräuter wachſen dort über die guten weg, und erſticken ſie. Es iſt nicht der feine Raſen, den man den Flaum der Erde nennen könnte, nicht eine beblümte Aue, die ihren glänzenden Reichthum von fernher verkündigt; es ſind rauhe Gewächſe, harte ſtachlige, durch einander geſchlungene Kräuter, die nicht ſowol feſt gewurzelt als unter ſich verwirrt zu ſein ſcheinen, nach und nach verdorren, einander verdrängen, und eine grobe, dichte, und mehre Schuhe dicke Watte bilden. Keine Straße, keine Gemeinſchaft, nicht einmal die Spur von einem verſtändigen Weſen zeigt ſich in dieſer Wüſtenei. Will der Menſch ſie durchwandern, ſo muß er den Gängen wilder Thiere nachſpüren, und ſtets auf ſeiner Hut ſein, wenn er ihnen nicht zum Raube werden ſoll. Ihr Gebrüll erſchreckt ihn; ein Schauder überfällt ihn ſelbſt bei dem Stillſchweigen dieſer tiefen Einöde. Plötzlich kehrt er um, und ſpricht: die Natur iſt ſcheußlich und liegt in ihren letzten Zügen; ich, nur ich allein, kann ihr Anmuth und Leben ſchenken. Auf! laßt uns jene Moräſte trocknen, jenes todte Waſſer beleben, fließend machen, Bäche und Kanäle damit anlegen! Laßt uns von jenem wirkſamen und verzehrenden, vorher verborgenen und blos durch unſer Nachforſchen entdeckten Elemente Gebrauch machen! Laßt uns dieſen überflüſſigen Unrath, jene ſchon halb vergangenen Wälder mit Feuer verbrennen, und, was das Feuer nicht aufreibt vollends mit der Axt zerſtören. Bald werden wir, anſtatt der Binſen und Waſſerlilien, unter denen die Kröte wohnte, Ranunkeln und Klee nebſt andern ſüßen und heilſamen Kräutern hervorkommen

ſehen. Hüpfende Heerden ſollen dieſen vormals unwegſamen Boden betreten, dort reichlichen Unterhalt, eine immergrüne Weide finden, und ſich immer ſtärker vermehren. Dieſe neuen Hülfsmittel nutzen wir zur Vollendung unſeres Werkes; wir beugen den Ochſen unter das Joch, und laſſen ihn das Land mit Furchen beziehen; bald grünt die neue Saat anf unſern Aeckern, und eine neue, verjüngte Natur geht aus unſern Händen hervor.

Wie ſchön iſt ſie nicht, dieſe gebaute Natur! Wie hat die Sorgfalt des Menſchen ſie ſo glänzend und prächtig geſchmückt! Er ſelbſt, der Menſch, gereicht ihr zur vornehmſten Zierde; er iſt das edelſte Erdengeſchöpf; er pflanzt ihre koſtbarſten Keime fort, indem er ſich ſelbſt vermehrt. Auch ſie, die Erde ſcheint mit ihm ſich zu vermehren. Alles was ſie in ihrem Schooße verbarg, bringt er durch ſeine Kunſt an das Licht. Wie viele Schätze, die man ſonſt nicht kannte! Welche neue Reichthümer! Blumen, Früchte, Getreide, alles wird zur Vollkommenheit gebracht, und bis ins Unendliche vervielfältigt. Die nützlichen Gattungen von Thieren werden vermehrt, die ſchädlichen vermindert, eingeſchränkt und verwieſen. Gold, und Eiſen, das noch unentbehrlicher iſt als Gold, wird aus dem Innerſten der Erde hervorgeholt. Ströme werden in ihren Ufern gehalten, Flüſſe geleitet oder eingeſchränkt; ſelbſt das Meer hat man ſich unterwürfig gemacht, ausgekundſchaftet, und von einer Halbkugel zur andern durchſegelt. Das Erdreich iſt überall zugänglich, überall ſo belebt als fruchtbar geworden; in den Thälern findet man lachende Wieſen, auf den Ebenen fette Weiden und noch fettere Aecker; die Hügel ſind mit Reben und Obſtbäumen, und ihre Gipfel mit nützlichen Forſten bekränzt. Aus Wüſteneien ſind volkreiche Städte geworden, deren Einwohner ſich in einem beſtändigen Kreislaufe aus dieſem Mittelpunkte in die entfernteſten Gegenden verbreitet. Die Landſtraßen, und der Verkehr mit den Nachbarn, ſind Zeugen von der Stärke und Vereinigung der Geſellſchaft. Tauſend andere Denkmäler der Macht und des Ruhms beweiſen zur Genüge, daß der Menſch als Eigenthumsherr der Erde ihre ganze Oberfläche verwandelt und erneuert, ja daß er von jeher die Herrſchaft mit der Natur getheilt hat.

Indeſſen gibt ihm nur die Eroberung ein Recht zu regieren. Seine Regierung iſt mehr Genuß als Beſitz; er muß ſeine Sorgfalt beſtändig erneuern, wenn er das Seinige behalten will: ſobald dieſe aufhört, ſo ſchmachtet, verdirbt und verwandelt ſich

Alles; Alles kehrt in das Gebiet der Natur zurück: ſie tritt wieder in ihre Rechte, löſcht die Werke des Menſchen aus, bedeckt ſeine ſtolzeſten Denkmäler mit Staub und Moos, zerſtört ſie vollends mit der Zeit, und läßt ihm nichts übrig, als den quälenden Verdruß, das mühſam erworbene Gut ſeiner Vorfahren durch ſeine Schuld verloren zu haben.

Dieſe Zeiten, wo der Menſch ſein Eigenthum verliert, die Jahrhunderte der Barbarei, da alles zu Grunde geht, werden immer durch Kriege vorbereitet und bringen in ihrem Gefolge Hungersnoth und Entvölkerung. Der Menſch, der nichts vermag, als durch ſeine Anzahl, der ohne Vereinigung mit Andern keine Stärke beſitzt, und nur durch den Frieden glücklich lebt, — der Menſch iſt unſinnig genug, zu ſeinem Unglück die Waffen zu ergreifen, ſich ſeinen Untergang zu erkämpfen. Gereizt von unerſättlicher Begierde, und geblendet von dem noch unerſättlicheren Ehrgeiz, entſagt er den Empfindungen der Menſchheit, gebraucht alle ſeine Kräfte gegen ſich ſelbſt, ſucht ſich gegenſeitig zu zerſtören, und zerſtört ſich in der That. Wenn nun die Tage des Mordens und Blutvergießens vorüber ſind, und der Dunſt von Ehre zerflattert iſt, ſo ſieht er mit traurigen Blicken die Erde verwüſtet, die Künſte begraben, die Völker geſchwächt und zerſtreut, ſein eignes Glück zu Grunde gerichtet und ſeine wirkliche Macht zerſtört.

Wer kann eine unendliche Menge von Gegenſtänden ordnen? wer kann ihre Beſchreibung in wenige Worte zuſammendrängen? wer vermag es, einen Blick in das Weltall zu thun, und gerade das Merkwürdigſte da herauszuheben, wo Alles gleich wichtig und gleich wunderbar, wo der Schöpfer im ganzen Sonnen- und Sternenſyſtem nicht bewundernswürdiger als im kleinſten Stäubchen iſt? Wo iſt Anfang, wo iſt Ende eines ſolchen Blickes? Einige Punkte, einige ſtärker ins Auge fallende Gegenſtände verſprach ich zu haſchen, und vorzutragen. Dies und mehr nicht habe ich geleiſtet.

Der Brotbaum.

At mihi cura
Non mediocris inest, fontes ut adire remotos
Atque haurire queam vitae praecepta beatae.

1784.

Seit mehr als drittehalb hundert Jahren zieht Europa durch ſeinen alles verſchlingenden Handel die aſiatiſchen Naturgeſchenke und die des vierten und fünften Welttheils an ſich, und gibt ihnen durch neue Arten der Anwendung einen Werth, den ſie in ihrem Vaterlande nicht hatten. Was dort in die Augen fiel, oder irgend einen andern Sinn durch Seltenheit und auserleſene Eigenſchaften rührte, ward ſolchergeſtalt frühzeitig unter unſern Vorfahren bekannt. Eine zahlloſe Menge von Neuigkeiten empfahlen ſich dem Beobachter durch ein ſchimmerndes Aeußere, und unſer Welttheil wiederhallte von ihrem Lobe, indeß der minder glänzende Brotbaum, wie eine ſittſame Schöne, ſeiner weſentlichen Vorzüge ungeachtet, lange noch unbekannt blieb. Einzelne Seefahrer, die ſeine nahrhafte Frucht gekoſtet, oder gar durch den Genuß derſelben ihr vom Scharbock untergrabenes Leben gerettet hatten, fingen an in ihren Tagebüchern ſeiner zu erwähnen; doch waren ihre Beſchreibungen ſo unvollſtändig und der Ruhm, den ſie ihm zuerkannten, ſo dürftig, daß keines von beiden Eindrücke auf den Leſer machte. Billig hätte dasjenige, was der unermüdete hanauiſche Naturforſcher, Georg Eberhard Rumph, in ſeinem ſo koſtbaren als unentbehrlichen Kräuterbuche

von Amboina über dieſen Gegenſtand zuſammentrug, größere Aufmerkſamkeit erregen müſſen. Allein zu geſchweigen, daß dieſes unſterbliche Werk, welches manchen neuern Kräuterſammler beſchämt, wegen ſeines hohen Preiſes in wenigen Händen iſt, ſo wußte man bis auf unſere Zeiten nicht, daß er bereits den Baum beſchrieben hätte, der ganzen Völkern ihren täglichen Unterhalt gibt.

Erſt innerhalb der beiden letzten Jahrzehende ward der Brotbaum als eines der wohlthätigſten Naturprodukte bekannt, und faſt zu gleicher Zeit von engliſchen, ſchwediſchen, franzöſiſchen und deutſchen Naturkundigern beſchrieben. Durch die neueren Entdeckungsreiſen lernte man mit Verwunderung, daß die Bewohner des großen Inſelmeeres, zwiſchen Aſien und Amerika, von dieſem Baume eine Speiſe pflücken, die dem menſchlichen Körper wo nicht mehr, doch wenigſtens in jenem Erdſtrich eben ſo angemeſſen iſt, als unſer Weizen und Roggen; eine Speiſe, wobei ſie langes Leben und eine Fülle der Geſundheit genießen, die wir kaum durch den in unſrer kalten Himmelsgegend unentbehrlichen Zuſatz von thieriſchen Nahrungsmitteln, ſo friſch und dauerhaft erhalten können. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß ſich kein unmittelbarer Nutzen für Europa von dieſem Baum erwarten läßt, der in den ſüdlichſten Gegenden von Italien und Portugal den Winter ſchwerlich ausdauern würde; deſto ſchätzbarer aber könnte deſſen Anbau in den weſtindiſchen Inſeln werden, wo der unglückliche Negerſclave nur am ſiebenten Tage der Woche für ſeinen kümmerlichen Unterhalt ſorgen darf. Ein menſchenfreundlicher Vorſchlag dieſe Verpflanzung zum Beſten der Neger ins Werk zu ſtellen und eine darauf geſetzte Belohnung, blieben bis jetzt in England ohne allen Erfolg. Wäre es auch wirklich ausgemacht, wie ein ſonſt ſcharfſinniger Fabricius will, daß die Neger nur Baſtarde von Affen und Menſchen wären, ſo hätten ſie wenigſtens als die brauchbarſten aller Hausthiere von ihren Zuchtmeiſtern gleiche Vorſorge mit dem übrigen Laſtvieh verdient; und wie vielmehr, da dieſer Gedanke nicht die Probe hält, und jene ſo gemißhandelten Geſchöpfe, ihr Abſtamm ſei ſo ungewiß wie man will, dennoch unläugbar als Menſchen, durch Bewußtſein und Vernunft, ein beſſeres Recht auf unſer Herz haben. Doch wann hat je der Eigennützige ſein wahres Intereſſe recht erkannt? Wo hat nicht niedere Gewinnſucht, ich mag nicht ſagen, ſein Gefühl — das hatte er nie — ſondern ſeinen Blick ins All des menſchlichen Thuns verwirrt?

Herrn Sonnerat, Correſpondenten der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, glückte es zuerſt, etliche junge Sprößlinge des Brotbaums von den Philippineninſeln nach Isle de France im indiſchen Meere zu bringen, woſelbſt Herr Poivre, der verdienſtvolle Intendant dieſer franzöſiſchen Beſitzung ſich alle Mühe gab ihren Anbau zu befördern. Bald darauf, im Jahr 1777, ſchickte Herr D. Thunberg, nunmehriger Demonſtrator des botaniſchen Gartens zu Upſala in Schweden, eine ziemliche Anzahl kleiner Pflänzchen eben dieſes Baumes von Batavia nach Amſterdam, für den dortigen mediciniſchen Garten, und im folgenden Jahre nahm er ſelbſt aus Ceylon junge Ableger oder Wurzeln in großer Menge mit ſich nach Europa, die des fleißigen Begießens, welches jeden Abend geſchah, und der heißen Witterung ungeachtet nicht vor dem zweiten und dritten Monat, oft aber noch viel ſpäter, anfingen auszuſchlagen. Eben dieſer gelehrte Kräuterkenner hatte bereits im Jahr 1776 eine botaniſche Beſchreibung des Brotbaums in den ſchwediſchen Abhandlungen einrücken laſſen, nachdem wir ein Jahr vorher die Theile der Blüthe beſchrieben und abgebildet herausgegeben hatten. (S. Characteres Generum Plantarum in itinere ad ins. maris australis coll. cet. pag. 101. 102. tab. 51. a.) Noch früher beſchrieb zwar der Reiſegefährte des berühmten Ritters Banks, der verſtorbene D. Solander, den Brotbaum in den Inſeln des Südmeers; allein dieſe Beſchreibung, nebſt den unzähligen andern von demſelben geübten Botaniker, hat man der gelehrten Welt noch nicht vorgelegt. Bis dieſe ſo ſehnlich verlangten und erwarteten Schätze uns aufgethan werden, mag folgendes als ein Beitrag zur Geſchichte und Beſchreibung eines in aller Abſicht ſo wichtigen Naturproductes dienen.

Der Brotbaum gehört unter die geringe Anzahl von Pflanzen, welche ſich über einen anſehnlichen Theil unſerer Erde verbreitet haben. Von Suratte an bis zu den Marquiſeninſeln, im ſtillen Weltmeer, auf einer Strecke von 150 Graden der Länge, oder mehr als 2000 geographiſchen Meilen, trifft man ihn faſt auf jeder Küſte und auf jeder Inſel an. Daß ihn aber die Natur in dieſem ganzen Bezirke überall uranfänglich von ſelbſt und ohne Zuthun der Menſchen habe wachſen laſſen, will ich keinesweges behaupten. Einige maldiviſche Schiffer, die in ihren Kähnen alljährlich nach Ceylon fahren, brachten in den Jahren 1727 und 1728 die beiden erſten Ableger des Brot-

baums dahin, welche in der Feſtung zu Kolombo in einem Garten gepflanzt wurden. Dieſe beiden Stämme, die Thunberg noch 1778 als große Bäume ſah, haben Ceylon überall, um Kolombo, Gale, Maturam, Jafnapatnam und Trinquilimale, mit einer Menge von jungen Brotbäumen angefüllt, welchen man zum Andenken ihrer Herkunft den Zunamen der Maldiviſchen beilegt. Thunberg, der uns dieſe Nachricht im 69. Bande der philoſophiſchen Transaktionen aufbewahrt hat, meldet nicht, woher die Maldiver jene beiden Stämme geholt haben, und dieſes möchte auch wol nicht ſo leicht zu beſtimmen ſein. An den Küſten von Malabar und Koromandel, z. B. in Suratte, am Vorgebirge Komorin, zu Sutukorin, Trankebar und Negapatnam, ſieht man zwar den Brotbaum unter den kultivirten Pflanzen; jedoch iſt er daſelbſt nichts weniger als einheimiſch, ſondern wird von den Einwohnern ſelbſt durchgehends als ein ſpäter Ankömmling betrachtet.

Auch glaube ich noch mit Recht daran zweifeln zu dürfen, ob die öſtlichen Inſelgruppen des ſtillen Weltmeers, wie Taheiti mit den Societätsinſeln, die Marquiſen-, Freundſchafts- und Sandwichsinſeln, den Brotbaum unter ihre urſprünglich einheimiſchen Produkte zählen? Man müßte beſtimmt anzugeben wiſſen, unter welchen Umſtänden die Bevölkerung jener Inſeln geſchah, um über dieſen Punkt entſcheiden zu können. War es bloßer Zufall, der einzelne Familien in ihren Kähnen unvermuthet bald hie bald dorthin verſchlug, ſo müſſen wir freilich auch annehmen, daß ſie ohne alle Vorbereitung an ihre neuen Wohnſitze gelangten, mithin, daß alle Lebensmittel und Bequemlichkeiten, in deren Beſitz wir ihre Nachkommen neuerlich fanden, daſelbſt von der Schöpfung her einheimiſch geweſen ſind. Allein ich werfe einen Blick auf die Karte jener Weltgegend: ich überſehe das große ſtille Weltmeer, und finde darin die entfernteſten, einzeln und zerſtreut liegenden Inſeln nicht nur von Menſchen bewohnt, ſondern ſogar von eben demſelben Volke beſetzt, deſſen übrige Stämme alle aſiatiſchen Inſeln (vielleicht auch, wie Marsden meint, Madagaskar), inne haben. Ich geſtehe es, hier kann ich mich nicht überzeugen, daß ein Sturm, oder eine Reihe von ähnlichen Zufällen hinreichend ſei, dieſe allgemeine Zerſtreuung einer und derſelben Völkerſchaft über einen ſo großen Ocean, bis hinauf nach Neuſeeland und wieder hinab zur Oſterinſel, auf eine befriedigende Art zu erklären. Ein gewiſſer allgemeiner Geiſt,

der ſich nach den Bedürfniſſen des Zeitalters zu modificiren ſcheint, beſeelte von jeher die Menſchen unſeres Welttheils. Uns ſind Zeitabſchnitte bekannt, wo ein unwiderſtehlicher Trieb die Einwohner des weſtlichen Aſien und die von Europa zur Räumung ihrer Wohnorte bewog; Zeitabſchnitte, wo zahlreiche Horden halbe Welttheile durchirrten, ehe ſie wieder zur Ruhe kommen konnten. Warum ſtehen wir nun an, bei dem aſiatiſchen Stammvolke unſerer Inſulaner eine Wanderungsepoche vorauszuſetzen, von deren Wirklichkeit uns jene Uebereinſtimmung zu überführen ſcheint? Alsdann gewinnt die ſtreitige Frage über die Heimath des Brotbaums ein anderes Anſehen: denn wer ſieht nicht, daß ein vorhergefaßter Entſchluß oſtwärts zu wandern, Zurüſtungen zur Reiſe möglich und nothwendig macht, die bei einer durch widrige Zufälle erzwungenen Veränderung des Wohnorts nicht ſtattfinden konnten? Sobald entweder Unterdrückungen der Mitbürger, oder fremde Eroberer, oder abergläubige Sagen, oder ſonſt eine Veranlaſſung einer Anzahl von Familien ihren bisherigen Aufenthalt verhaßt machten, und ſie darauf ſannen, ſich einen beſſern zu ſuchen: was konnte da natürlicher ſein, als alle ihre bewegliche Habe mit ſich zu führen, und ihr Schiffchen ſowol mit den brauchbarſten Hausthieren, nämlich Schweinen, Hunden und Hühnern, als auch mit denjenigen Pflanzen zu beladen, von denen ſich der größte Nutzen erwarten ließ, deren Wurzeln ſich unterweges am längſten zu halten verſprachen und deren Anbau endlich die geringſte Mühe koſten würde? Daß aber der Brotbaum, der, nach dieſen drei Haupteigenſchaften zu urtheilen, vor vielen andern mitgenommen zu werden verdiente, auch wirklich als das koſtbarſte, was wandernde Völker mit ſich führen konnten, auf dieſe Art nach den öſtlichen Inſelgruppen gekommen ſei, iſt eine Vermuthung, worin mich noch der folgende Umſtand beſtärkt. Auf allen bisher im Südmeer beſuchten Inſeln hat man, ſo viel ich weiß, nirgends einen Brotbaum in den unbebauten Gegenden wild angetroffen: alle dort vorhandene Bäume dieſer Art hatten Menſchenhände gepflanzt. Hingegen findet man um Batavia, auf Java und Sumatra, in Amboina, Banda, den übrigen Gewürzinſeln, Neuguinea, Celebes und den Philippinen häufig eine wildwachſende Sorte, von der, allem Vermuthen nach, die kultivirte entſproſſen iſt. Genug — wenn man den Schluß gelten läßt, daß der Ort, wo eine Pflanze wild wächſt, eigentlicher ihr Vaterland genannt wer-

den dürfe, als jener, wo ſie nur gebaut wird, — um es wenigſtens höchſt wahrſcheinlich zu machen, daß der Brotbaum urſprünglich in die näher an Aſien grenzenden Inſeln zu Hauſe gehört, und nur von Menſchen weiter oſtwärts gebracht worden iſt.

Es verdient in dieſer Rückſicht auch eine Bemerkung, daß die Brotfrucht in den öſtlichen Gruppen der Societäts- und Marquiſeninſeln keine Saamen enthält. Kaum unterſcheidet man in der großen mehligen Maſſe einige ganz feine haarförmige Theilchen, die man als Spuren der Saamenkerne anſehen kann. Ich laſſe es dahin geſtellt, ob dieſe Verſtümmelung der Frucht eine Folge der Methode ſei, die Bäume durch Schnittlinge und Ableger zu vermehren: ſie iſt wenigſtens Folge der Kultur überhaupt, die man an dem wilden Brotbaum nicht wahrnimmt. In der Frucht dieſer letztern Sorte ſtecken eine Menge ausgebildeter Saamenkerne, von der Größe wie Mandeln. Neben der ſaamenloſen Art gibt es auch in den Gewürzinſeln, den Philippinen und Marianen eine gepflanzte, deren Früchte ebenfalls mit fruchtbaren Kernen, welche unſern Kaſtanien ähneln, angefüllt ſind. Von dieſer letztern gepflanzten, ſaamenbringenden Art des Brotbaums pflegte Solander zu erzählen, daß ſie zufolge dem Zeugniß der älteſten Einwohner von Taheiti, ehedem auch daſelbſt vorhanden geweſen, endlich aber durch Vernachläſſigung, und weil man die ſaamenloſe vorgezogen hätte, gänzlich ausgegangen wäre. Man lieſt ferner in einem der neueſten Reiſebeſchreiber, dem franzöſiſchen Schiffskapitain Crozet, daß dieſe beſaamte zahme Spielart des Brotbaums ſelbſt in Guam, der vornehmſten Marianeninſel, ſelten geworden iſt. Vielleicht gründete ſich aber auch D. Solander's Erzählung auf einen Mißverſtand, der bei unſerer geringen Kenntniß der ſüdländiſchen Sprachen nichts Unmögliches geweſen wäre. Es konnte eine von jenen Sagen ſein, vermittelſt welcher man ſich dort des Wohnorts der Vorfahren erinnerte; eine Art der Erinnerung, die bei jenen Völkern, ſo wie bei andern Halbwilden, nicht ohne Beiſpiel iſt. (S. Bemerkungen über Gegenſt. der Phyſik ꝛc. auf einer Reiſe um die Welt geſammelt, S. 135.)

Es ſcheint alſo ausgemacht, daß der Brotbaum urſprünglich nur in jene merkwürdige Weltgegend zu Hauſe gehört, welche faſt ausſchließlich die koſtbarſten und ſeltenſten Naturprodukte beſitzt. Die auf der aſiatiſchen Seite des großen Weltmeeres be-

legenen Inſelgruppen prangen in der That mit Allem, was die bildenden Kräfte Schönes, Prächtiges, in die Sinne Fallendes haben, in einer endloſen Mannigfaltigkeit; und man möchte ſagen, hier ſei das Auserleſenſte der todten und belebten Schöpfung in einer mehr als königlichen Schatzkammer zuſammen gefloſſen. Das Edelgeſtein und das Gold, das in den Gebirgen von Luzon und Borneo häufig angetroffen wird, verliert ſeinen Werth gegen den noch köſtlichern Ambra, den das Meer den Küſten von Sumatra zuführt. Hier bereitet die Sonne die feinſten und geiſtigſten Miſchungen der Pflanzenſäfte; ſtatt gemeinen Gummi und Harzes fließt Kampher, fließt Benzoe aus den Wunden der Bäume, oder flüchtig wohlriechende Oele durchdringen die Rinden, füllen Blüthen und Früchte, und bilden jene vortrefflichen Gewürze, um deren Beſitz die Völker Europen's blutige Kriege geführt haben, und deren Alleinhandel ehedem die Niederlande bereicherte. Hier übertrifft der Mango und die Mangoſtane die wohlſchmeckendſten Früchte eines jeden andern Welttheils; und dem verwöhnteſten Gaumen, der im unaufhörlich abwechſelnden Kitzel Befriedigung ſucht, können mehr als funfzig andere edle Fruchtarten ein völliges Genüge leiſten. Dieſe Gegend iſt auch das Vaterland unzähliger ſchönen Blumen, die mehr als einen Sinn zugleich ergötzen. Hölzer von innerm Bau und Dauer ohne Gleichen, ſtreben hier in den Wäldern empor; und das erhabene Geſchlecht der Palmen iſt hier mit allen ſeinen Gattungen einheimiſch. Herrlich ſtrecken dieſe Fürſten des Pflanzenreichs den ſchlanken Stamm über alle andre Bäume hinan, breiten die gefiederten Wipfel von immerwährendem Grün über ſich aus, und ſtehen da, als unnachahmliche Ideale, in majeſtätiſcher Einfalt. Und welch ein Glanz umſtrahlt nicht die lebendigen Bewohner dieſes Welttheils! Ihre entſeelten Ueberbleibſel ſogar, die Conchylien, ſchmückt ein wunderbarer Reichthum der Zeichnung und des Colorits. Das Feuer, die Größe und vollkommene Ründe der Perlen von Soolo, ſind in dem ganzen Orient durchgängig berühmt. Die Fiſche im dortigen Meere, die Schmetterlinge und andere Inſekten wetteifern mit einander um den Preis der Seltenheit, es ſei an Geſtalt oder Farbe. Eben ſo reich iſt das Kleid unzähliger Gattungen des Geflügels. Doch ſchimmern vor allen die Paradiesvögel, wie die ſelten geſehenen Bewohnerinnen eines aſiatiſchen Harems, mit vielfarbigem Gold übergoſſen und in den Purpur der Morgen-

röthe getaucht. Endlich treten auch die größeren Thiere in mannigfaltiger Bildung einher, mit einem Geſchöpf an ihrer Spitze, in deſſen menſchenähnlicher Geſtalt die Natur vielleicht hat zeigen wollen, wie genau ſie das Meiſterſtück der Schöpfung, wenigſtens im Aeußerlichen, mit ihren Formen nachbilden könne *)!

Nach welchen Geſetzen dieſe göttliche Bildnerin bei der Austheilung ihrer Güter verfährt, und inwiefern das Klima eines jeden Orts zum Daſein beſtimmter organiſcher Körper mit ihren eigenthümlichen Geſtalten und Eigenſchaften, als hervorbringende Urſache mitwirken kann? dies gehört noch beides in die Reihe außer unſerm Geſichtskreiſe liegender Dinge. Einſt werden aber auch dieſe dem weiterſchauenden Weltweiſen offenbar, wenn er mit den Materialien, die wir ſammeln, das große kaum noch gegründete Lehrgebäude der Phyſik vollendet haben wird. Ein Zaubernetz von unzähligen Fäden und durcheinandergeſchürzten Knoten, wo Eins mit Allen und Alles mit Einem zuſammenhängt, ein Syſtem voll himmliſcher Uebereinſtimmung wird er einſt in der Mannigfaltigkeit der Schöpfung finden, wo unſer begrenzter Blick jetzt nur das Gaukeln einer unerſchöpflichen Phantaſie wahrzunehmen glaubt, die ihr Füllhorn aufs geradewohl ausgeſchüttet hat. Wie frohen Muthes können wir da nicht künftigen Zeitaltern vorarbeiten, und auf die Früchte unſrer Bemühungen Verzicht thun, indem wir bereits ſo glücklich im Genuß der reichen Ernte ſind, die eben ſo durch unſerer Vorgänger Ausſaat, uns bereitet ward. Wolan! laßt uns willig die voreiligen Entſtehungshypotheſen in das enge Zimmer zurück-

---

*) Man ſieht daß vom ſogenannten Orang-Utang die Rede iſt. Ob wir aber bisher den rechten gekannt haben, oder ob es noch einen nähern Halbbruder des Menſchengeſchlechts in den Wäldern von Borneo gibt, als jenen, den der vortreffliche Camper zerlegte? darüber mag folgende Stelle eines Briefes von dieſem edlen Eiferer um die Naturwiſſenſchaft, an mich, unter dem 16. November 1783, entſcheiden: Quelle était ma surprise lorsque je recevais des Indes, en présence de nos voyageurs. (Herr Profeſſor Fiſcher aus Göttingen und Herr Reimarus aus Hamburg). *La tête d'un orang* ou singe, plus grande, plus robuste que celle de l'homme! mais le crâne plus petit et sur le milieu avec une côte, afin de rendre les temporaux plus forts. Sa grandeur n'avait été que de 53 pouces, pas encore quatre pieds et demi; et pourtant la tête était si énorme! C'est une acquisition pour mon cabinet, sans prix, unique et très intéressante! Les dents sont plus ressemblantes à celles du mandril, que celles de l'orang.

bannen, wo ſie vielleicht in finſtern Rauchgewölk n entſtanden. Laßt uns die Natur in ihren entfernteſten und verborgenſten Werkſtätten, wie in den nahen und zugänglichen, belauſchen, nur Thatſachen aufzeichnen und dann behutſame Folgerungen ziehn.

Merkwürdig ſcheint es mir immer, daß ein milder Himmel und geſunde Luft faſt in jedem Erdſtrich die beſten Naturgüter begleiten, und den Menſchen vielleicht anlocken ſollten, ſich damit ſo vorzüglich geſegnete Wohnſitze zu wählen. Jene blumigen Gefilde, wo Proſerpine mit ihren Geſpielinnen Kränze wand; jene Rebengebirge des Tagus, die dem hektiſchen Briten neue Lebenskraft ſchenkten, ſind glänzende Beiſpiele von einer anſcheinenden Parteilichkeit der Natur. Aber dort, wo ſie ihren ganzen Reichthum zur Schau trägt, iſt ein ſchönes Klima ſchon allein um dieſer Vorzüge willen, eine Krone, deren Glanz Alles verdunkelt und Alles vollendet.

Zwiſchen den Wendekreiſen liegt ein anſehnlicher Strich, den man verhältnißweiſe gegen das Uebrige des heißen Erdgürtels gemäßigt nennen könnte. Er begreift in ſich das große ſtille Weltmeer, von den weſtlichen amerikaniſchen Geſtaden an, bis hinüber an die Oſtküſte von Aſien und iſt gleichſam ein weit ausgebreiteter Archipel, voll zahlreicher Gruppen von Inſeln. Es liegen in dieſem Bezirk die flachen Koralleneilande, die Marquiſen-, die Societäts- und Freundſchaftsinſeln, die neuen Hebriden, Neukaledonien, Neuirland, Neubritannien, Neuguinea, nebſt den papuiſchen Inſeln, die Palaos-, die Karolinen-, die Sandwichinſeln, die Marianen-, die Philippinen-, die Molucken- und die Sundainſeln. Bei weitem den beträchtlichſten Theil dieſes Strichs, der im Ganzen leicht anderthalb Millionen geographiſche Quadratmeilen enthalten kann, bedeckt das Weltmeer, in deſſen unermeſſener Weite die Inſeln als Pünktchen erſcheinen. Nur indem man ſich der aſiatiſchen Seite nähert, drängen ſie ſich häufiger zuſammen und bilden dort Maſſen von beträchtlichem Umfange. Borneo, Celebes, Sumatra und Java ſind in der That die größten Inſeln unſers Planeten, die ſich aber auch wegen eben dieſer auszeichnenden Größe, wegen ihrer aneinandergedrängten Lage und der Nähe des feſten Landes von den übrigen durch einen etwas ſtärkeren Grad der Hitze unterſcheiden. Der Luftzug, welcher mit beinahe ungeſtörter Einförmigkeit zwiſchen den Wendekreiſen von Morgen gegen Abend ſtreicht, wird auch hier nicht weſentlich unterbrochen, als bis er zwiſchen die

großen gebirgigen Inſeln auf der aſiatiſchen Seite geräth. Hier ſtellen ihm die Philippinen und Borneo eine ſo hohe und ſo lange Gebirgsmauer entgegen, daß er längs den Küſten bald nordwärts, bald ſüdwärts hinziehen muß. Dieſer beſtändige Strom von kühler reiner Luft erquickt die ganze thieriſche Oekonomie und verbreitet Geſundheit und Leben. Kanäle, deren ſtockendes Waſſer Verweſung duftet, machen zwar den Mittelpunkt des holländiſchen Handels in Indien, das üppige Batavia zu einem höchſt ungeſunden Aufenthalt; jedoch dieſe den Europäern ſo furchtbar gewordene Eigenſchaft der dortigen Atmoſphäre iſt ſo ganz die Folge der Unbeſonnenheit, womit man die Bauart des kalten, umnebelten Niederlands unter ſcheitelrechter Sonne nachzuahmen und eine große Hauptſtadt mitten in ſumpfigen Reisäckern anzulegen wagte, iſt ſo wenig in der natürlichen Beſchaffenheit des Klima ſelbſt gegründet, daß ſogar der Sieche, der bereits des Grabes Beute werden ſollte, ſchnelle Geneſung erlangt, wenn er ſich nur einige Stunden Weges von den giftigen Ausdünſtungen der Stadt und der umliegenden Moräſte entfernen kann. Die Länge der Nächte, welche den Tagen beſtändig gleich bleiben, gewährt dieſem Erdſtrich einen neuen Vortheil, indem ſie den zur Abkühlung der Luft und hauptſächlich zur Stärkung und Nahrung des Pflanzenreichs ſo unentbehrlichen Niederſchlag wäſſeriger und brennbarer Dünſte befördert. Eben jene Richtung der Erdachſe, die dort Tage und Nächte faſt beſtändig gleicht, bei uns hingegen lange Sommertage und eben ſo lange Winternächte verurſacht, iſt auch hinreichend im heißen Erdſtrich zweierlei Jahreszeiten, die naſſe und trockne, zu bewirken, dergeſtalt, daß in der letztern dasjenige zur vollkommenen Reife gedeiht, was in der erſten hervorzukeimen und zu wachſen begann.

Allein ſo reizend nun dieſes nach der Natur entworfene Gemälde ſein mag, ſo hat es gleichwol auch ſeine ſchwarze Schatten. Denjenigen Inſelgruppen, welche nach Oſten hin, im Meere gleichſam verloren und weit von einander verſtreut liegen, wurde zwar von den vorhin erwähnten Reichthümern der Natur nur wenig zu Theil; jedoch, ſie blieben auch dafür mit manchen weſentlichen Uebeln verſchont, die bei einer größeren Verſchiedenheit und Vielfältigkeit der Produkte und Geſchöpfe aller Art wol unvermeidlich ſind. So kennt z. B. das glückliche Taheiti mit ſeinen benachbarten Inſeln nichts von jenen reiſſen=

den Tigern, die auf Sumatra, Java und Borneo die Heerden zerſtücken und ſelbſt den Menſchen furchtbar ſind. Giftige Schlangen, die man häufig genug in den Wäldern dieſer großen Inſeln antrifft, und gefräßige Krokodille, die in ihren Flüſſen das Schrecken der belebten Schöpfung ſind, wurden fernerhin nach Morgen nie geſehen und ſcheuchten dort Niemand vom ſchattenreichen Hain oder vom kühlen Bade zurück. Das durchdringende Gift, welches der Einwohner von Makaſſar aus Pflanzenſäften bereitet, womit er ſeine Pfeile beſtreicht, und wodurch innerhalb wenigen Minuten die kleinſte Wunde tödtlich wird, iſt ebenfalls im ſtillen Weltmeer und allen ſeinen Eilanden unbekannt. Die Vulkane, die einſt auf den Societätsinſeln, den Marquiſen und faſt überall in jener öſtlichen Gegend brannten, ſind längſt erloſchen und aller entzündbare Vorrath in ihrem Innern iſt wahrſcheinlich ganz verzehrt. Kaum glimmt noch weiter weſtwärts unter den Freundſchaftsinſeln ein geringer Ueberreſt dieſes unterirdiſchen Feuers, ſo wie auf den neuen Hebriden hie und da ein unbeträchtlicher Berg. Hingegen werfen längs der Küſte von Neuguinea eine Reihe brennender Schlünde ihre Feuerſtröme in das Meer. Auf den Philippinen tobt der fürchterliche Mayon nebſt manchen andern Vulkanen, und die Ausbrüche des Gunung Api haben die Gewürzinſel Banda, ſeitdem ſie unter holländiſcher Botmäßigkeit ſteht, ſchon einmal über das andere faſt gänzlich umgekehrt. Java endlich, Celebes und die umliegenden Inſeln, ſind noch mit feuerſpeienden Bergen beſetzt. Vermuthlich hatten jene öſtlichen, im Ocean einzeln hervorragenden Bergſpitzen bereits in derſelben frühen Epoche der Erdrevolutionen, wo auch Deutſchlands und beſonders Heſſens Vulkane im Waſſer brannten, ihren entzündbaren Stoff ausgeworfen. Vermuthlich waren ſie ſchon damals ganz erſchöpft, als die weſtlichen großen Inſeln noch mit Aſien ein zuſammenhängendes feſtes Land bildeten: vermuthlich — man gönne auch dieſer Muthmaßung ihren kleinen Raum — konnten auf dieſen letztern die Eingeweide der Berge nicht eher in Brand gerathen, als bis die große Fluth von Südweſten hereinbrach, und die Spitze Aſiens in zahlloſe Inſeln zerriß. Dies iſt auch die Urſache, warum noch alle weſtliche Inſeln den heftigſten Erdbeben unterworfen ſind, die man in Batavia ſogar periodiſch zu erwarten pflegt. Die Taheitier ſprechen von einem Gott, der die Erde erſchüttert; ob aber dergleichen Krämpfe der Natur ſelten oder gewöhnlich, ſtark oder

von geringer Bedeutung bei ihnen ſind, haben wir nicht gelernt. In jener See, welche mit Recht die ſtille und friedfertige heißt, kennt man auch nicht den wüthenden Orcan, den Taifun, der im chineſiſchen Meere beim Wechſel der Witterung ſo heftig ſtürmt, als ob es der Erde das Daſein gelten ſollte.

So iſt die Weltgegend und ſo das Klima beſchaffen, woſelbſt die Natur dem Brotbaum ſeinen Platz angewieſen hat. Obdach und Kleidung, die anderwärts zu den erſten Erforderniſſen gehören, ſind hier nur Artikel des Luxus; Speiſe bleibt das einzige Bedürfniß, und dafür iſt, vermittelſt eben dieſes Baumes, hinlänglich geſorgt. Gleichwol erging es ihm, wie ſo vielen andern guten und in ihrer Art vortrefflichen Dingen: ſein großer Werth war nirgends weniger, als in ſeinem urſprünglichen Vaterlande erkannt. Wild und roh, wie er aus den Händen der Natur hervorging, ſo ließ ihn auch der träge gleichgültige Menſch, der ſich dort an manchen andern Früchten und Wurzeln ſchadlos halten konnte. An der Küſte von Celebes, in Banda, Amboina und überhaupt auf allen Molucken lebt das gemeine Volk beinah von nichts Anderm als den Kernen der ſaamentragenden Brotfrucht, die man wie Kaſtanien zuvor in Aſche bratet, oder auch im Waſſer abkocht. Aus dieſen Kernen, die entweder von Menſchen oder auch von gefräßigen Fledermäuſen ausgeſtreut werden, wachſen junge Bäume ſchnell und ohne Wartung hervor, und der Amboineſer errichtet gern ſeine Hütte unter ihren dickſten Schatten, theils um vor Sonne und Menſchen verborgen zu wohnen, theils um ſeine faule Haut nicht weit nach Speiſe ausſtrecken zu müſſen. Weiter nach Abend hin, an der Küſte von Sumatra, Java, Baly und Madura wächſt bereits in Gärten und Pflanzungen eine Spielart des Brotbaums ohne Saamen. Ihre Früchte ſind aber klein, mit ſtachliger Rinde und einem zwar eßbaren, jedoch ſehr zaſerigen und flockigen Fleiſch: ein Beweis, daß auch hier die Kultur des Baumes vernachläſſigt wird. Die Noth, dieſe Mutter ſo vieler vortrefflichen Erfindungen, ſie, auf deren Antrieb die Stammväter des Menſchengeſchlechts in Europa auf den ſegenreichen Gedanken verfielen, die Producte des Erdreichs durch den Anbau zu vervollkommnen, und wilde Grashalme zu vollen Kornähren umzuſchaffen — die Noth hat es wahrſcheinlich zuerſt entdeckt, daß auch der Brotbaum eine Perfectibilität beſitzt, welche ſich nur vermittelſt der fleißigſten Kultur entwickeln kann.. Man

brachte ihn nach den öſtlichen Inſeln, den Marianen-, dann den Freundſchafts-, Societäts- und Marquiſeninſeln. Bald ſah man ſich daſelbſt gezwungen, ihn als die einzige zuverläßige Stütze des Lebens mit Sorgfalt anzuziehn und zu vermehren. Die Erfahrung lehrte eine beſſere und ſchnellere Fortpflanzungsart. Die Wurzel ward von Erde entblößt und an der Oberfläche eingekerbt. Eine Menge junge Schoſſen trieben aus dieſen Einſchnitten hervor, und dieſe verpflanzte man nebſt einem Theil der daran gelaſſenen Wurzel. (Rumph I. 110. Crozet voyage etc. 191.) Eine fette Moorerde mit etwas Sand und Muſchelkalk vermiſcht, gab den Bäumen die reichlichſten und zuträglichſten Nahrungsſäfte. Endlich lernte man auf den Societätsinſeln, daß ein abgeſchnittener Zweig des erwachſenen Baumes mit glücklichem Erfolg der Erde anvertraut und zu deſſen Nachfolger groß gezogen werden könnte. So verloren ſich nach und nach die ſcharfen Kanten und höckerigen Auswüchſe der Rinde; der Stamm war glatt und ſtieg gerade und zierlich in die Höhe; das Laub, welches ſonſt rauh anzufühlen und mit dickem Haar beſetzt geweſen, gewann ein zarteres, geputzteres, glatteres Anſehen. Die ſtachligen Früchte behielten kaum noch ſtatt der Stacheln ein erhabenes, bald hinwelkendes Pünktchen; anſtatt wie ehedem, aus wenig mehr als der Rinde und dem innern Strunke zu beſtehen, wuchſen ſie zu einem Durchmeſſer von 10 bis 11 Zollen hinan, und erhielten für das grobfaſerige, zähe, ein zartes mehliges Fleiſch. Ungefähr auf eine ähnliche Art gelang es dem Fleiß und der Kunſt unſerer Vorfahren aus Holzäpfeln Borsdörfer, Reinetten und Kalvillen, aus wilden Kirſchen die ſüßen ſpaniſchen und die ſaftreichen Morellen zu ziehn. Schön iſt übrigens die Form des durch Kultur veränderten Brotbaums und ſchattenreich ſeine weit ausgebreitete Krone. Kein Obſtbaum im Norden von Europa, ja was noch mehr iſt, kein Baum aus unſern Forſten, die Eiche und die Linde ausgenommen, darf ſich im Ebenmaß des Wuchſes und Schönheit der Geſtalt mit ihm meſſen. Die Roßkaſtanie, die in der Ferne einige Aehnlichkeit mit ihm zu haben ſcheint, läßt er weit hinter ſich zurück. Sein großes breites Blatt, wie Feigenlaub tief eingeſchnitten, iſt zierlich geformt und von anmuthiger Farbe. Selten überſteigt ſeine Höhe 40 pariſer Fuß: ein ſchönes Mittelmaß unter den Bäumen.

Sobald der Brotbaum den Inſulanern im ſtillen Welt-

meer ſo wichtig und unentbehrlich ward, erhielten ſogar ihre wiſſenſchaftlichen Begriffe eine Beziehung auf ihn. Die Taheitier bemerkten, daß dieſer edle Baum ungefähr um die Zeit, wenn die Sonne im Begriff iſt aus der nördlichen Halbkugel in die ihrige zurück und über den Aequator zu treten, friſche Blätter und junge Früchte anzuſetzen beginnt, die im October anfangen zeitig zu werden. Von dieſer Zeit an bis in den April, oder ſo lange die Sonne in der ſüdlichen Halbkugel bleibt, fehlt es ihnen nie an friſcher Brotfrucht: es kommen theils an einem und demſelben Baum, theils an mehren, deren Standpunkte verſchieden ſind, von Zeit zu Zeit neue Früchte zum Vorſchein und reifen nach und nach bis in den Julius und Auguſt. Von dieſem Monat an bis zum Anfang des November iſt aber die Frucht gar nicht zu haben. Jener Zeitabſchnitt nun, während dem die Früchte auf den Bäumen wachſen, und der acht Monate in ſich begreift, wird von den Einwohnern Pa-Ura, die Brotfrucht genannt, und dies iſt ihre gewöhnliche Zeitrechnung.

Cook's zweite Reiſe um die Welt, bei der ich ſein Gefährte war, kann hier zum Beweiſe dienen. Wir kamen während dieſer Reiſe zweimal nach O-Taheiti und den umliegenden Inſeln. Das erſtemal, in der Mitte des Auguſtmonats, war ſowol die Brotfrucht als alle andere Obſtarten des heißen Erdſtrichs daſelbſt äußerſt ſelten, und um das Koſtbarſte, was eine taheitiſche Phantaſie zu reizen vermochte, faſt gar nicht mehr zu erhandeln. In dieſer Jahreszeit, die ungeachtet der Entfernung der Sonne, kein Winter heißen konnte, und an genialiſcher Wärme keinen Mangel litt, zeigte ſich die Brotfrucht an der Zweige äußerſten Spitzen, in ihre Blumenſcheide gehüllt. Das alte Laub, welches nicht eher fällt, als bis das neue ſeine Entwickelung vollendet hat, ſaß noch auf den Bäumen und ſeine Farbe war ein etwas herbſtliches Grün. Zum zweitenmal, nach einem Zwiſchenraum von acht Monaten, erreichten wir die Inſel im Monat April. Jetzt hatte das Laub ſeine lebhaft grüne Schattirung, und alle Aeſte beugten ſich unter der Laſt ihrer Früchte. In großer Menge pflückte man ſie jetzt vor ihrer völligen Reife und beſchleunigte dieſe dadurch, daß man ſie haufenweiſe aufſchüttete und ſich innerlich erhitzen ließ. In dieſem Zuſtande, wo ſie nicht zu genießen waren, ſchnitt man den Strunk oder Fruchtboden und die Rinde weg, füllte mit der fleiſchigen Pulpe

eine tiefe gepflaſterte Grube, bedeckte dieſe mit Haufen von Blättern und Steinen, und ließ den ganzen Vorrath in die ſaure Gährung übergehen. Der Teig (Mahei), der auf ſolche Art entſteht, iſt vollkommen durchgeſäuert und ſchmeckt wie das ſchwarze weſtphäliſche Brot (Pumpernickel), wenn es nicht ganz ausgebacken iſt. Aus dem Vorrath in der Grube nimmt man jedesmal nur ſoviel als zu einem Gebäcke hinreichend iſt, macht fauſtgroße Klumpen daraus, rollt ſie in Blätter und backt ſie auf erhitzten Steinen. Solche Klumpen halten ſich einige Wochen lang und ſind beſonders auf Reiſen über See der gewöhnliche Proviant, womit ſich die O=Taheitier verſehen. Uebrigens aber iſt dieſes ſaure Brot bei ihnen ſo beliebt, daß ihre Vornehmen ſelten eine Mahlzeit ohne daſſelbe thun; und während der drei bis vier Monate, wo die friſche Brotfrucht faſt gar nicht zu haben iſt, genießt das ganze Volk beinah keine andere Speiſe. Ungebacken hält ſich der gegohrne Teig mehre Monate hindurch in den Gruben, ohne einige Veränderung zu leiden *).

Eine ungleich beträchtlichere Menge Brotfrucht wird friſch aufgezehrt. Auch zu dieſem Gebrauch muß ſie nicht reif, aber ſchon vollkommen ausgewachſen ſein. Ihre Rinde iſt alsdann noch grün, das Fleiſch aber ſchneeweiß und von lockerem, mehligem Gewebe. Roh kann man es ſchlechterdings nicht genießen, ſondern die Frucht muß geſchält, entweder ganz oder zerſchnitten, in Blätter gewickelt und auf heißen Steinen geröſtet und gebacken ſein. So geringfügig dieſe Mühe auch iſt, möchte der wollüſtige Südländer doch gern derſelben überhoben ſein; daher träumet er ſich auch in ſeinem Paradieſe eine Brotfrucht, die keiner Zubereitung bedarf und friſch vom Baume weggegeſſen werden kann. Dieſe treffliche Legende erſann vielleicht ein gutmüthiger Wanſt von einem Prieſter in dem behaglichen Stündchen, da ihm nach Landesſitte ein paar ſchöne Kinder wechſelsweiſe die edle Brotfrucht, den ſüßen Piſang und den köſtlichen Schweinsbraten bei Händen voll in den Mund ſtopften. Er gönnte wenigſtens den Laien dieſelbe glückſelige Ruhe, in deren Genuß er ſich ſo wohl befand; und aus dieſem Geſichtspunkte

*) Ausführlich lieſt man dieſe Zubereitung und noch Mehres aus der taheitiſchen Kochkunſt in Hawkesworth's Geſchichte der neueſten Entdeckungsreiſen 2c. Berlin. 4. 2. Band, S. 196 u. f.

wird ſelbſt im Aberglauben der Nation die herrſchende Milde und Sanftmuth ihres Charakters offenbar.

Die geröſtete Brotfrucht hatte für mich völlig den Geſchmack der Krume des Weizenbrots, die mit gekochten mehligen Kartoffeln vermiſcht geweſen wäre. Etwas Süßliches ſchmeckte man zuweilen vor, insbeſondere wenn die Frucht ſich der Reife näherte, oder wenn auch ſie nach dem Backen verlegen oder alt geworden war. Die ſchmackhafteſte war, laut der Uebereinkunft aller Mitreiſenden, jene, welche wir auf den Marquiſeninſeln eintauſchten; doch meines Erachtens gibt ihr die taheitiſche nichts nach. Wenn die Frucht ganz reif iſt, hat ſie eine gelbliche Farbe, iſt weich anzufühlen und inwendig einem Brei ähnlich, der widerlich ſüß ſchmeckt und riecht. In dieſem Zuſtande ſah ich ſie ebenfalls auf den Marquiſeninſeln. Die Einwohner der Marianen und Philippinen eſſen ſie alsdann zwar roh, jedoch mit großer Behutſamkeit, weil ſie jetzt eine ungeſunde Speiſe geworden iſt. Vor der gänzlichen Zeitigung gebrochen und geröſtet, iſt ſie unſtreitig eines der geſundeſten und zugleich der nahrhafteſten Lebensmittel, die wir kennen; je weiter man ſich aber von der einfachſten Zubereitungsart entfernt, und je mehr fremdartige Zuſätze man zur Brotfrucht macht, um ihren Geſchmack zu würzen, deſto weniger kann ſie dem menſchlichen Körper zuträglich ſein. Rumph ſagt daher: die in Zucker geſottene oder in Kokosöl gebratene Brotfrucht in Java ſei ein ſchweres unverdauliches Gericht, und dies iſt um ſoviel wahrſcheinlicher, weil die dortige grobfaſerige Sorte mit der taheitiſchen an ſich ſchon in keinen Vergleich kommen darf, und Cook ſie kaum noch für eine Brotfrucht erkennen wollte. Die Holländer in Batavia, Ceylon und andern Gegenden Indiens bereiten aus der Brotfrucht eine große Anzahl zuſammengeſetzter Speiſen, die Thunberg pünktlich beſchreibt, ich aber hier gänzlich übergehe, weil ſie eigentlich nur im Kochbuch am rechten Orte ſtehen.

Wichtiger für die Naturforſcher iſt der Gebrauch, den man von den übrigen Theilen des Brotbaums machen kann; denn wiewol die Frucht unſtreitig das Köſtlichſte und Nützlichſte am ganzen Baume bleibt, ſo ſcheint doch dieſer noch in mancher Rückſicht zum Beſten des Menſchen geſchaffen zu ſein. Nachdem derſelbe während eines Menſchenalters Früchte getragen hat, ergreift ihn das Schickſal aller natürlichen Dinge; er fängt an

abzuſterben, und allerlei Gebrechen bedeuten ſeinen nahen Untergang. Jetzt bleibt alſo nichts mehr übrig als den Stamm zu irgend einem häuslichen Gebrauch zu verwenden, und entweder einen Kahn daraus zu höhlen oder wenigſtens einen Pfoſten oder Balken an der leichten ländlichen Hütte daraus zu verfertigen. Es wird auch mit geringer Mühe manche Geräthſchaft, kleine Schemel, Schüſſeln, Tröge und dergleichen, daraus geſchnitzt; allein des Vorzugs ungeachtet, welchen der taheitiſche Brotbaum, was dieſen Punkt betrifft, vor dem weniger kultivirten in den Gewürzinſeln voraus hat, nimmt doch das weiche gelbe Holz gar keine Politur an. Die Amboineſer, und wo ich nicht irre, auch die Taheitier, pflegen Trommeln davon zu machen, weil es gut klingt und ſehr leicht iſt. Den wilden Brotbaum kann man ſchlechterdings zu nichts anderm als zur Feuerung gebrauchen. Das junge Holz der kerntragenden Sorte wird auf Banda leicht wurmſtichig und iſt folglich von geringem Werth.

Dasjenige zarte Zellgewebe, aus welchem ſich jährlich eine neue Holzlage an Stamm und Aeſten bildet, oder der gleich unter der Rinde liegende weiße Splint (liber) iſt am Brotbaum ſo beſchaffen, daß die Einwohner von Taheiti ihre Kleidung daraus bereiten können. Sie pflanzen zu dem Ende eine Menge junger Bäumchen dicht neben einander in lockerem Boden und ſuchen ſie ſo gerade als möglich und ohne Aeſte in die Höhe zu ziehen. Im andern oder dritten Jahr werden ſie abgeſchnitten und der Splint auf die nämliche Art davon abgeſondert, vorbereitet und zu mouſſelinenähnlichen Tüchern verarbeitet, als mit dem Splint des Papiermaulbeerbaums üblich iſt. (S. Hawkesworth's Geſch. der Reiſen. 3. 515.) Dieſe Tücher ſind zwar etwas ſpröder anzufühlen, als jene von der ebenerwähnten Maulbeerrinde, an Feinheit aber kommen ſie ihnen ziemlich nah.

Minder wichtig iſt der Nutzen der Blätter. Außer jener Anwendung, die ſie mit allen Laubarten gemein haben, daß ſie nämlich, ſobald ſie abgefallen und verweſet ſind, dem Stamme, der ſie getragen, zur Düngung gereichen, bricht man ſie auch häufig vom Baume und bedient ſich ihrer Speiſen einzuwickeln, oder auch darin zu backen. Die erſte Anſtalt zu einer Mahlzeit beſteht jedesmal in dem, daß eine große Menge dieſer Blätter auf den mit Heu bedeckten Boden geſtreut werden: unmittelbar auf dieſe legt man die Speiſen, ohne den entbehrlichen

Aufwand von Tellern und Schüſſeln. Ein ſolches Blatt, welches anderthalb Schuh lang iſt, vertritt alsdann die Stelle der Serviette, wobei man noch den Vortheil hat, ſo oft man will, ein friſches zu nehmen. In Burro und den Gewürzinſeln zünden die reiſenden Indianer des Nachts ein Feuer von den Blättern des wilden Brotbaums rings um ihre Lagerſtätte an, deſſen beſtändiges Krachen die Schlangen verſcheucht.

Die männliche Blüthe des Brotbaums beſteht in einer ſpannenlangen braungelben Kolbe, welche ganz mit kleinen Blüthen bedeckt iſt und dadurch mit den Schilfkeulen (typha), die in unſern Sümpfen wachſen, eine auffallende Aehnlichkeit gewinnt. Wenn dieſe Kolben oder Kätzgen abgefallen und vertrocknet ſind, haben ſie die Eigenſchaft des Zundſchwammes und man bedient ſich ihrer auf die nämliche Art, als Lunten, zur längeren Aufbewahrung des Feuers. Es dringt endlich noch aus allen verwundeten oder eingeſchnittenen Theilen des Baums ein weißer klebriger Saft, der in Amboina aufgefangen, mit Kokosmilch eingekocht und ſodann als Vogelleim verbraucht wird. Mit Sagumehl, Zucker und Eiweiß vermiſcht, wird dieſer Milchſaft zu einem feſten und dauerhaften Kütt, womit die dortigen Einwohner alle Ritzen in ſolchen Gefäßen verſchmieren, welche waſſerdicht ſein müſſen. Der ehrliche Rumph, deſſen Aufmerkſamkeit ſo leicht nichts entgehen konnte, ſpricht auch von allerlei Heilmitteln, welche der Amboineſer aus der Rinde und andern Theilen des Brotbaums bereitet; das Brauchbarſte dürfte wol eine Arznei wider den Durchfall ſein, die von den getrockneten Wurzeln der wilden Gattung genommen wird. An dieſem wilden Baum ſcheint Alles noch eine herbe zuſammenziehende Eigenſchaft zu verrathen, welche ſich durch den Anbau größtentheils verloren hat.

Daher beruht der Werth des zahmen Brotbaums auch nicht auf ſeinen vorgeblichen Heilkräften, ſondern auf der nahrhaften und reichlichen Speiſe, womit er den Fleiß des Bauers belohnt. Cook rühmt von ihm mit Recht ſeine erſtaunliche Fruchtbarkeit. „Hat Jemand in ſeinem Leben nur zehn Brotbäume gepflanzt, ſo hat er (dies ſind des großen Weltumſeglers Worte) ſeine Pflicht gegen ſein eigenes und gegen ſein nachfolgendes Geſchlecht eben ſo vollſtändig und reichlich erfüllt, als ein Einwohner unſers rauhen Himmelsſtrichs, der ſein Leben hindurch während der Kälte des Winters gepflügt, in der Som-

merhitze geerntet, und nicht nur ſeine jetzige Haushaltung mit Brot verſorgt, ſondern auch ſeinen Kindern noch etwas an baarem Gelde kümmerlich erſpart hat.“ Zufolge einer oft wiederholten Verſicherung der Einwohner von O=Taheiti läßt ſich dieſes Verhältniß noch genauer beſtimmen. Eine Perſon kann vom Ertrag dreier Brotbäume acht Monate lang reichlich leben. Ein ſolcher Baum nimmt 1600 Quadratfuß ein; mithin ſtehen 27 Bäume auf einem engliſchen Morgen Landes. Es können folglich neun Menſchen in O=Taheiti von demſelben Bezirk ihr Auskommen haben, der in der volkreichſten Gegend Frankreichs in der nämlichen Zeit kaum einen zur Hälfte ernährt. (S. J. R. Forſter's Bemerkungen ꝛc. S. 169.) Nach dieſer Berechnung ſchließt man mit vieler Wahrſcheinlichkeit, daß ſo anſehnlich die Volksmenge jener Inſel im ſtillen Weltmeere ſein mag, ſie noch lange nicht aufs Aeußerſte getrieben iſt, ſondern daß der Brotbaum z. B. auf O=Taheiti (einer Oberfläche von 40 engliſchen Quadratmeilen) noch weit mehr als die jetztlebenden 120,000 Einwohner erhalten könne. Auch darf man dieſe wirklich ſchon ſehr ſtarke Bevölkerung nicht etwa in einer beſondern Genügſamkeit des Taheitiers ſuchen, dergleichen man insgemein den ſüdlichen Europäern zuſchreibt. Alle Augenzeugen ſtimmen mit mir überein, daß die guten Inſulaner, die von der Brotfrucht leben, mit einem herzhaften Appetit, wie homeriſche Helden, zur Mahlzeit gehen und daß die faſt unglaubliche Menge von Lebensmitteln, die einige unter ihnen verſpeiſen können, vortrefflich anzuſchlagen pflegt. Ihr Geſchlecht behauptet in der That einen auszeichnenden Vorzug vor ſeinen Nachbarn. Groß und edlen Wuchſes, mit offenem Blick und einnehmenden Zügen, grenzt es zunächſt an das Modell echt aſiatiſcher Schönheit und macht ihm oft den Vorrang ſtreitig. Ob Nahrungsmittel einen noch höhern Einfluß haben, ob Sinn und Herz unmittelbar oder entfernt dadurch geſtimmt werden können? ſei unſern Enkeln zur Entſcheidung aufbewahrt. Wir wiſſen nur mit Zuverläſſigkeit, daß Sanftmuth, Liebe und Fühlbarkeit des Herzens die hervorſtechenden Charakterzüge des Menſchen ſind, der von der Brotfrucht lebt. In allem Uebrigen gleicht er ſeinen Mitbrüdern in der Welt, und iſt das leichte Spiel der Leidenſchaften und Triebe, welche nur in dem Maße den wahren Genuß des Lebens erhöhen, wie Thätigkeit den erſten Fluch über das Menſchengeſchlecht zur reichſten Segensquelle umzuſchaffen

weiß. Ein Glück für ihn, daß der Baum, der ihm Schatten und Obdach, Kleidung und Speiſe gewährt, ſein ganzer Reichthum iſt! Hätte er Theil an jenen ſchimmernden Gütern, die der Wilde auf den weſtlicher gelegenen aſiatiſchen Inſeln beſitzt — und nicht genießt — fürwahr! er wäre längſt der Sclave eines europäiſchen Räubers. Aber was ſage ich? Hatten die Urbewohner der Marianeninſeln mehr als dieſes Brot? Und welcher gerechten, weiſen, menſchenfreundlichen Staatskunſt gelang es, nach zwei Jahrhunderten von Krieg? ſoll ichs nennen, oder Jagd? dieſe 60,000 wackern Naturmenſchen bis auf 800 gepeinigte und zur Verzweiflung getriebene Seelen zu vertilgen? Welch eine Rechnung von unſchuldigen Thränen, Schweiß und Blut, die der Vater des Menſchengeſchlechts von ſeinen Haushältern in jenem Erdenwinkel zurückzufordern hat! — — Zwar ſind es nicht Betrachtungen dieſer Art, die einen Eroberer zum ſchaudervollen Selbſtgefühl wecken: indeſſen dürfte doch die ſonnenklare Ueberzeugung, wie zwecklos und wie koſtbar dort die Grauſamkeit geweſen iſt, der eiſernen Politik, um ihres eigenen Vortheils willen, Schonung gebieten; und ſich ſelbſt gelaſſen, werden dann lange noch im friedlichen Meere die übrigen harmloſen Völker glücklich ſein, denen die Vorſehung mit Einem Baum die Zufriedenheit ſchenkte!

Die Geſchichte der Erzeugniſſe des Erdbodens iſt tief und innig in die Schickſale der Menſchen und in den ganzen Umfang ihrer Empfindungen, Gedanken und Handlungen verwebt. Das Reich der Natur grenzt mit dem Bezirk einer jeden Wiſſenſchaft, und es iſt unmöglich jenes zu überſehen, ohne zugleich in dieſe hinüber zu blicken. Auch ſind es nur dieſe Beziehungen der Dinge außer uns auf unſer eignes Selbſt, die einer jeden Wiſſenſchaft ein allgemeines Intereſſe geben; ſo wie von einer andern Seite die Gemeinnützigkeit wiſſenſchaftlicher Wahrheiten und ihr Einfluß auf das Glück der Menſchheit, lediglich von ihrer allgemeinen und vollkommenen Ausbreitung abhängt. Wer dieſen einfachen Grundbegriffen widerſprechen wollte, den müßte man befragen, ob nicht bittrer Spott einen Künſtler treffen würde, der die lachendſte Landſchaft verſtümmelt hätte, um nichts als ſeines Herrn Gebiet auf ſeiner Leinwand abzuzirkeln? Oder ſollte es nur den Prieſtern der Natur verboten ſein, jede Ausſicht ſo treu und wahr verſinnlicht darzuſtellen, wie ſie verſchränkt mit nachbarlichen Gefilden vor ihren Augen ſchwebt?

Dein kühner Genius, unnachahmlicher Büffon! entſchwang ſich zuerſt den Feſſeln dieſes Vorurtheils. Er fand die Naturwiſſenſchaft wie ein bloßes Gerippe, das den Anbeter im Halbdunkel eines Götzentempels mit heiligem Grauſen erfüllt und ſchnell vorüber zu eilen zwingt. Gefürchtet ſtand ſie da und nicht geliebt. Aber er umzog die Gebeine mit dem wallenden Umriß eines göttlich gebildeten Körpers. Da hauchte die Tochter Jupiters, die einſt Pygmalion's Bild beſeelte, dem neuen Meiſterſtück das Leben ein, und alle Charitinnen beſchenkten es mit Anmuth, edler Einfalt, Würde und Macht über Menſchen und Götter.

Beſchreibung des Brotbaums.

Die Kenntniß der Verbindung, worin wir mit den Gegenſtänden der Körperwelt ſtehen, beruht auf einer genauen Kenntniß dieſer Gegenſtände ſelbſt. Jene iſt es, welche allen Klaſſen von Menſchen eine angenehme und nützliche Unterhaltung gewährt: dieſe hingegen bleibt nur das eigentliche Geſchäft einer geringen Anzahl Gelehrter von Profeſſion. Schon auf den erſten Blick ſieht man, daß dieſer letztere Zweig der Naturwiſſenſchaft als Grundlage unentbehrlich und eben ſo wichtig als der vorige iſt; nähere Erörterungen dieſer längſt entſchiedenen Wichtigkeit wären hier am unrechten Orte. Genug, die Welt hat neben Büffon's Verdienſten auch die des großen nordiſchen Naturforſchers anerkannt.

Noch gehört eine botaniſche Beſchreibung des Brotbaums, welche alle ſeine Spielarten umfaßte und ihre Abſtufung genau auseinanderſetzte, unter die Wünſche der Naturkundiger. In den Inſeln des ſtillen Weltmeers beſchrieb ich die dort gewöhnlichſte Abart; Thunberg eine in Batavia und Ceylon; Sonnerat eine mit Saamen in den Philippineninſeln; Rumph mehre in den Gewürzinſeln. Allein dieſe Hülfsmittel ſind nicht von gleichem Werth. Zu Rumph's Zeiten ward die Kräuterkunde noch nicht ſo ſyſtematiſch behandelt, als ſeitdem ſich Linné ein unſterbliches Verdienſt um ſie erwarb; und Herrn Sonnerat's Beſchreibung iſt weder ausführlich noch beſtimmt genug. Was im Folgenden nicht aus meiner Handſchrift entnommen iſt, werde ich indeſſen ſeinen Urhebern zueignen.

Der Brotbaum (Artocarpus) gehört in die 21. Klaſſe des Linnéiſchen Sexualſyſtems, unter diejenigen Pflanzengeſchlechter, welche zwar zweierlei verſchiedene und abgeſonderte, nämlich männliche und weibliche Blüthen, jedoch beide auf demſelben Stamme (Monoecia) tragen; und in die erſte Abtheilung derſelben, wo die männliche Blüthe nur ein Staubgefäß (Monandria) enthält.

In dem Verſuch die Pflanzen nach ihrer Verwandtſchaft zu ordnen, findet der Brotbaum ſeinen Platz neben dem Flaſchenbaum, in der Ordnung, welche Linné Coadunatae nennt.

Man unterſcheidet das botaniſche Geſchlecht des Brotbaums von allen andern in derſelben Abtheilung des Syſtems vorhandenen, hinlänglich durch folgende weſentliche Kennzeichen der Befruchtungstheile:

♂ Die männliche Kolbe iſt mit zweiblättrigen Kelchen beſetzt.

♀ Die weibliche Kolbe beſteht aus vielen verwachſenen Fruchtknoten ohne Kelch und Krone, mit einzelnen Griffeln und wird zur vielfächerigen Beere.

In das ſolchergeſtalt feſtgeſetzte Geſchlecht gehören vielleicht mehre Gattungen nahe verwandter Pflanzen, von denen bisher aber nur zwei ſo genau beſchrieben worden ſind, daß man ſie in ſyſtematiſche Verzeichniſſe hat eintragen können, nämlich:

1. Der eigentliche Brotbaum (Artocarpus incisus) mit zerſchnittenen Blättern und der Frucht an den äußerſten Zweigen.

2. Der Jakkabaum (Artocarpus integrifolius), mit ungetheilten Blättern und der Frucht an Wurzel, Stamm und Aeſten.

Beide Gattungen (species) ſind, wie viele andere Gewächſe des heißen Erdſtrichs, der Abänderung ſehr unterworfen, und in eine Menge Spielarten ausgeartet, wodurch ſie ſich einander noch mehr nähern; denn Thunberg ſah Jakkabäume mit dreifach eingeſchnittenen Blättern, und Rumph im amboiniſchen Kräuterbuche gibt zu verſtehen, daß eine Spielart des Brotbaums nur ſehr wenig eingekerbte Blätter hat. Es iſt alſo noch die Frage, ob es in Zukunft bei den obigen, nach Thunberg's Angabe verfertigten Beſtimmungen wird bleiben können? So ſchwer iſt es zuweilen, Naturprodukte, wovon uns der erſte Anblick belehrt, daß ſie zu ganz verſchiedenen Arten gehören, nach der Kunſtſprache mit kurzgefaßten Definitionen zu belegen! So fehlt es uns beinah an ſchulgerechten Ausdrücken, Wölfe von Füchſen, Panther von Leoparden Seebären von Seelöwen kurz und be-

ſtimmt zu unterſcheiden. Dies ſind Gebrechen, die aus der Beſchaffenheit einer ſyſtematiſchen Lehrart fließen, welche deshalb ihren Werth zwar keineswegs verliert, doch aber in ihre Schranken zurückgewieſen wird. Umſtändliche, bis auf die kleinſten Abweichungen ſich erſtreckende Beſchreibungen ſind das einzige, wodurch man jenen Mängeln abhelfen kann. Zuerſt liefere ich alſo eine genaue in O-Taheiti, nach der daſelbſt gewöhnlichſten Spielart abgefaßte Beſchreibung des zahmen ſaamenloſen Brotbaumes.

Der Stamm iſt gerade, gemeiniglich ſo dick als der menſchliche Körper und 40 Schuh hoch, oft noch höher. Das Holz iſt weich, leicht, gelblich; der Splint etwas grobfaſerig und weiß; die Rinde hellgrau, ziemlich glatt, etwas geſprungen und mit wenigen kleinen Knötchen beſetzt. Alle Theile des Baumes geben, wenn ſie verwundet werden, einen klebrigen Milchſaft.

Die Aeſte bilden eine breite, runde, nach oben zu ſtufenweis ſich ſchmälernde Krone; die unterſten ſind lang, kommen gemeiniglich erſt in der Höhe von 12 bis 15 Schuhen über der Erde aus dem Stamm, klaffen beinah wagerecht auseinander, gehen nach allen Seiten, mehrentheils zu drei und vieren (quirlförmig, Th.) in gleicher Höhe hervor. Die kleinern Zweige ſteigen aufwärts und tragen an ihren Spitzen Blüthe und Blätter.

Die Blätter ſtehen abwechſelnd, ſind geſtielt, beinahe eiförmig, von oben her in ſieben bis neun lanzetförmige, ſpitze Zungen, vermittelſt ſehr tiefer zugerundeter Einſchnitte geſpalten, übrigens glatträndig, an beiden Seiten nackt und glatt, klaffend, ſchöngrün, unten etwas bleicher, pergamentartig, anderthalb Schuh lang, 11 Zoll breit, adrig, mit dicken Rippen, die paarweiſe von der Mittelrippe nach den gegenüberſtehenden Zungen gerade hinauslaufen. Die jüngeren Blätter ſind, wie alle zarte Theile des Baums, klebrig anzufühlen. Der Stiel iſt beinahe rund, nackt, aufſteigend, zwei Zoll lang.

(Zwei Blattanſätze [stipulae], worin die jungen Blätter gewickelt waren, ſind lanzetförmig, zugeſpitzt, hohl, mit glattem Rande, inwendig nackt, auswendig haarig, abfallend, drei Zoll lang. Th. und die Houtuyniſche Figur.)

Die Blumenſtiele kommen an der Spitze des Zweiges und an den Achſeln des oberſten Blatts einzeln hervor, ſind rund, mit Härchen dünn beſetzt, aufrecht und zwei bis drei Zoll lang.

Männliche Blüthe an den oberſten Blättern.

Kelch. Die Blumenſcheide fehlt. Die Kolbe iſt einfach, etwas keulenförmig, oder gegen oben dicker, aufrecht, ſpannenlang, daumensdick, fleiſchig, mit anſitzenden ganz kleinen Blüthen dicht bedeckt und früh hinfällig. Die eigne Blumendecke iſt äußerſt klein und zweiblätterig; die Blättchen ſind gleichgroß, ſtumpf, ſtohl, hängen feſt zuſammen, öffnen ſich bei dieſer Spielart nie und ſind gelbbrauner Farbe. (Was hier Blumendecke heißt, nennt Thunberg Krone).

Krone fehlt.

Staubgefäß. Ein ſehr kurzer Faden in der Mitte jeder Blumendecke. Der Beutel ſteht aufrecht, iſt länglich, einfach und nicht länger als der Faden.

Weibliche Blüthe an der Spitze des Zweiges.

Kelch. Eine zweiblättrige, hinfällige Blumenſcheide, deren Blätter eilanzetförmig, zuſammengedrückt, zugeſpitzt, aufrecht, an der Spitze umgebogen, weich, beinah ſpannenlang und Anfangs geſchloſſen ſind, ſteht zu oberſt an dem Blumenſtiel. Die Kolbe iſt kugelförmig, mit vielen verwachſenen Fruchtknoten bedeckt. Die kleinſte, die ich zergliedert habe, war wie ein Taubenei; zwiſchen dieſer und der reifen Frucht habe ich ſie von allen Größen unterſucht. Die eigne Blumendecke fehlt.

Krone fehlt.

Stempel. Der Fruchtknoten (jeder einzeln betrachtet) iſt eine umgekehrte Pyramide, die mit der Spitze im Fruchtboden ſteckt, mit den Seiten an die andern Fruchtknoten feſtgewachſen, an der Oberfläche etwas weniges gewölbt und fünf=, ſechs=, ſieben= auch achteckig iſt. Ein Griffel iſt bei dieſer Spielart nicht vorhanden; andere haben ihn einfach, aufrecht und bleibend. Die Narbe iſt bei dieſer Spielart weiter nichts als ein erhabenes Pünktchen in der Mitte eines jeden Fruchtknotens, das bald verwelkt. (Bei andern Sorten finden ſich eine oder zwei Narben an der Spitze des Griffels. Th.)

Saamengehäuſe. Eine kugelrunde Beere, die auf der Oberfläche ziemlich glatt, und blos in kleine Sechsecke abgetheilt iſt. (Die größte Frucht wird 10 Zoll im Durchmeſſer.) Die Rinde iſt ziemlich hart, blaßgrün, mit dem Fleiſch verwachſen, welches eine weiße, mehlige, etwas faſerige Subſtanz iſt, die den in der

Mitte keulenförmig und ungefähr fingerslang aufſteigenden dicken, fleiſchigen Fruchtboden umgibt. Wenn die Beere reif iſt, wird ſie gelb, ſüß, weich und ſüßlichriechend, worauf ſie abfällt und ſchnell verdirbt.

Saamen. Kleine, verſchrumpfte, längliche, ungefähr eine Linie lange, unfruchtbare Spuren, von bräunlicher Farbe, die ſich an der Spitze mit einem langen Haar endigen, findet man im Fleiſche niſtelnd.

Spielarten des Brotbaums.

Zur Ergänzung der vorigen Beſchreibung und zur Ueberſicht der ganzen Gattung des Brotbaums, ſcheint es mir nicht unzweckmäßig, hier die vorzüglichſten Spielarten, ſoviel mir ſolche bekannt ſind, mit ihren Kennzeichen aufzuzählen:

A. Zahmer, ſaamenloſer Brotbaum.

a) Wegen ihrer Vortrefflichkeit, ſowol was Geſchmack als Größe der Frucht betrifft, mache ich den Anfang mit derjenigen Abart des Brotbaums, welche von der natürlichen wilden Stammmutter vermittelſt der Kultur am weiteſten abgewichen und folglich eigentlich die letzte iſt. Es iſt dies die in O-Taheiti gewöhnlichſte vorhin ausführlich beſchriebene Sorte, mit beinah vollkommen runder, glatter Frucht, ohne alle Stacheln. (Taheitiſch Uru).

b) Mit ſehr tief eingeſchnittenen, in lange ſehr ſchmale Lappen geſchlitzten Blättern und länglich runder, übrigens auch glatter Frucht, ebendaher, heißt auf Taheitiſch Maira.

c) Mit länglicher Frucht, die an der Oberfläche ſehr rauh, gleichſam ſchuppig anzufühlen iſt; ebenfalls aus Taheiti, wo man ſie Patea nennt.

d) Mit länglich runder Frucht, runden warzenähnlichen Erhabenheiten der Fruchtknoten und kurzen ſtachligen Griffeln; in O-Taheiti Tatarra genannt. (Dieſe vier Nüancen ſind wenig verſchieden).

e) Flockiger Brotbaum oder Baumwollen-Sockum. Rumph tab. 32. Mit ſtachliger, inwendig wolliger Frucht. Eine grobe Sorte, welche in Sumatra, Java, Baly und überhaupt den weſtlich gelegenen Inſeln ziemlich häufig, hingegen in den Gewürzinſeln und den Molucken ſeltener iſt. Der Stamm iſt nicht größer als ein Muskatnußbaum, d. i. kaum 30 Schuh hoch. Die langen Aeſte tragen wenig Laub, dergeſtalt, daß man über-

all durchſehen kann. Die Blätter ſind zwei Spannen lang, tief eingeſchnitten, unbehaart und pergamentartig. Die Frucht iſt klein, ſieht wie ein großes Herz aus und iſt gleichſam mit ſpitzigen Wärzchen auf der Oberfläche beſetzt. Das Fleiſch beſteht aus lauter Zaſern und hat daher mit flockiger Schaafwolle einige Aehnlichkeit. In der Mitte iſt das Gewebe locker und bildet ſogar eine kleine Höhlung, wo weder Fruchtboden noch Saamenkerne befindlich ſind. R. (Von dieſer Art ſcheint die Frucht und der Zweig zu ſein, die Houttuyn hat abbilden laſſen.) Bisweilen gibt es doch eine Zwiſchenart, die einige wenige Kerne enthält und den Uebergang zur folgenden Spielart ausmacht.

B. Zahmer, ſaamenbringender Brotbaum.

a) Mit unvollkommenem Saamen. Diejenige Spielart, welche Thunberg in Java fand und in ſeiner erſten Beſchreibung (Act. Hom. Vol. XXVI. p. 251.) mit β.) bezeichnete, gehört hieher. In der Folge ſcheint er ſie wegen ihrer Unfruchtbarkeit für zu geringfügig gehalten zu haben, um ſie von der ſaamenloſen abzuſondern; ja es ſcheint ſogar aus der zweiten Beſchreibung zu erhellen, daß er dem Brotbaum überhaupt keine fruchtbare Spielart zugeſtehen mag. Die Kerne dieſer Sorte werden nur zweimal ſo groß als Erbſen, und taugen zur Ausſaat nicht. (Th.)

b) Mit vollkommenem Saamen. Sonnerat zeichnet die Kerne der philippiniſchen Sorte länglichrund, kantig, ungefähr anderthalb Zoll lang und an beiden Enden mit einem kleinen ſtumpfen Anſatz verſehen; er ſetzt hinzu, daß ſie auf dem Fruchtboden ſitzen, und von mehren Häuten umgeben ſind. S. Erſteres iſt nicht ganz richtig; letzteres aber beſtätigt auch Thunberg. (Es liegen nämlich, ſagt er, zwiſchen jedem Saamen viele dünne, weiße, fleiſchige Häutchen; hierauf hat jeder Saamen noch einen eigenen weißen, geſtreiften fleiſchigen Beutel, worin er liegt, und ſodann ſeine eignen Bedeckungen, wovon die äußere weiße in der Folge abtrocknet und die innere braune den Kern beſchließt.) Jene dünnen Häutchen rühren unſtreitig daher, weil viele Fächer der Frucht allemal unfruchtbar bleiben; folglich von dem reifenden Saamen verdrängt und zu bloßen Häuten zuſammengepreßt werden. Dieſe Spielart iſt es, welche Camelli beim Ray und hernach einer von den Geſchichtſchreibern der Anſonſchen Reiſe, den Ellis anführt, unter dem Namen Dugdug oder Dukdu erwähnen. Der letztere Verfaſſer ſetzt ausdrücklich hinzu, daß jede Frucht, die faſt ſo groß als die ſaamenloſe wird, bis 15 Kerne

von der Größe einer Kaſtanie enthält, und etwas längere nicht völlig ſo tief eingeſchnittene Blätter hat. Dieſe ſaamenbringenden Bäume ſind jetzt, dem Capitain Crozet zufolge, auch in Guam, der vornehmſten Marianeninſel, ſelten geworden. (Voy. à la mer du Sud).

Eben dieſe Spielart iſt es wahrſcheinlich, die auch in den Gewürzinſeln, den Molucken, und an der öſtlichen Küſte von Celebes häufig gepflanzt wird, theils wegen der nahrhaften Kerne, theils weil ſie ungewöhnlich ſchnell wächſt und ſehr ſchattenreich iſt. Die Wurzel hat eine rothe Rinde. Der Stamm iſt nahe an der Erde in mehre Auswüchſe getheilt, und wird ſo dick, daß ihn zwei Mann nicht umſpannen können, und zuweilen ſo hoch, daß er alle andere Obſtbäume der dortigen Gegend übertrifft. Alle Theile ſtrotzen von Milchſaft. Das Laub iſt groß und zerſchnitten, rauh, unten wollig. Die Stiele und die Spitzen der Zweige ſind ebenfalls ganz haarig. Die männlichen Blüthenkolben ſind einen Schuh lang, weich, gelblich, fallen bald ab. Die Frucht iſt groß und beinah herzförmig, mit Spitzen oder hakenförmigen Dornen beſäet, die aber keine wahre Stacheln, ſondern Griffel des Stempels ſind. Die Kerne ſind groß, Kaſtanien ähnlich und durch etwas Weniges von fleiſchiger Subſtanz von einander geſondert. Jeder Kern hat eine hellgraue, dünne härtliche Schale. R. Soccus granosus, tab. XXXIII. p. 112. Einige geringere Abweichungen mit glattem Laube, oder mit kleinern harten Kernen übergehe ich.

C. Wilder ſaamenbringender Brotbaum. R. p. 114. t. XXXIV. Dies iſt vermuthlich der Stammvater aller kultivirten Sorten, wächſt wild in den Waldungen der Gewürzinſeln, wahrſcheinlich auch auf den benachbarten großen Inſeln, hat eine dunkelrothe Rinde an den Wurzeln, einen kleinen eckigen, gleichſam geflügelten Stamm, eine unanſehnliche Krone, kleines, wenig eingeſchnittenes Laub, welches ſo rauchhaarig und ſtechend iſt, daß man es kaum angreifen kann, einen ſchnell trocknenden, weniger klebrigen Milchſaft, höckerige, haarige, ſtachlige, oben eingedrückte Früchte und kleine, zahlreiche, eckige, erdfarbene, ſehr bittere, im ſchleimigen Fleiſch niſtelnde Saamen. R. Daß auf den haarigen Ueberzug und die Größe der einzelnen Theile bei der Beſtimmung der Pflanzengattungen wenig Rückſicht genommen werden dürfe, da dieſe Dinge ſo ſehr von Witterung, Klima, Lage, Boden, Ausdünſtung und andern Nebenumſtänden ab-

hängen, wird auch hier wieder durch ein Beiſpiel beſtätigt, indem Rumph auch wilde Brotbäume mit großen, weniger behaarten Blättern angetroffen hat. Hieher rechne ich auch den auf der Inſel Damme wildwachſenden kleinen Sokkunbaum, der zwar einen hohen Stamm, aber kleine, runde, auswendig braun und gelb gefleckte Früchte und viele Kerne zwiſchen eßbarem gelbem Fleiſche haben ſoll. Hierin zeigt der wilde Brotbaum eine nähere Verwandtſchaft mit der zweiten Species, nämlich dem Jakka= oder Nankabaum, und dieſes um ſoviel mehr, da das ſchleimige Fleiſch, auf eben die Art wie jenes der Nanka, roh gegeſſen wird.

Verſchiedene Benennungen des Brotbaums.

1. Botaniſche: Artocarpus (Linn.), Rademachia (Thunberg), Sitodium (Banks et Solander), Soccus (Rumph).

2. In europäiſchen Sprachen: Breadfruit (Engl.), Broodboom (Holl.), Fruit à pain (Franzöſ.), Syrsack, Schoorsack (Holl. in Indien).

3. Einheimiſche Benennungen nach den Spielarten:

A. a. Baràbe, (Mallikollo.) Ghurru, (Tanna.) Rima, (Guam.) Riamell, (Pelew.) Uru, (Taheit.) b. Maira, (Taheit.) c. Patea, (Taheit.) d. Tattarra, (Taheit.) e. Bakar, (Makaſſar.) Gomo, (Ternat.) Soccun, (Java und Baly.) Soccun-Capas, (Malayiſch.) Soccun. Radja, (Banda.) Soun oder Soun Habatu, (Amboin.)

B. b. Amakir, (Amboin.) Dugdug, Dukdu, (Guam.) Gomo, (Ternat.) Gomassi, (Makaſſar.) Kullur, (Javan.) Soccun-Bidji, (Malayiſch.) Timbul, (Baly.) Umara, (Amboin.) Soccun-Utan, (Banda.)

C. Kahali, (Hitu.) Sero Wakki, Soccun Maos, Soccun-Pisang, (Banda.) Soccun Telloor, (Damme.) Soccun-Utang, (Malayiſch.) Usal, (Hitu.) Utar, (Leytimor.)

Anmerkung. Der Name Artocarpus, den ich dieſem Baume gab, iſt aus αρτος und καρπος entſtanden, und bedeutet alſo buchſtäblich Brotfrucht. Der Name Rademachia iſt ihm von Thunberg, zu Ehren eines Raths von Indien und Beförderers der Naturgeſchichte zu Batavia, des Herrn Radermacher, ertheilt worden. In der Folge hat Thunberg aber den vom verſtorbenen Dr. Solander und dem Ritter Banks aus σιτος Speiſe, und διος vortrefflich, gebildeten Namen Sitodium (Götterſpeiſe)

adoptirt. Soccus iſt Rumph's aus dem Malayiſchen Sockung entnommene Benennung. Linné hat die unſrige gewählt. Es verdient hier noch wol eine Bemerkung, daß es dem Naturkundiger, der fremde Länder mühſam durchſucht, nicht immer zu verdenken iſt, wenn er von ſeinen botaniſchen Expeditionen ermattet zurückkehrt, und dann gerade nicht allemal jede Pflanze mit dem wohlklingendſten Namen tauft. Um der Ordnung willen muß gleichwol der Name ſogleich gegeben werden, und wie ſchwer iſt dieſes nicht bei der großen Menge von Pflanzen, die structuram naturalissimam (Phil. Bot. 93.) haben? Als ich mit Herrn Ritter Banks meine Kräuterſammlungen aus den Inſeln des Südmeers mit den ſeinigen verglich, fanden wir theils Pflanzen, wo wir genau auf einerlei Namen verfallen waren, theils ſolche, wo bald ſeine Benennung, bald die unſrige ſchicklicher war.

Des eigentlichen Brotbaums erwähnen folgende Schriftſteller unter den vorangeſetzten Benennungen:

Rima. P. Georg. Camelli e S. J. fasc. fruticum et arborum in Luzone insula nascentium ap. J. Raii hist. plantar. Tom. III. c. IX. p. 52. n. 7. London. fol. 1704. — Voyages of Capitain William Dampier, Lond. 8. Vol. I. chap. X. — Lord Anson's Voyage round the World, by Walter, Lond. 4. 1748. (Die Abbildung in der Landſchaft von Timian iſt nichts werth.) — Sonnerat, Voyage à la nouvelle Guinée, Paris, 4. 1776. pag. 90. tabb. 57—60. ſtellen einen Zweig der zahmen, ſaamenbringenden Sorte, nebſt der ganzen und durchſchnittenen Frucht, den Kernen und der männlichen Blüthenkolbe vor. — de Pagès, Voy. au tour du monde, Paris 8. 1782. Tom. I. p. 136. — Crozet, nouveau voy. à la mer du Sud, Paris, 8. 1783. pag. 187.

Soccun. Franc. Valentyn; oud eu nieuw Ostindien, Amst. en Dordr. fol. 1724. Tom. V. pag. 161. G. E. Rumph. Herba Amboinens. Tom. I. cap. 17—20. pag. 110—114. tab. XXXII — XXXIV.

Breadfruit. (Brotfrucht). Commodore Byron, Capitain Wallis, Capitain Cook in Hawkesworth's Geſch. der neueſten Reiſen um die Welt, Berlin. 8. 1775. 1. B. S. 158 und 298. 2. B. S. 336. nebſt einer leiblichen Abbildung eines Zweiges; 3. B. S. 498. und gegenüber, S. 550. eine mittelmäßige Abbildung des ganzen Baumes auf der Landſchaft. —

John Ellis, Description of the Mangostan and Breadfruittree, Lond. 4. 1775. (der vorige Zweig etwas verändert.) — G. Forſter's Reiſe um die Welt, 1. u. 2. Band, 4. Berlin, bei Haude und Spener, 1778. — J. R. Forſter's Bemerkungen ꝛc. 8. Berl. 1783. — Des Herrn Juſtizraths Hirſchfeld Gartenkalender für 1784. 12. Kiel, S. 188. tab. 12. die Fig. aus Hawkesworth. — Forrest's Voyage to New Guinea, 4. Lond. 1779. — Cook's Voyage to the Pacifick Ocean, Lond. 4. 1784. Eine gute Abbildung des ganzen Baums auf einer Landſchaft, in der 26. Kupfertafel.

Sitodium altile. Parkinson's Journal of a voyage in the Endeavour, Lond. 4. 1774. p. 17. 45. — Naturforſcher, 4. Stück, Halle, 8. 1774. S. 220. Aus dem vorigen, die Fig. aus dem Hawkesworth.

Sitodium incisum. Thunberg in Philos. Transact. Vol. LXIX. part. 2. p. 465.

Rademachia incisa. Thunberg in act. Holm. Vol. XXXVI. 1776. p. 260.

Artocarpus communis (incisus) J. R. et G. Forster, Characteres gen. plant. Lond. 4. 1765. p. 102. tab. 51 et 51 a. Befruchtungstheile und die Frucht der gewöhnlichſten taheitiſchen Spielart, natürlicher Größe, aber keine von den größten. — Linn. suppl. Plant. Brunsvig. 8. 1781. p. 411. — D. Houttuyn, naturl. hist. volgens Linnaeus, IIde Deels XI. St. 8. pag. 433. mit einer guten Abbildung der Spielart A. e. (aus Batavia) nebſt den aus unſern Charact. gen. plant. copirten Befruchtungstheilen. — D. Panzer's Beitrag zur Geſchichte des oſtindiſchen Brotbaums, Nürnberg, 8. 1783. nebſt Houttuyns Figur.

Artocarpus incisa. Murray ed. XIV. Syst. Vegetab. Linnaei, p. 838.

Die zweite Gattung in demjenigen botaniſchen Geſchlecht worin der Brotbaum den erſten Platz erhält, iſt der vorhin genannte und hauptſächlich in dem weſtlichen Indien, an den Küſten Malabar und Koromandel, wie auch auf der Inſel Ceylon gewöhnliche Jakkabaum, deſſen eßbare Beere ſo ungeheuer groß iſt, daß ſie ein Menſch zuweilen nicht fortbringen kann. Dieſe Gattung beſchreibt Dr. Thunberg in dem LXIX. Bande der

Philos. Transact. ſo ausführlich, daß ich darauf verweiſe, da eine weitläuftigere Erwähnung dieſes Baums nicht hieher gehört.

Zwiſchen beiden Gattungen aber ſcheint mir ein Baum ſeinen Platz zu behaupten, den künftige Kräuterforſcher in Indien dereinſt hoffentlich näher kennen lernen und uns bekannt machen werden. Wegen ſeiner nahen Verwandtſchaft mit unſerm Brotbaum, glaube ich einigermaßen berechtigt zu ſein, das Wenige, was wir von ihm wiſſen, noch herzuſetzen, damit ich den Anſchein, etwas vergeſſen zu haben, vermeide.

Linſchoten in ſeiner hist. Ind. orient. part. IV. c. 14. VII. c. 27. und Chriſtoph Acoſta hist. medicam. c. 33. desgleichen Caspar Bauhin im Pinax l. XI. p. 449. erwähnen dieſes Baums nur obenhin unter der Benennung Angelina, welche deutlich aus dem malabariſchen Namen Angeli (Andſcheli) entſtanden iſt, den der verdienſtvolle Rheede auf Drakenſtein in ſeinem horto malabarico, part. III. p. 25. tab. 32. dieſem Baume beilegt. Dieſer große Beförderer der Kräuterkunde, der zweite in dem Triumvirate von Schriftſtellern, auf deſſen Beſchreibungen ſich Linné verließ *), gibt ſowol durch ſeine ſchöne Abbildung des Angeli, als auch durch dasjenige, was er von ihm ſagt, ganz augenſcheinlich zu erkennen, wie nahe derſelbe mit dem Brotbaum verwandt iſt. In allen Theilen von Malabar, doch vorzüglich in den Wäldern von Kalikolan trifft man ihn häufig wild wachſend an. Er wird ſo ungeheuer groß, daß Kähne aus einem Stamm gehöhlt werden, die 80 Schuh lang und 9 Schuh breit ſind; auch trägt er 100 Jahre lang Früchte. Die Wurzel hat eine röthliche, ſchuppige Oberhaut. Das Holz iſt ſehr feſt, eiſenhart und ſchwer; dennoch ſchmeckt es den Bohrwürmern im Meere ſo gut, daß Kähne, die daraus gemacht worden, in kurzer Zeit ganz zerfreſſen ſind. Die Rinde iſt grau und zerſprungen; die zahlreichen Aeſte ſind bräunlich. Die Blätter des jungen Baums ſind vorn in drei Theile eingeſchnitten; die des alten aber länglichrund, ſpannenlang, unzertheilt, unten ſehr haarig und rauh. Auch ſind Blattanſätze, mit weichem gelblichem Haar beſetzt, wie bei den Linden, vorhanden. Die männ-

*) Auctoribus nullis fidem adhibui praeter Dillenio in horto Elthamensi, Rheede in horto Malabarico, quos accuratos esse observavi; et Plumierio in Americanis, ubi nulli alii erant auctores. Praef. in Gen. Plantar.

lichen Kolben kommen, wie bei dem Brotbaum, zu oberſt an den Aeſten hervor, ſind eine Spanne lang und fingersdick. Wenn ſie trocken ſind, ſpielen die Kinder damit und zünden ſie wie Lichter an. Die Früchte kommen ebenfalls, wie beim Brotbaum, ganz an der Spitze des Zweiges hervor, ſind länglich rund, ſtachlig, fauſtgroß, und ſtehen auf einem dicken, behaarten Stiel; ſie enthalten eine Menge länglich runder, gerippter Kerne. Im December reift die Frucht, welche die Braminen Pata-Ponoſſu nennen.

Höchſt wahrſcheinlich gibt es auch eine amerikaniſche Gattung, welche in das Geſchlecht des Brotbaums gehört. Herr Aublet beſchreibt nämlich in ſeiner Histoire des plantes de la Guiane Françoise (im 2. Bande, und zwar S. 15 des Anhangs) einen ſehr großen Baum, der in Guiana wild wächſt, und bei einer von den dort einheimiſchen Völkerſchaften, den Galibis unter dem Namen Bagassa bekannt iſt. Schon Barrère (descr. de la France Equinoxiale p. 20) erwähnt dieſes Baums, bei demſelben Namen. Die Amerikaner pflegen aus dem Stamm ihre Kähne zu verfertigen, wozu er wegen ſeiner Höhe von 80, und ſeinem Durchmeſſer von vier bis fünf Fuß, beſonders geſchickt zu ſein ſcheint. Mit den oſtindiſchen Arten hat er das gemein, daß er einen Milchſaft gibt, wenn er verletzet wird, daß die Blätter drei große Einſchnitte haben, und ſich rauh anfühlen, auch bisweilen zwölf Zoll lang und neun Zoll breit werden; endlich daß die Früchte, die ſo groß ſind, wie eine mittelmäßige Apfelſine, aus einer harten Verlängerung des Stiels, und um dieſelbe, aus einem weichen, ſaftigen, wohlſchmeckenden Fleiſch beſtehen, in welchem die braunen mit Schleim überzogene Saamenkerne ſtecken. Dagegen ſcheint es dieſer Gattung eigenthümlich, daß die Blätter einander gegenüber, und nicht abwechſelnd ſtehen. Auf der 376. Kupfertafel liefert Aublet eine Abbildung eines Zweiges. Seine Beſchreibung iſt aber in ſofern unvollſtändig, weil er die Blüthe nicht geſehen hat.

Der Name Brotbaum wird außerdem noch einigen andern Gewächſen beigelegt, wiewol nicht ohne einen beſtimmenden Zuſatz. So pflegt man die Cycas caffra Linn. zuweilen das Kaffernbrot, die Adansonia Bahobab Linn. das Affenbrot, die Iatropha Manihot Linn. das Sclavenbrot, u. ſ. f. zu nennen.

Ueber die Pygmäen.

Aus den heſſiſchen Beiträgen zu Gelehrſamkeit und Kunſt. 1784.

Camper's vortreffliche Abhandlung vom Orangutang *) bewog mich, ſeinen Vorgänger Tyſon **) nachzuleſen; und in den Muthmaßungen dieſes Letztern fand ich wiederum Veranlaſſung, dasjenige, was bisher über die Pygmäen geſagt worden, zu vergleichen, die hervorſtechendſten Reſultate zuſammenzuſtellen, und hier und dort einen Einfall, den ich dabei hatte, aufzuzeichnen. So entſtand der gegenwärtige kleine Aufſatz, deſſen erſten Entwurf ich einer erhabenen gelehrten Geſellſchaft vorzulegen die Ehre hatte. Jetzt liefere ich ihn weiter bearbeitet zum Druck, ohne bei einem Gegenſtande, von dem ſich ſchwerlich viel Neues mehr ſagen läßt, auf mehr als Behutſamkeit in Beurtheilung der alten Zeugniſſe Anſpruch zu machen. Ehe ich mich auf dieſe Arbeit einließ, glaubte ich, daß ſie im eigentlichſten Verſtande im Bezirke des Naturforſchers läge; folglich wird man mir wenigſtens Unbefangenheit zutrauen, wenn ich nach geendigter Unterſuchung das Gegentheil bekenne.

Die erſte Erwähnung der Pygmäen fällt in das früheſte

*) Natuurkundige Verhandlingen van Petrus Camper over den Orangoutang, enz. te Amsterdam 1782 gr. Quart, mit Kupfern.

**) The Anatomy of a Pigmy. etc. with an essay concerning the Pygmies of the antients, by Edw. Tyson, M. D. F. R. S. London, 1751 gr. Quart, mit Kupfern.

Zeitalter der griechiſchen Literatur. Die älteſten Dichter und Schriftſteller Griechenlands, der Sänger der Iliade *), und ſein Vorgänger oder Zeitgenoſſe Heſiodus **) kannten bereits die Pygmäen, und erwähnten ihrer in Ausdrücken, welche vermuthen laſſen, daß dieſe kleinen Geſchöpfe längſt zuvor unter den Griechen bekannt geweſen ſein mögen. Homer läßt in der angeführten Stelle die Troer wie Zugvögel mit lautem Feldgeſchrei zum Kampfe ziehen, und was folgt, ſoll dieſem Gleichniſſe zur Erläuterung dienen: ſo ſchnattern die Kraniche, ſagt er, wenn ſie dem Winterſturm und Regen entgehend, ſich mit Lärmen und Geſchrei an die Ströme des Oceans begeben, und den Pygmäenmännerchen den Tod bringen.

Nonnus, Oppian, Ovid, Juvenal, Statius und Claudian ***), eine anſehnliche griechiſche und lateiniſche Dichterſchaar, unterließen nicht, ein ſo ſchönes Gemälde in ihren Gedichten wieder anzubringen, und ſich dabei der erlaubten Freiheit zu bedienen, daſſelbe nach ihren jedesmaligen Zwecken umzuſchmelzen, und bald den Kranichen, bald aber auch den Pygmäen den Ruhm des Sieges zu laſſen. Doch nicht etwa nur Dichter al-

---

*) Homeri Iliad. lib. III. 2.

Τρωες μεν κλαγγη τ' ενοπε τ' ισαν, ὀρνιθες ὡς.
Ἠυτε περ κλαγγη γερανων πελει οὐρανοθι προ,
Αἱ τ' επει οὖν χειμωνα φυγον και ἀθεσφατον ὀμβρον
Κλαγγη ταιγε πετονται ἐπ ὠκεανοιο ῥοαων,
Ἀνδρασι πυγμαιοισι φονον και κηρα φερουσαι.

**) Das Gedicht Heſiod's, worin die Pygmäen vorkommen ſollen, hat ſich nicht bis auf unſere Zeiten erhalten; nur Strabo führt es an, und bemerkt, daß die Stelle mit der im Homer viel Uebereinſtimmung habe Geogr. lib. VII.

***) Nonni Panop. Dionysiac. I. XIV. Oppian. Halieut. l. I. Ovid. Met. VI, 4. — Juvenal. Satyr. XIII, 167. Papin. Statii l. I. Sylv. 6. — Claud. Carm. XL, 13. 14. XV. v. 474 seq. Unter dieſen Dichtern ſcheint der erſtere den Homer bis auf einzelne Worte und Ausdrücke nachzuahmen. Juvenal übertreibt es, da er einen Kranich mit einem Pygmäen in den Klauen davon fliegen läßt; freilich ſind ſeine Pygmäen auch nur einen Schuh hoch. Statius ſcheint auf den Homer keine Rückſicht zu nehmen, denn er ertheilt den Pygmäen den Sieg. Oppian ſcheint für die Kraniche zu entſcheiden, und legt die Scene an den ſchneebedeckten Atlas. Claudian ſpricht von den Kranichen, die an den Ufern des Nils in Aegypten Getreide freſſen, nachdem ſie aus dem Pygmäen-Kriege zurückgekommen ſind.

lein, ſondern auch Reiſebeſchreiber, Geographen, Hiſtoriker und Philoſophen, achten es nicht unter ihrer Würde, von den Pygmäen zu ſchreiben, und uns oft ganz widerſinnige Nachrichten von ihrem Aufenthalt und ihren Schickſalen mitzutheilen. Bald müſſen wir das Vaterland dieſer kleinen Kriegsmänner mit dem Homer in Aethiopien ſuchen, bald auch in Indien, in Carien, in Thracien, man möchte faſt ſagen, überall in der Welt, ſo weit ſie den Alten bekannt war. Die ſogenannten indiſchen Geſchichtſchreiber, denen ſelbſt das Alterthum, wo nicht erfinderiſche Einbildungskraft, doch einen ziemlichen Grad von Leichtgläubigkeit beizumeſſen pflegte, erwähnen durchgehends der Pygmäen; jedoch ſchweigen ſie entweder gänzlich von ihrem Zwiſte mit dem Kranichen, wie Kteſias *) oder ſie fügen ſolche Nebenumſtände hinzu, welche die ganze Erzählung weſentlich verändern, wie Megaſthenes, Oneſikrit, Nearch, Baſilis und Menekles **). Eine andere Klaſſe von Schriftſtellern weiß die Pygmäen in die fabelhafte Götterlehre zu verflechten, und nennt eine Pygmäen-Königin Gerane oder Oenoe, welche das Unglück hatte, ſchön und eitel zugleich zu ſein, und dafür von einer Juno oder Diana (denn auch hierin iſt man nicht einig) mit der Verwandlung in einen Kranich beſtraft zu werden. Dieſes Mährchen mit einigen Zuſätzen und Veränderungen erzählen Antonius Liberalis, Aelian und Ovid ***). Der Ort, wo ſich die Göttinnen an der armen Sterblichen rächten, liegt in Thracien, im Lande derjenigen Scy-

*) Photii Bibliotheca, Cod. 72. p. m. 145. — Kteſias ſcheint hier in der That nicht ſowol Menſchen als eine Gattung von Affen zu beſchreiben, denen er aber, vielleicht aus Mißverſtand, Sprache und Sittlichkeit andichtet, ſo wie er offenbar in einer andern Stelle bei den Pavianen (κυνοκέφαλοι) einen ähnlichen Fehler begeht.

**) Plin. hist. nat. l. VII. c. 2. Strab. geogr. lib. XV. Aul. Gell. noct. att. lib. IX. c. 4. Athenaei Deipnosoph. lib. IX. p. 390. Sowol Oneſikrit beim Strabo, als Menekles hier beim Athenäus bezeugen, daß die Pygmäen es nicht nur mit den Kranichen, ſondern auch mit gewiſſen Rebhühnern, ſo groß als Gänſe, zu thun haben, deren Eier ſie freſſen. Oneſikrit beſchreibt aber ſeine Pygmäen genau wie Affen, ohne Naſen (ἀμυκτηρες). Baſilis wirft alles durch einander, und läßt ſie auf den großen Rebhühnern reiten. Megaſthenes beim Plinius, hatte ſie auf Widder und Ziegenböcke geſetzt.

***) Ant. Liberalis Metamorphos. c. XVI. Athenaei Deipn. l. IX. aus der Ornithogonia Boei. — Aelian. hist. anim. l. XV. c. 29. — Ovid. Met. l. VI, 4.

then, die vom Feldbau lebten, woſelbſt die alten Erdbeſchreiber eine Pygmäenſtadt, Kattizon oder Kattuza, und eine Kranichſtadt, Geranea, die auch Rhakole heißt, angeben *).

Ehe man auf dieſe witzige Wendung verfiel, zu einer Zeit, wo man in Griechenland eben anfing Indien genauer kennen zu lernen, und von thraciſchen Pygmäen noch nicht geträumt hatte, glaubte ein Mann von tiefer Einſicht und ausgebreiteter Kenntniß, der Weiſe von Stagira ſelbſt, ein wirkliches Pygmäenvolk im innern Afrika annehmen zu müſſen. „Im Herbſt, ſagt er **), wenn Tag und Nacht gleich ſind, verlaſſen die Vögel Pontus und andre kalte Gegenden, um dem Winter auszuweichen; im Frühlinge hingegen ziehen ſie wiederum der großen Hitze wegen aus den warmen Ländern in kalte. Einige reiſen in einem kleinen Bezirk, andere aber kommen von den entfernteſten Gegenden, z. B. die Kraniche, die von den ſcythiſchen Ebenen bis an die Seen oberhalb Aegypten ziehen, woſelbſt der Nil entſpringt. Dort herum wohnen die Pygmäen, und zwar iſt dieſes keine Fabel, ſondern die reine Wahrheit. Menſchen und Pferde, wie die Erzählung lautet, ſind von kleiner Art, und wohnen in Höhlen." Wenn ich bei dieſer Stelle annehme, was auch einige neuere Reiſebeſchreiber gewiſſermaßen zu beſtätigen ſcheinen, nämlich, daß die Gegenden zwiſchen dem rothen Meere und dem obern Theile des Nils von einer etwas kleinen Race von Menſchen bewohnt werden, von deren Daſein Ariſtoteles entweder durch glaubwürdige Reiſende, oder auch nur durch die Stelle des ehrlichen Herodot, (wo er von den kleinen Leuten erzählt, welche die Naſamonen auf einem Zuge in Lybien gefunden haben wollten) ***) vergewiſſert ſein mochte; ſo iſt es mir begreiflich genug, wie er ein ſolches Volk für die Homeriſchen Pygmäen halten konnte, welche in Aethiopien am Ocean ihren Sitz haben ſollten. Diodor und Strabo bezeugen, daß es in jener Gegend Höhlenbewohner oder Troglodyten gegeben, und ſelbſt

*) Plin. hist. nat. l. IV. c. XI (XVIII). — Solin. Polyhist. c. XIV. — Steph. Byzant. de urbib. voc. *Καττιζα*.

**) Aristotelis hist. anim. l. VIII. c. 2. Ganz unbefugtermaßen ſpricht Theodor Gazo in der lateiniſchen Ueberſetzung dieſer Stelle vom Gefechte der Kraniche mit den Pygmäen, deſſen Ariſtoteles mit keinem Wort erwähnt.

***) Herodot lib. II. p. 102.

arabiſche Sagen bekräftigen ihr ehemaliges Daſein. Ein Erdbeben, ſagt der Koran, bewirkte ihren gänzlichen Untergang *) Dieſe Kataſtrophe iſt wenigſtens wahrſcheinlicher, als die Vertilgung des ganzen Pygmäengeſchlechts durch die Kraniche, wovon uns Mela der Erdbeſchreiber überreden will **). Der Ausſpruch unſers großen Weltweiſen, dem man Unterſuchungsgeiſt und Scharfſinn im höchſten Grade zutrauen konnte, ſcheint in der That manche ſowol alte als neuere Schriftſteller über das Daſein der Pygmäen beruhigt zu haben. Philoſtrat ſcheint überzeugt zu ſein, daß die Troglodyten Pygmäen ſind ***); Heſychius ſagt mit dürren Worten, die Nubier ſind die Pygmäen ****); Spondanus und Madame Dacier †) beten dem Ariſtoteles nach; der Abt Banier glaubt in den Pechiniern des Ptolemäus die alten Pygmäen wieder zu finden ††), und der gelehrte Bougainville ſucht jenſeits des Aequators, an der Küſte Loango, die Matimbas des Abentheurers Battel auf, um ihnen die Fabeln der Alten anzupaſſen †††).

Wenn Pater Charlevoix die Neger von Kongo die kleinſten unter allen nennt, die nach Weſtindien verkauft werden ††††),

*) Diod. Sic. lib. III. c. 44. Strab. geogr. l. XVI. Korani Sur. VII, 76. XI, 64—71. XXIV, 141, J. D. Michaelis de Troglodytis, Seiritis et Themudaeis, in Syntagm. Commentation. p. priore. p. 205. 208.

**) Pompon. Melae de situ orbis, l. III. c. 8.

***) Vita Apollon. l. III. c. 45. 47.

****) *Νωβαι Πυγμαιοι.* Hesych.

†) Comm. in Homeri Il. f. 49. — L'Iliade d'Homère traduite en françois. Paris, 1711.

††) Mém. de l'Academie des Inscript. et belles Lettres, Tome V. p. 101. (ed. in 4to) Ptolem. Geogr. l. I. IV. c. 8.

†††) Mém. de l'Acad. des Inscr. et belles Lettres. (4to.) T. XXVIII. p. 306. 307. — Purchas his Pilgrimes, second part. London 1625. fol. p. 983. Battel will die Matimbas nicht ſelbſt geſehen, ſondern nur gehört haben, daß ſie nicht größer als 12jährige Knaben ſind. Geſetzt aber, ſagt Herr v. Bougainville, es wären jetzt keine Maſimbas (Matimbas) mehr vorhanden, ſo darf man nicht ſchließen, es habe nie keine gegeben, ſondern man muß vielmehr glauben, daß die durch ganz Afrika ſtreifende Nation der Jagas, die aus Menſchenfreſſern beſteht, ſie aufgezehrt haben müſſe. Wer wollte nicht dieſen ſtarken Glauben bewundern!

††††) Histoire de St. Domingue, par le P. Charlevoix. Paris 1730.

ſo will er damit ſicherlich nicht ſagen, daß ſie Zwerge ſind; denn mit Zwergen wäre den Zuckerpflanzern nicht gedient. Eben ſo wenig denkt Thevenot nebſt andern Reiſenden daran, aus den Nubiern und Aethiopiern Pygmäen zu machen, wenn er gleich zugibt, daß unter ihnen viele Leute von unanſehnlicher Statur befindlich ſind *). Ein Volk von Zwergen gab es nie; denn dergleichen verkümmerte Menſchen hat man durchgehends zur Fortpflanzung ihres Geſchlechts untüchtig und unfruchtbar befunden. Der Ausdruck: kleine Leute, deſſen ſich jene Schriftſteller bedienen, kann demnach nur eine ſolche Länge andeuten, die eher unter als über der bekannten mittleren Größe des Menſchen iſt. Faſt wird es mir jetzt unbegreiflich, wie man ein Volk von dieſen Dimenſionen mit den Homeriſchen Pygmäen hat verwechſeln können, die nach der Ableitung ihres Namens noch keine Elle hoch geweſen ſein mußten. Wollte man aber einwenden, dieſes kleine Maß ſei bloße poetiſche Uebertreibung, ſo möchte ich wiſſen, wie man Homer's Gleichniß zu retten gedächte. Ein Männchen, ellenhoch, könnte leicht im Gefecht mit einem zweimal ſo großen Vogel den Kürzern ziehen; iſt aber das Verhältniß umgekehrt, ſo wäre es unvernünftig geweſen, den Vögeln einen Sieg zuzuſchreiben, den ſie unmöglich erringen konnten.

Dieſe Schwierigkeit ſcheint gewiſſe Commentatoren verleitet zu haben, theils die Pygmäen ſelbſt wegzuläugnen, theils ihren Streit mit den Kranichen für eine Ungereimtheit zu halten. Zu den erſtern gehört Strabo, und hernach Aldrovandi, Caſaubon, Scaliger, Spigel und Harduin **); zu den letztern Bochard und Iſaak Voß ***). Mit welchen vorgefaßten Begriffen einige von dieſen Gelehrten an ihre Unterſuchung gegangen ſind, kann man ſich ungefähr vorſtellen, wenn man den ſonſt ſo leichtgläubigen Aldrovandi hier ausrufen hört: er wolle nichts von den Händeln der Pygmäen und Kraniche glauben, wenn ſchon Jemand eidlich bekräftigte, daß er den Kampf mit angeſehen. Dies war gleichwol der Mann, der es gegen Augenzeugen behaupten wollte, daß

---

*) Thevenot voyage du Levant, l. II. c. 68.

**) Strab. geogr. l. I. et II. — Ulyss. Aldrovandi Ornitholog. l. XX. — Is. Casaubon. in Strab. l. I. — Jo. Scaligeri Comm. in Aristot. hist. anim. l. VIII. — Adr. Spigel de corp. hum. fabrica. l. I. c. 7. — Harduin, in Plin. hist. nat, l. VI. c. 22.

***) Geogr. sacr. p. 1. l. 2. c. 23. Hierozoic. p. 2. l. I. c. 11.

die Paradiesvögel keine Füße hätten, und den Pigafetta einen Fabelhans ſchalt, weil er dieſen groben Irrthum widerlegte. Voſſens Uebereilung iſt noch lächerlicher; denn in der Hitze des Arguments behauptet er, es ſei im ganzen Afrika kein Kranich zu ſehen, wogegen er doch bei Alten und Neuern eine Menge von Zeugniſſen hätte nachleſen können, die es allerdings beſtätigen, daß ſich während unſers Winters die Kraniche in Aegypten und Lybien einfinden, und mit eintretendem Frühling wieder die Nordländer ſuchen *).

Allein was nöthigt uns überhaupt, unter den Pygmäen wirkliche Menſchen zu verſtehen, da der Sprachgebrauch den Homeriſchen Beinamen: Männer, ἀνδρες, bis zu menſchenähnlichen Weſen ausdehnt, und Herodot gewiſſe Geſchöpfe, die er ſelbſt unter die wilden Thiere zählt, ἀνδρες ἀγριοι, wilde Männer nennt **)? So heißen auch bei uns einige Affen Waldmenſchen, bei den Engländern der Pavian Mantyger, und bei den Malayern der Elephant ſogar ein Menſch (Orang), wegen ſeines an Vernunft grenzenden Inſtinkts. In dieſem mehrfaſſenden Sinn alſo, nahm Albert der Große jenen Ausdruck, und wagte es zuerſt, die Pygmäen für eine Gattung von Affen zu halten ***). Der gelehrte engliſche Arzt und Zergliederer Tyſon gab dieſer Meinung Beifall, und ſchmückte ſie mit vieler Gelehrſamkeit aus ****). Ihm ſcheint auch der vortreffliche Graf von Büffon beizupflichten, wiewol er ſeiner nicht erwähnt †).

Der Krieg mit den Kranichen ſteht aber auch dieſer Auslegung im Wege; denn der gewöhnliche Aufenthalt dieſer Vögel iſt von dem der Affen ſo verſchieden, daß ſie blos ein ſonderbarer Zufall an einen und denſelben Ort hätte bringen können. Die Affen ſcheuen das Waſſer, und halten ſich beſtändig im

*) Aristot. l. c. — Euripid. in Helena. — Aristophan. in Nubibus. — Maximus Tyrius. — Nouv. Mémoires des Missions du Levant. (Lettre du P. Sicard) Tome VI. p. 238. 249. Tom. VII. p, 105. — Voyage en Egypte, par Granger. p. 238. — Shaws Travels et Obs. on Barbary and the Levant, Oxf. 1738. fol. p. 433. — Wansleb. Relation d'un voy. fait en Egypte. p. 103.

**) Herodot. l. IV.

***) Alb. Magni de anim. l. I.

****) l. c.

†) Histoire naturelle des Oiseaux, Tome XIII. (ed. in 12) p. 424.

Trocknen, in Wäldern, auf dickbelaubten Bäumen, und in Gebirgsgegenden auf. Die Kraniche hingegen mit ihren langen ſtelzenähnlichen Beinen, hat die Natur zu Sumpfbewohnern beſtimmt, die ihre Nahrung in Aegypten an den ſchlammigen Ufern des Nils, in Geſellſchaft der Ibis und Reiherarten, ſuchen ſollen *). Der gänzliche Mangel an Wäldern in Aegypten iſt die Urſache, weswegen daſelbſt keine einzige Affenart einheimiſch iſt. In Aethiopien oder Habeſſinien gibt es beides, Waldungen und Affen; vielleicht geht auch der Zug der Kraniche bis dahin. Geſetzt aber, es wäre nun auch möglich, daß einige dieſer Vögel zu gleicher Zeit mit einer Affenfamilie das nämliche Reis- oder Hirſenfeld plünderten, ſo ſcheint doch nichts weniger als Uneinigkeit zwiſchen ihnen, zumal zum Nachtheil der Affen, zu befürchten. Woher nähmen die furchtſamen Kraniche, die auf einem Beine ſtehend ſchlafen, und vom leiſeſten Geräuſch erwachen, ja bei der kleinſten Gefahr von ihrem Anführer das Signal zur Flucht erhalten, woher, ſage ich, nähmen ſie den Muth, einen Kampf mit den Affen zu wagen, oder wol gar dieſe Thiere anzugreifen, die ungeachtet ihrer geringeren Höhe fürchterliche und grauſame Feinde ſein würden?

Diejenigen, welche die Pygmäen für Affen halten, ſcheinen dieſen Einwurf geahnet zu haben, indem ſie ihm dadurch auszuweichen ſuchen, daß ſie die wichtigſte und älteſte Stelle der Alten über die Pygmäen, ich meine die im Homer, bei Seite ſetzen, und gleichſam ſtillſchweigend vorüber gehen, um die Beſtätigung ihrer Hypotheſe beim Megaſthenes und Oneſikrit hervorzuſuchen. Hier heißt es: die Pygmäen zögen an den Ocean, um ſich die Kranichs- und Repphühnereier gut ſchmecken zu laſſen; ſie müßten aber mit dieſer Expedition eilen, damit ihnen die Vögel nicht zu mächtig würden. Hier glaubten ſie alſo die rechten Gewährsmänner aufgeſtellt zu haben, die ihre Sache in das vortheilhafteſte Licht ſetzen ſollten. Affen ſchlürfen gern Eier; mithin ſind ſie es, die unter der jungen Brut der Kraniche jene Verheerung anrichten, und dieſe ſetzen ſich natürlicher Weiſe zur Wehr, um ihr Theuerſtes in der Welt, ihre Nachkommenſchaft, zu beſchützen. Zwar verſetzen die ebengenannten Schriftſteller die Scenen des Krieges in den Norden von Indien, jenſeits der Quellen des Ganges, und über die Leute ohne Mund (ἀστωμοι)

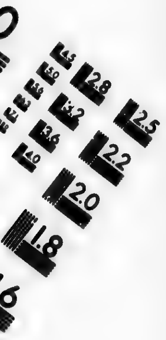
*) P. Sicard. l. c.

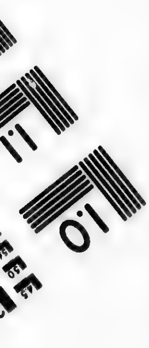
IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6″

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503





hinaus *); doch was thut man nicht aus Liebe zur Hypotheſe? Unſere Ausleger tragen kein Bedenken, ähnliche Auftritte in Afrika für möglich zu halten, und es bliebe uns nichts übrig, als ihnen in allen Stücken beizutreten, ſtände nicht unſerer Vereinigung die unüberwindliche Schwierigkeit im Wege, daß die Kraniche nur in Norden brüten, und folglich in Aethiopien keine Kranichseier zu holen ſind. So fällt alſo auch dieſe Veranlaſſung zum Streite daſelbſt weg, und das Gleichniß des alten Mäoniden bleibt annoch ein Räthſel.

Paul Jovius, Olaus Magnus, Olaus Rudbeck und noch einige Schweden **) ließen ebenfalls den Homer in guter Ruhe, und hielten ihre Lappländer, Samojeden und Grönländer für die Pygmäen des Megaſthenes, deren Widder und Ziegenböcke dann nichts anders als Rennthiere ſei konnten. In der That hat auch Euſtachius die Pygmäen im Norden, Thule gegenüber, geſucht ***). Die Geſchichtchen, welche Megaſthenes nebſt andern griechiſchen Reiſenden von den Pygmäen in Indien, oder vielmehr über Indien hinaus, in der jetzigen Tartarei, erzählen, ſind vielleicht ſo gänzlich nicht aus der Luft gegriffen, daß nicht eins und das andere Factum die nordiſchen Völker betreffend, dabei zum Grunde liegen könnte †). Es wäre nicht unmöglich, daß ſie von einem Volke im Norden, kleiner Statur, das von der Jagd lebte, und Rennthiere zum Fuhrwerk brauchte, einige Nachricht erſchnappt haben könnten, die ihrer Einbildungskraft hinreichenden Stoff verlieh, von einem ſo beliebten Gegenſtande der griechiſchen Neugier, wie die Pygmäen geweſen ſein müſſen, ausführlichen Bericht zu erſinnen. Alles ſcheint den Griechen willkommen geweſen zu ſein, was ihnen über eine ſo wichtige Stelle ihres vaterländiſchen Dichters Aufſchlüſſe zu geben ver-

*) Plin. hist. nat. l. VII. c. 2.

**) Paul. Jov. Moscov. legat. p. 123. Ol. Magn. gent. septentr. Epitom. l. IV. c. 11. — Rudbeck Atlant. III. c. 6. & 10. — Esberg Diss. de Pygmaeis, resp. Dan. Hodell, (Upsal. 1703. 12.)

***) Eustath. in Homer. l. γ'. T. II. p. 809. (Florent. 1732 fol.)

†) Perrault und Herr von Büffon bemerken unter andern, daß die oben angeführten Repphühner des Oneſikrit, die ſo groß als Gänſe geweſen ſein ſollen, wahrſcheinlich Trappen geweſen ſind. Mém. pour servir à l'hist. des animaux, Tom. II. p. 102. Hist. nat. des Oiseaux, Tom. III. p. 26. (in 12mo.)

ſprach. Oft konnte auch der Mangel einer gründlichen Kenntniß der ausländiſchen Sprachen Schuld an Mißverſtändniſſen ſein, wodurch Dinge, die an ſich nichts weniger als ungegründet waren, ein fabelhaftes Anſehen erhielten. Wer einen Pavian geſehen hat, wird ſich leicht in des Kteſias Beſchreibung der bellenden Menſchen mit dem Hundsgeſichte zu finden wiſſen, zumal wenn er dasjenige gehörig abſondert, was die Bernſteinhändler (vermuthlich eine nomadiſche Tatarnhorde) zu betreffen ſcheint. So kann man auch leicht begreifen, was Eudoxus mit ſeinen Struthopoden *) ſagen will, wenn man damit die Nachrichten der Neuern von den kleinen verſtümmelten Füßen des chineſiſchen Frauenzimmers vergleicht **). Mißverſtand, oder eine entfernte Aehnlichkeit gewiſſer Völkernamen mit griechiſchen Wörtern, gab vielleicht auch die erſte Veranlaſſung zu jener Fabel, welche die Pygmäen nach Thracien und an die Donau verſetzte. Die Einwohner von Kattuza, ſagt der Byzantiner ***), hatten ehemals in Carien gewohnt, und die Carier pflegten ſie Tuſſylier (τουσσυλοι) zu nennen. Ein Grieche durfte ſichs nur einfallen laſſen, hier eine Aehnlichkeit mit dem alten Worte τυτθος (klein) zu finden, ſo hatte ſein Pygmäen-Mährchen einen etymologiſchen Grund. Was man bei den verſengten Aethiopen lange umſonſt geſucht hatte, fand man hernach gemeiniglich bei den Hyperboreern.

Aus dem, was ich bisher geſagt habe, läßt ſich einigermaßen die Entſtehung der ſpätern Nachrichten von den Pygmäen erklären; allein da man, wie es ſcheint, eben dieſe Nachrichten lediglich dem Wunſche der Alten, die dunkle Stelle Homer's erläutert zu ſehen, zu verdanken hat, ohne daß ſie dieſen Zweck damit erreicht hätten, ſo bleibt jetzt nur noch zu unterſuchen übrig, ob nicht Jemand unter den Neuern einen glücklichern Weg eingeſchlagen haben möchte. Das Auszeichnende in

---

*) Plin. hist. nat. l. VII. c. 2.

**) Noch ganz neuerlich hat ein Reiſender zu Malakka folgende Bemerkung gemacht: „Noch gibt es tiefer im Lande eine Art Menſchen, deren Füße eine ganz entgegengeſetzte Stellung mit den unſrigen haben ſollen.“ Sonnerat's Reiſe nach Oſtindien und China, 2. Theil S. 83. Wer denkt hier nicht an die homines averis plantis des Megaſthenes? Plin. l. c.

***) Steph. Byzant. l. c.

dem Gleichniſſe, deſſen ſich Homer bedient, der Umſtand, daß ſein Werk das älteſte Denkmal griechiſcher Dichtkunſt, zugleich das allerwichtigſte iſt, in dem ein ſolcher Ausdruck vorkommen konnte, und die unausbleibliche Folgerung aus allem dieſem, und aus der bekannten Genauigkeit und Beobachtung des Wahrſcheinlichen und Naturgemäßen, die den Homeriſchen Charakter ausmachen, daß nämlich der Dichter nicht ohne hinreichende Veranlaſſung ſich dieſes ſo auffallenden und unerwarteten Bildes bedient haben könne: — dies ſind entſcheidende Bewegungsgründe, bei jenen unzuläßlichen, unvollkommenen und unnatürlichen Auslegungen nicht ſtehen zu bleiben. Vielleicht bin ich ſo glücklich, zum Beſchluß meines Aufſatzes die Muthmaßung eines ſehr gelehrten Mannes über dieſen Gegenſtand ſo zu beleuchten, daß ſie ſich allgemein den Beifall erwirbt, den ſie mir abgewonnen hat.

Die Götterlehre und die gottesdienſtlichen Uebungen der Aegyptier, bezogen ſich genau auf die phyſiſche Beſchaffenheit ihres Landes. Dies iſt eine von den ſcharfſinnigſten Philoſophen anerkannte Wahrheit. Die verſchiedenen Erſcheinungen am Sternhimmel, welche die Veränderung der Jahreszeiten mit ſich brachte, die Veränderungen, die auf der Oberfläche der Erde, nach Maßgabe der Entfernung oder Nähe der Sonne, vorgingen, und die Naturgeſchichte Aegyptens, in ſo fern ſie auf phyſiſche und moraliſche Wohlfahrt der Einwohner Einfluß haben konnte: dies war der Inhalt jener geheim gehaltenen Lehren, welche ihre ſonſt ſo unſinnig ſcheinende Religion in ein zwar verwickeltes, aber dennoch für damalige Zeiten vernünftiges Syſtem auflöſten, und vermittelſt einer ſinnreichen und vielfaſſenden Deutung, ein helles Licht über die Hieroglyphen verbreiteten. Unter andern war der Nil, von deſſen Anwuchs und Abnahme die Erhaltung des Volkes beinahe lediglich abhing, ein Hauptgegenſtand ihrer Beobachtungen, und der damit verknüpften religiöſen Achtung. Man betete ihn als eine Gottheit an, man ſtellte ihn in Bildern ſymboliſch vor, und ſogar ſeine Veränderungen wurden durch allegoriſche Gemälde bezeichnet. Sechzehn Ellen (cubitus) hoch, ſagt Plinius *), mußte das Waſſer in der Gegend von Memphis ſteigen, wenn der Strom die Felder mit ſeinem fruchtbaren Schlamme hinlänglich düngen ſollte. Dieſe Zahl war ſo be-

*) Hist. nat. l. XXXVI. c. XI.

ſtimmt, und ſo allgemein als die fruchtbarſte angenommen, daß ſie auf einigen Münzen Hadrians vorkommt, die den Nil in einer niedrigen Stellung abbilden. Plinius ſowol als Philoſtrat *) erwähnen auch einer alten Gruppe von Baſalt, woſelbſt der Nil von 16 kleinen Knaben umgeben iſt, die um ihn her ſpielen, und wodurch man ohne allen Zweifel eben ſo viele Ellen Waſſer hat andeuten wollen. Beim Philoſtrat heißen dieſe Knaben, von ihrer Höhe: πηχεις, cubitales. In der Sammlung von antiken Marmorn im Vatikan befindet ſich noch jetzt eine ſolche allegoriſche Gruppe, welche Montfaucon genau beſchreibt **). Die ägyptiſchen Prieſter, die Alles perſonifizirten, bei denen die Sonne, der Mond, die Winde, ja die ganze Natur in menſchlicher Geſtalt verehrt wurden, hatten alſo auch den Nil und die 16 Ellen Waſſer, mit denen er ſich jährlich in das flache Land ergoß, auf eine ähnliche Art unter dem Bilde eines Menſchen und 16 ihn umgebender Knaben vorgeſtellt. Den cubitus, die Elle, oder das Maß, deſſen man ſich beim Niloſkop bediente, nannten ſie in ihrer Sprache Pi-mahi. Dies Alles zuſammen genommen, bewog den gelehrten Jablonski und den Canonikus Pauw ***), die ſo berühmt gewordenen Pygmäen für eben dieſe Pi-mahi, oder Ellen des anſchwellenden Nils zu halten, welche die ägyptiſche Prieſterſchaft unter der Hieroglyphe von eben ſo vielen kleinen Knaben darzuſtellen pflegte. Nichts iſt leichter, als nach dieſer Vorausſetzung den Krieg mit den Kranichen zu erklären, und auch zu begreifen, warum ſie gegen ihre wehrloſen Feinde obſiegen müſſen. Im Monat November hat das Waſſer in Aegypten ſo weit abgenommen, daß man mit der Ausſaat den Anfang machen kann; und zu eben dieſer Jahreszeit treffen die Kraniche nebſt andern Zugvögeln aus dem Norden daſelbſt ein, um ihre Nahrung im zurückgelaſſenen Schlamme des Fluſſes zu ſuchen. Den Pygmäen den Tod bringen, heißt alſo nichts anders als in eben dem Maße, wie das Waſſer ſich zurückzieht, daſſelbe gleichſam verfolgen, und dem Bette des Fluſſes immer näher treten. Aethiopien iſt das Vaterland der Pygmäen; denn dorther ſtrömen alle die Gewäſſer, welche den

---

*) Plin. l. c.

**) Journal d'Italie chap. XX. p. 278.

***) Pantheon Aegyptior. — Récherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois.

Nil ſo majeſtätiſch über das ganze Aegypten ausbreiten: vielleicht ſchrieb man ſogar in den älteſten Zeiten dieſe jährliche Ueberſchwemmung dem Austreten des Oceans zu, welchen man ſich gegen Süden viel näher dachte, als er wirklich liegt. Ob Homer ſelbſt in Aegypten geweſen, ob er dieſen Schlüſſel der allegoriſchen Pygmäenfabel gekannt, oder ob er blos die Fabel, wie ſie zu ſeiner Zeit bereits in Griechenland ohne Auslegung von Mund zu Mund fliegen mochte, als ein paſſendes Bild ſeinem unſterblichen Werke einverleibt habe, kann uns nunmehr völlig gleich gelten. Außer dem Vortheile, der bei dieſer Erläuterung ſtatt findet, daß ſich dadurch alles natürlich, ohne dem kleinſten Nebenumſtande Gewalt anzuthun, entwickeln und auflöſen läßt, hat ſie vor allen andern noch den Vorzug voraus, daß ſie ein Mährchen im Philoſtrat erklärt, welches man ihm ſonſt als eine Ungereimtheit vorzurücken pflegte *). Herkules, ſagt er, hatte ſich, nachdem er den Antäus überwunden, in Lybien ſchlafen gelegt, als ihn ein ganzes Heer von Pygmäen überfiel, und förmlich anzugreifen wagte. Ein Phalanx beſetzt die linke, und zwei die rechte Hand; die Schützen und Schleuderer belagern die Füße, und der König mit dem Kern der Truppen läuft Sturm gegen den Kopf. Sie verbrennen ſeine Haare, wollen ihm die Augen auskratzen, und Naſe und Mund mit Klappen verſchließen; aber alle ihre Angriffe ſind fruchtlos, und endigen ſich damit, daß er erwacht, ihrer ſpottet, ſie in die nemäiſche Löwenhaut einpackt, und dem Euriſthenes bringt. Ich weiß nicht, ob Swift zufälliger Weiſe die erſte Idee zu ſeinem ſchönen Mährchen von Gulliver und Lilliput etwa aus dieſer Fabel geſchöpft haben könnte; allein ſo viel iſt ausgemacht, daß man bis jetzt nicht hat begreifen können, wie die Pygmäen in die Händel des Herkules und Antäus verflochten worden ſind. Die ägyptiſche Mythologie gibt auch hier die einzige erträgliche Auskunft. Jablonski hat gezeigt, daß der Erdenſohn Antäus dieſelbe Gottheit, die bei den Aegyptiern auch Mendes hieß: und in der Geſtalt eines Ziegenbocks verehrt wurde, ungefähr wie der griechiſche Pan, die lebendige hervorbringende Kraft der Natur bedeutete. Herkules hingegen bedeutete die Sonne, wie dieſes aus der Uebereinſtimmung der zwölf Arbeiten mit den Zeichen des Thierkreiſes erhellt. Die Fabel, welche Philoſtrat uns aufbewahrt hat, ſcheint dem-

*) Philostr. Icon. lib. II.

nach einen Theil des (ſcheinbaren) jährlichen Umlaufs der Sonne durch den Thierkreis allegoriſch darzuſtellen. Herkules kämpft mit dem Antäus und erlegt ihn; oder, mit andern Worten, die Sonne wird immer wirkſamer, indem ſie ſich dem Sommer-Solſtitio nähert: die Früchte reifen, die Halme verdorren, die vegetirende Kraft der Natur ſtirbt gleichſam ab. Jetzt ſchläft Herkules ein, die Pygmäen greifen ihn an, und gedenken ihn umzubringen; er aber ſteht unverletzt wieder auf, und führt ſie in der Löwenhaut gefangen. Sobald nämlich die Ernte vorbei iſt, und die Sonnenwende des Sommers eintreten will, ſo fängt auch ſchon das Waſſer an zu ſteigen; die Sonne geht in die ſüdliche Halbkugel hinab, verliert ihre Wirkſamkeit, ſchläft ſo zu ſagen ein, indeß die Höhe des Nils ſich von einer Elle zur andern vermehrt. Zuletzt iſt ganz Aegypten unter Waſſer, und die Sonne, welche ſich bis an den entgegengeſetzten Wendekreis entfernt hat, ſcheint nicht mehr zurückkehren zu können. Gleichwol erwacht ſie nun wieder mit ihrer ganzen Stärke, und nimmt die Pygmäen, d. i. die ausgetretenen Waſſer, mit ſich hinweg. Nimmt man auch mit Dupuis *) an, daß die Zeichen des Thierkreiſes, welche in Aegypten erfunden worden ſind, ehedem in einer der unſrigen entgegengeſetzten Ordnung geſtellt zu werden pflegten, dergeſtalt, daß der Steinbock die Sonnenwende des Sommers bezeichnete, ſo iſt der Eintritt der Sonne in dieſes Zeichen, wodurch es unſichtbar wird, ebenfalls der Tod des unter einem Bock verehrten Antäus; worauf ſich die Sonne wieder nach dem Aequator wendet und unwirkſamer wird, je kürzer die Tage werden. Vielleicht beziehen ſich ſogar die verſchiedenen Angriffe der Pygmäen auf die nach einander folgende Erſcheinung verſchiedener Sternbilder am Himmel, da ſich die ſinnreiche Hypotheſe, daß die Erfinder der Sphäre die jährlichen phyſiſchen Ereigniſſe ihres Vaterlandes durch dieſe Hieroglyphen des Firmaments ausgedrückt haben, immer mehr zu beſtätigen ſcheint.

---

*) Mémoire sur l'origine des Constellations, extrait de l'Astronomie de M. de la Lande, Tome IV. (Paris 1781. 4to.)

Beſchreibung des rothen Baumläufers
von der Inſel O=Waihi.

Aus dem Göttingiſchen Magazin I, 6.

In meinen Händen befindet ſich anjetzt ein Exemplar eines carmoſinrothen Baumläufers (Certhia coccinea), welcher auf der neuentdeckten Inſel O=Waihi überaus häufig ſein ſoll. Obgleich die Zunge, in vier Exemplaren, die mir bisher zu Geſicht gekommen, gänzlich fehlt, ſo trage ich doch kein Bedenken, dieſer neuen Gattung von Vögeln einen Platz unter den Baumläufern anzuweiſen, für den ſie, dem Aeußern nach zu urtheilen, beſtimmt iſt. Nur in der Bildung des Schnabels zeigt ſich einige Verwandtſchaft mit den Paradiesvögeln, indem er zwar ſäbelförmig gekrümmt iſt, aber nicht wie bei den übrigen Baumläufern einen ſcharfen, ſondern einen konvexen Rücken hat. Daß es übrigens im Geſchlechte der Paradiesvögel, ſowol krumm= als geradſchnäblige Gattungen gibt, habe ich in der Naturalienſammlung Sr. Hochfürſtl. Durchlaucht des regierenden Landgrafen zu Heſſen, ꝛc. zu lernen Gelegenheit gehabt. Von ſieben bis acht verſchiedenen Gattungen dieſes noch wenig bekannten Geſchlechts, ſind allda eine hinlängliche Anzahl Exemplare vorhanden, woran ſich zum Theil eine Beobachtung beſtätigt, die ich ſchon in fremden Ländern öfter gemacht habe; daß nämlich die Länge und Krümmung des Schnabels, ſogar an verſchiedenen einzelnen Vögeln von einer und derſelben Gattung, beträchtlich variiren kann. Dies ſind kleine Schwierigkeiten, welche ſich gegen alle Syſteme

empören, und uns freilich unwiderſprechlich darthun, daß die Natur nicht immer nach menſchlichen Begriffen von Ordnung, Harmonie und Einförmigkeit zu arbeiten ſcheint; mithin, daß unſre Methoden nur allenfalls Leitfaden in ihrem unermeßlichen Labyrinthe ſind.

Unſer neuer Baumläufer hat einen dünnen ziemlich ſtark gekrümmten und beinahe zolllangen Schnabel. Er läuft ſpitz zu, die obere Kinnlade iſt etwas breiter, aber nicht länger als die untere; beide ſind ganz, und ohne allen Einſchnitt oder Zahn. Die Farbe des Schnabels iſt eine ins gelbliche fallende Fleiſchfarbe. Die Naſenlöcher liegen dicht am Kopfe, ſind ziemlich groß und eirund, oben und nach vorne zu mit einem erhabenen Rändchen verſehen, welches vielleicht das Ueberbleibſel eines Blättchens ſein kann, womit dieſe Oeffnungen bei verſchiedenen Landvögeln der Südſeeinſeln halb verdeckt ſind.

Die Füße ſind fleiſchfarben, oder von der Farbe des Schnabels. Für die Größe des Vogels ſind ſie ziemlich lang und ſtark; folglich iſt er in dieſem Betrachte von denjenigen Baumläuferarten verſchieden, welche mit den Honigſaugern eine nähere Verwandtſchaft haben. Auf der Reiſe um die Welt habe ich indeſſen bereits ähnliche Abweichungen an andern Gattungen bemerkt, jedoch ohne mich dadurch für berechtigt zu halten, die Zahl der Geſchlechter zu vermehren. Ein Baumläufer aus Tongatabu, mit fleiſchigen Bärten oder Lappen, wie der Haushahn deren hat, und zwei Gattungen aus Neuſeeland, welche dort die beſten Sangvögel ſind, zeichnen ſich eben ſo, wie die vor mir liegende, durch ſtärkere und längere Füße aus. Die Zehen an dieſer Art ſind dünn, drei vorwärts und einer nach hinten zu gekehrt. Die Krallen ſind klein, ausgenommen die am Hinterzehen, welche etwas ſtärker und gekrümmter iſt. Die Farbe der Federn iſt am ganzen Leibe eine brennend rothe, zwiſchen Zinnober und Scharlach, überaus glänzend und ſchön. An einem einzigen Exemplare, welches entweder ein Weibchen, oder ein junger Vogel ſein mag, ſind die Federn am Kopf und Halſe mit etwas Gelb vermiſcht. Nur die Flügel, welche im ruhenden Zuſtande bis an die Mitte des Schwanzes reichen, und die zwölf Schwanzfedern ſind glänzend ſchwarz. Die Deckfedern der oberſten Reihen ſind gleichwol von eben der rothen Farbe wie der übrige Leib, desgleichen der Afterflügel (alula) und die Ränder der unterſten Reihe von Deckfedern. Von den Schwungfedern

ſind doch ein Paar der hinterſten, die eine ganz, die andre nur auf einer Seite, ſchmutzigweiß; die Deckfedern unter den Flügeln ſind von eben dieſer Farbe. Der Vogel iſt mit dem Buchfinken, oder höchſtens dem Dompfaffen, von einer Größe; ſeine Länge von der Schnabelſpitze bis an das äußerſte Ende des Schwanzes beträgt 5½ Zoll (engl.); die Breite von einer Flügelſpitze zur andern 7²/₁₀ Zoll. Seine Speiſe iſt, nach Anleitung der Geſtalt des Schnabels, wahrſcheinlich wie bei andern ausländiſchen Baumläufern, der Honig, der ſich in den Blumen erzeugt. Schwerlich kann ich glauben, daß er auch Inſekten frißt, wie die beiden europäiſchen Gattungen, die Baumklette und der Mauerſpecht, welche auch wirklich in mehrerm Betracht von den übrigen Baumläufern abweichen, und allenfalls abgeſondert werden könnten, wenn man ja Aenderungen in der Eintheilung vornehmen wollte.

Die Heimath dieſes kleinen Geſchöpfes iſt die Inſel Waihi, wo einer der berühmteſten Männer unſeres Zeitalters, der Seefahrer Cook, ſein ruhmvolles Leben auf die unglücklichſte Art beſchloß. Die Einwohner dieſer und der benachbarten Inſeln verfertigen ihren Putz und verſchiedene Kleidungsſtücke von den Federn dieſes Vogels, welcher daſelbſt außerordentlich häufig ſein muß, weil dieſe Arbeiten gar nicht ſelten ſind. Hauptſächlich werden Mäntel damit über und über beſetzt; das Frauenzimmer aber trägt auch Halsſchnüre von eines Daumes Dicke, welche gänzlich aus ſolchen Federn beſtehen. Eben ſolcher Schnüre werden bei ihren feierlichen Tänzen bis auf ſieben um den Kopf gewunden.

Ein Deutſcher, Barthold Lohmann, der der letzten Reiſe beigewohnt hat, brachte mir dieſe Seltenheit mit. Er hat auch eine ſolche Halsſchnur an das hieſige Hochfürſtl. Cabinet geſchenkt.

Caſſel, den 16. Dec. 1780.

Ein Verſuch mit dephlogiſtiſirter Luft.

— — Crescentem face Noctilucam — —
Hor.

Die neueſten Erfahrungen, die man in Wien mit dephlogiſtiſirter Luft angeſtellt, und in Göttingen neulich mit dem glücklichſten Erfolge wiederholt hat, werden unfehlbar zu großen Entdeckungen in der Phyſik Veranlaſſung geben; denn die unglaubliche Kraft, welche dieſe reinſte Luft bei der Entzündung der Körper äußert, die vortreffliche Eigenſchaft derſelben, die Reſpiration zu erleichtern, und ihre merkwürdige Entwickelung aus den Pflanzenblättern im Sonnenlichte, ſind lauter Dinge, die auf den Zuſammenhang des Ganzen, wenigſtens des Planeten den wir bewohnen, einen beträchtlichen Einfluß zu haben ſcheinen, und in der Wiſſenſchaft Epoche zu machen verſprechen.

Unter der Menge auffallender, und allgemeine Bewunderung erregender Experimente, müſſen indeſſen auch einige weniger wichtige zum Vorſchein kommen, die zwar keine neue Eigenſchaft der dephlogiſtiſirten Luft erweiſen, allein zur Beſtätigung der bereits anerkannten dienen können. Hierher gehört nun folgender Verſuch, den ich am 30. Juni 1782 anzuſtellen Gelegenheit fand.

Ich hatte in der vorigen Nacht acht Stück Johanniswürmer oder Leuchtkäfer, von der Gattung, die Linné Lampyris splendidula nennt, und die bei uns die häufigſte iſt, erhalten. Es waren lauter vollendete Inſekten mit Flügeln und Flügel-

decken; folglich lauter Männchen. Am Abend verfiel ich beim Anblick ihres ſchönen grünlich phoſphorescirenden Lichtes auf den Gedanken, daß vielleicht die dephlogiſtiſirte Luft einige Wirkung auf ihr Leuchten äußern würde. Herr Prof. Sömmering war zum Glücke noch mit einem Vorrath von dieſer Luft, von vorzüglicher Güte, verſehen.

Um den Unterſchied des Leuchtens, falls ſich einer zeigte, deſto deutlicher wahrnehmen zu können, behielten wir vier Johanniswürmer zurück mit gemeiner Luft, und thaten die vier andern in ein verſchloſſenes Glas voll dephlogiſtiſirter. Faſt in demſelben Augenblick bemerkten wir auch in der That eine ſehr beträchtliche Verſchiedenheit. In freier Luft iſt bekanntlich das Leuchten der kleinen Thierchen ſehr abwechſelnd, bald hell, bald nur ein faſt unmerklicher Schimmer, bald gänzlich verſchwunden. In der dephlogiſtiſirten Luft hingegen war das Licht beſtändig ohne Abwechſelung, und zwar viel heller, als der höchſte Grad, den man in gemeiner Luft bemerkte. Die kleinen Thierchen ſchienen ſich auch in ihrem neuen Elemente wohl zu befinden, und liefen ziemlich lebhaft im Glaſe herum. In einem Zimmer, deſſen Temperatur ſehr warm war, zeigte ſich kein andrer Unterſchied, als daß die Inſekten in dem Glaſe mit dephlogiſtiſirter Luft noch lebhafter wurden, und mit großer Hurtigkeit darin auf und ab liefen.

Um ſicher zu ſein, daß wir unter den acht Johanniswürmern nicht eben gerade die regeſten und lebhafteſten gewählt hätten, thaten wir die übrigen vier noch zu den vorigen in die dephlogiſtiſirte Luft. Allein wir wurden ſogleich gewahr, daß wirklich dieſe Luft zur Verſtärkung ihres Leuchtens diente, indem die zuletzt hineingethanen ſo hellglänzend als die andern ſchimmerten.

Wir verſuchten es, die Göttingiſchen gelehrten Anzeigen bei dieſem Lichte zu leſen, und fanden ein einziges Inſekt hierzu hinreichend; da hingegen bei denen in gemeiner Luft das Leſen nicht gut von ſtatten gehen wollte, wenn ſie auch alle vier ihr Licht auf das Papier warfen. Vielleicht lag dieſer Unterſchied auch an der mehrern Stetigkeit des Lichts von den erſtern.

Nachdem wir die Inſekten wieder aus der reinen Luft herausgenommen hatten, behielten ſie ihren hellen Glanz noch ein Paar Minuten lang unverändert, und erſt nach dieſer Zeit verdunkelte er ſich, bis zum gewöhnlichen abwechſelnden Schimmer. Die Luft ſelbſt ſchien von den Inſekten noch wenig phlogiſtiſirt

worden zu ſein; wenigſtens brannten Hölzer darin mit der größten Heftigkeit.

An unſren Johanniswürmern leuchten nur zwei Abſchnitte des Unterleibes, nämlich der vorletzte, und der zunächſt über dieſem. Daß die Reſpiration zur Hervorbringung dieſes Lichtſcheines beiträgt, war mir ſchon daraus wahrſcheinlich, weil bei Inſekten in jedem Abſchnitte des Unterleibes zwei Luftlöcher (Spiracula) vorhanden ſind, welche zu den in ihrem innern Baue verbreiteten zahlreichen Luftkanälen führen, und in dem gegenwärtigen Falle gar wol zur Entwickelung des Lichts in dem Unterleibe des Johanniswurms hinreichend ſein können. Denn, iſt die Materie, die in den beiden letzten Abſchnitten des Unterleibes abgeſondert wird, ein wahrer flüſſiger Phoſphorus, deſſen Brennbares in irgend einer thieriſchen Feuchtigkeit aufgelöſet iſt, ſo kann nach Crawford's Theorie durch den Beitritt der Luft ein Tauſch der reinen Feuerluft gegen jenes Brennbare entſtehen, und folglich das Licht erzeugt werden. (S. Götting. Magazin, 1. Jahrg. 5. St. S. 293.) Da Auflöſung des Brandſchen Phoſphors in Nelkenöl an der freien Luft zwar leuchtet, aber nicht brennt, ſo gewinnt die Hypotheſe, daß die leuchtende Materie im Johanniswurme ein flüſſiger, in irgend einer ihm angemeſſenen thieriſchen Feuchtigkeit aufgelöſeter Phoſphor ſei, auch von dieſer Seite neue Wahrſcheinlichkeit. Auch wenn man das Inſekt zerdrückt, leuchtet die an den Fingern klebende Materie noch eine Zeit lang; welches abermals ihre Aehnlichkeit mit Phoſphorus verräth.

Dieſer Vorausſetzung vollkommen gemäß, muß das Phänomen des phoſphoriſchen Leuchtens der Johanniswürmer in dem Maße heller und lebhafter ſein, in dem die Luft, welche ſie athmen, reiner und von allem Brennbaren entledigt iſt; mit andern Worten, es muß gerade ſo ausfallen, wie die Erfahrung mit der dephlogiſtiſirten Luft wirklich ausgefallen iſt.

Der bisher allgemein für erwieſen angenommene Satz, daß das Leuchten dieſer Inſekten von ihrer Willkür abhange, leidet meines Erachtens große Einſchränkung. Man bemerkt allerdings, daß ſie nur von Zeit zu Zeit plötzlich einen hellen Schimmer von ſich geben, in den Zwiſchenräumen aber mit einem dunklern und allmälig abnehmenden Lichte glänzen. Ich finde keinen Anſtand zu glauben, daß die plötzliche Erſcheinung dieſes helleren Schimmers, mit dem Augenblicke der Einathmung übereintrifft, und

daß er ſodann in eben dem Maße abnimmt, in welchem die eingeathmete Luft ſich in den Luftröhren mehr und mehr mit Phlogiſton ſättigt, und endlich eine neue Einathmung nothwendig macht. Da aber eben dieſe Röhren mit dephlogiſtiſirter Luft gefüllt, ungleich feuerreicher werden, ſo kann das Leuchten des Phoſphors auch von einer Einathmung zur andern mit gleicher Stärke fortdauern, wie ſolches bei unſern wiederholten Verſuchen der Fall geweſen iſt.

In gemeiner Luft erliſcht der Schein der Johanniswürmer zuweilen ganz und gar; und dieſes Erlöſchen kann entweder davon herkommen, daß die Einathmungen bei dieſen kleinen Thierchen ſehr langſam auf einander folgen, und gegen das Ende derſelben, zwar noch Luft genug zum Lebensunterhalte, nicht aber zur Erweckung des phoſphoriſchen Glanzes im Körper vorhanden bleibt; oder, daß ſie in der That nach Willkür die Kanäle ſchließen können, welche der phoſphoriſchen Sekretion die Luft zuführen. Allein in dephlogiſtiſirter Luft habe ich dieſen Schimmer durchaus nicht erlöſchen ſehen; alſo ſiegt dieſes reinere Element über die eigenmächtige Bewegung des Thieres, wenn eine ſolche wirklich ſtatt finden ſollte, und zwingt es, im eigentlichen Verſtande, zu leuchten.

Was die Abſonderung einer phoſphoriſchen Materie überhaupt betrifft, ſo iſt ſie zwar an und für ſich noch unerklärbar, jedoch nicht wunderbarer, als ſo viele andere Sekretionen in beſondern Theilen des thieriſchen Körpers, wie z. B. der elektriſchen Materie in den dazu eigentlich gebildeten Theilen des Zitterrochens u. ſ. f.

Ganz anders ſcheint es ſich mit dem leuchtenden faulen Eichenholze zu verhalten. Ein Stück dieſes Holzes, welches überaus ſchön zu leuchten ſchien, ward von der dephlogiſtiſirten Luft nicht verändert; angenehm war es aber zu ſehen, wie der leuchtende Schein des Holzes ſchnell zu verſchwinden ſchien, ſobald mau einen einzigen Johanniswurm mit ſeinem viel lebhafteren Lichte dazu that.

Mit den großen Laternträgern aus Surinam ließen ſich an ihrem Wohnorte vielleicht allerlei wichtige Verſuche anſtellen, die bei unſern kleinen Inſekten unmöglich ſind.

Limites Historiae naturalis.

***Oratio qua lectiones suas in Academia Vilnensi auspicatus est Georgius Forster, die 2. Febr.* MDCCLXXXV.**

Si de iis rebus, quae viro bono expetendae sunt, paullo rectius judicaverim, idem, quo me summa benevolentia illustrium institutioni publicae praefectorum condecoravit, munus, id exoptatissimum quidem simul ac honorificentissimum, vel omnium consensu mihi praedicandum est. Nam cum profecto nulla, nec tuta magis nec jucundiore, hac, quae per officia in universum genus hominum patet, via, tranquillitatem, felicitatemque animi attingere valeamus: illum sane magnam et invidendam fortunam sortitum esse arbitremur, cui utilissimae Scientiae doctrinas se traditurum, eoque beneficio probe de civibus meriturum, dulcissimo praesagio conscire sibi contigerit. Augeri autem praestantiam suauitatemque huius conscientiae, si adventiciis quibusdam conditionibus, quae sunt quasi ministrae comitesque felicitatis, magis excitetur, omnino non praetermittendum est. Ut enim ad me ipse redeam, jure quidem et merito inter gratulationis meae caussas, easdemque non minimas, quis non retulerit hanc secundissimam mihi sortem cecidisse, post viginti annorum spatium, ingenti circa orbem terrarum periplo ceterisque itineribus absolutis, revisendi patrios lares, ut tandem in hac alma nostra academia genuinus naturae mysta, eius

numinis sacra facerem, quibus peragendis totum me a teneris inde dicaveram?

Sunt et plura huius generis incitamenta, sed iam omnia breviter dicenti omittenda, ut oculos in eum conferam, quem habeo uberrimum gaudii fontem, hunc vestrum, inquam, auditores, ornatissimum, lectissimumque consessum. Nam etsi bene informati homines incredibili ardore honestatis atque ingenii laudem adsequi solent, plurimum tamen refert, quonam potissimum judice ista virtutis praemia retulerint. Vos autem, ut estis natu, dignitate, ordine, nobilitate, tum sapientia et magnitudine animi praecellentissimi, ita et vestra sententia decretam laudem omnibus anteponendam, et felicissimum quemque, cui gratiam a vobis inivisse evenit, cum honoris, tum et gravitatis vestri judicii caussa censendum esse, nemo inficiabitur.

At haec quidem verba recte declarant id, quod hodie sentire deberem, non idem quod revera sentio. Quo minus enim, licet rem omnem rite perspectam habeam, abjecta haesitatione mihi gratulari possim, unum est quod deficit: felix illa temeritas anticipandi ea, quae non nisi diuturno labore et adsidua diligentia mihi videntur esse consequenda. Quare etiam, si istarum rerum, in quibus hucusque versatus eram, fortasse aliquam felicius gesserim, quae mihi favorem vestrum, auditores, benignitatemque conciliasset, ne haec ipsa in hoc tempore plurimum contra me faciat, id non mediocriter pertimesco. Nempe, quem in remotissimis orbis regionibus excolendae historiae naturali operam navasse vobis compertum est, verbosissimum laudatorem huius scientiae coram amplissimo vestro judicio se praestiturum esse, ex consuetudine expectare videmini. Quod quam sit a meis moribus alienum, tum vitae genus, studiis magis et contemplationi deditum, quam rhetoricis artibus exercitatum, tum moderatio, qua semper usus sum in pertractandis, quae mihi ipsi insumseram, negotiis, luculente satis demonstrant. Quoniam igitur negavit mihi musa, ore rotundo loqui, ne adsensum recusetis rudi et incomtae oratiunculae, est quod vos enixe deprecor, auditores ornatissimi. Quodsi a vestra humanitate impetravero ut eam aequo animo accipiatis, tenuem ornatuque eloquentiae prorsus exutam, forte ipsa naturae contemplatio, prout ingenio liberali maxime consentanea est,

et veluti cognata, ita vos amoenitate sua alliciet, audientesque summa voluptate capiet, ut nostrae dicendi inopiae vix animum intenderitis. Itaque ne superfluo quidem amabilissimae scientiae praeconio vobis taedium parasse, et tempus inaniter trivisse videar, statim ad determinandos limites historiae naturalis mihi transeundum est.

Verum enim vero, summus rerum arbiter ita nos a natura conformatos voluit, ut neque nosmet ipsos esse sciremus, neque de re quapiam, quod sit, notitiam haberemus, antequam diversae rerum qualitates, impetu facto in sensuum organa, in iisdem motum quendam concitarent, quo ad sedem animi usque delato, ibi nova commutatio fieri, atque istius rei, quae priorem motum adtulerat, quasi imago, quam ideam vocant, exsurgere potuisset. Hinc solam et certissimam sensibus adeptam experientiam ducem atque magistram sequimur, eiusque praesidio freti, ad vitam beate transigendam omnes sarcinas colligimus. Equidem scientiarum et artium, quotquot sunt, hoc idem initium fuisse arbitror, ut homines vitae necessitatibus ducti, naturae divitias attentius lustrarent, easque experiundo in proprios usus converterent; consummatio autem, ut propter innumeram multitudinem rerum observatarum, earundem recensio quaedam et apta coordinatio fieret, ad capessendam animo cognitionis omnigenae inexhaustam copiam. Quare apud priscas gentes, cum primum silvestris vitae immanitati renuntiassent, ac suasu sapientiorum hominum mites et mansuefacti certis legibus uterentur, officiorum tamen vix ullum discrimen erat, ita ut ab aratro arcesserentur, qui duces rei publicae fierent. Cum enim a majoribus praeter victus ferini rationem adhuc paucissimas observationes accepissent, idearum omnis generis, quas sibi pedetentim progrediente experientia comparaverant, tenuis apparatus facillime vel unius hominis mente tenebatur, qui saepe conjunctim cum regia potestate medicas artes exercebat, deorum cultui invigilabat, tempora uxta decursum astrorum metiebatur, rem agrariam et pecuariam colebat, proprio artificio domum, vestitum, supellectilemque omnem sibi parabat, denique ingenuarum quas vocant artium, poëseos et musices rudimentis ponendis quod reliquum erat temporis insumebat. Quippe enim totius generis humani a pristina feritate ad morum elegantiam et

mansuetudinem sensim progredientis, cum stadiis humanae vitae simillima est ratio; nec inepte, propter inopiam experientiae, societatis primordia infantilis aetatis imbecillitati conferuntur.

Verum a quo tempore assueverunt homines quidquid observaverant vel excogitaverant in scriptis posteritati relinquere, indies varii generis notitiarum numerus accrescere coepit. Itaque, quae ab inventione litterarum saecula circiter quadraginta elapsa sunt, tot tantisque observationibus et inventis encycliae disciplinae supellectilem accumularunt, et universae eruditionis vincula laxaverunt, ut quae olim unius hominis esset scientia in plurimas vastissimasque partes diffinderetur. Circumscripti cuilibet parti limites, datique doctores, qui relictis aliis, in hac una, quam sibi elegerant, toti quanti versarentur. Quo factum est, ut nostris quidem temporibus ingenii vires praeclare floreant, acerrime exercitentur et ad summum acumen evectae sint: una tamen simplicitas et quasi sororia consociatio litterarum amissa propemodum esset. Diceres, scientiam, mutilato corpore, pulchriorem animam efflasse, quamquam in resectis membris tanta residebat, tamque vegeta vis, ut nova monstra inde orirentur. Inter viros doctos enim, quid hodiedum solennius, quam disiunctae cuipiam particulae scientiae se addixisse, hanc omnibus praetulisse, reliquas, quas vel a limine non salutaverant, cum fastidio despexisse? At hoc quidem nimio in partes studio, doctrinae utilioris et ab erroribus intaminatae incremento, quam pessime consultum est. Quodsi nova eaque vera et utilia cognoscendi et publico omnium commodo in medium proferendi cupidine ingenuos animos flagare decet; si temerarias opiniones, et inveteratos, quos sola vetustas sanxit, errores scientiae sacrario prohibere, experientiae autem spectataeque veritati fores aperire dignum est, quod philosophis cedat officium; si denique omnibus sapientibus, generisque humani amantissimis id imprimis cordi esse debet, ut vitae jugiter beatae prosperitatem universae cognitionis finem esse, non solum praeceptis sed potius invicto exempli robore unanimiter demonstrent: quid, per deos immortales! felicitati hominum contrarius, et ad rem publicam litterariam penitus evertendam exquisitius contingere poterat, hac ipsa inter scientiae diversas particulas oborta dissensione et invi-

dia? Quod utinam Elicius Jupiter nos edoceat, quo carmine istas lites componere queamus! Egomet autem mihi fortiter persuasum habeo, sterilem fore quamlibet disciplinam dum caelebs remanserit: omnes autem tunc demum uberrimos fructus in medium prolaturas, cum mutuis amplexibus se invicem deosculaverint et veluti connubio recoaluerint.

Sed etiam naturae cognitio in plures sejunctissimasque partes dividebatur. Vix enim credibile et posteris forte ridiculum videbitur, quod observatio et enumeratio rerum naturalium, a quibus, tamquam carceribus, universae scientiae cursus antiquitus progressus erat, in scholis ante aliquot annorum decades propriam cathedram nusquam invenirent. Latebant enim varia huius scientiae membra sub apparatu ceterarum abscondita. Nam quae in genere de vastissimo naturae imperio, de telluris cum reliquis sphaeris ratione, de geographia naturali et subterranea praecipienda sunt, ea in hunc diem usque apud physicos nonnisi in transitu paucisque verbis absolvebantur. Specialioris historiae naturalis capita similem fortunam experta sunt. Mineralogiam chemia absorpsit. Botanice, quae scientiae formam vix induerat, in ditionem medicorum cessit. Postremo Zoologia, cuius propter hominis cum ceteris animantibus affinitatem in aprico est utilitas, locum ubi consisteret, reperire non potuit. Novam igitur, auditores ornatissimi, seu potius Libitinae vix ereptam, et denuo instauratam scientiam, cuius legitima methodo strata nuperrime fundamenta agebantur, vobis fovendam tradimus.

Est autem historia naturalis enumeratio et descriptio rerum omnium sua sponte existentium, quae sensibus cernuntur, vel nudis, vel instrumentorum adminiculo fretis. Qua definitione optime intelligitur, hanc nimirum scientiam pro inconcussa basi haberi posse, qua totius institutionis moles innitatur. Quodsi mens hominis ratioque ab ideis per sensuum organa susceptis originem trahunt, quantum intersit nostra, ut rerum imagines vero consentaneas, quales sola contemplatione naturae comparantur, memoriae mandemus, id neminem aequiorem fugere potest. Invenimus ergo illud a superis efflagitatum, quod omnes scientiae partes amplectitur, vinculum. Invenimus hunc quasi fontem divite vena

scaturientem, quo concurrunt cultores disciplinarum omnium, quarum sucjecta ex natura rerum deprompta sunt, ut ex eo perpetuo hauriant materiam sibi idoneam, sive gaudeant solibus coruscis per aethera cursum volventibus animum intendere, sive minima, quae sensus nostri aciem effugiunt, scrutari malint elementa corporum, sive mirentur simplicissimum hunc ordinem, quo cuncta reguntur, eiusque ad mechanicas artes adplicationem, sive hominum doctrinas, moresque diversissimos ac vitae rationes, et quidquid ingenium hominum utilitatis an detrimenti rebus humanis intulerit, ad easdem sanctissimas naturae leges revocare, atque hac, tamquam norma, adhibita, de animi simul et corporis valetudine tuenda consilium inire cupiant.

Jam ex dictis patet, scientiam nostram in duas praecipuas partes apte dilabi, quarum prior ad notitiam rerum adipiscendam valet, altera usum spectat. In ea parte, quae notitiam sistit, priore loco de observandi ratione dicendum est. Omnis enim de intuenda natura triplex est quaestio. Unum genus est, qualem esse oporteat observatorem; alterum positum est in adminiculis, quibus stipatus ad obtutum rerum naturalium se accingere debet; tertium versatur circa methodum observata ordinandi. In observatore praeclare agitur, si sunt integrae corporis vires cum sanae mentis dotibus conjunctae. Ut enim in primis hominis est propria veri inquisitio, illum robusto magnaeque constantiae animo, ingenio praecellenti, omnique sensuum acie instructum esse oportet, qui, quid sit verum, ex observatione naturae elicere sibi proposuit. Et quidem prima habenda est corporis ratio. Cum enim de rerum extra nosmet ipsos positarum qualitatibus aliquid percipere nisi per sensuum organa non possumus, videndum est, quae horum subsidio percepta ad animi sedem deferuntur, in ipso transitu ne quid immutationis vel etiam detrimenti accipiant, quod organorum statu defectivo, aut morbido, vel quocunque modo praeternaturali tribuendum sit: quippe imperfectas et a vero prorsus alienas rerum imagines inde proficisci evidentissimum est. Nec praeterea observatorem statis diei temporibus, neque in uno tantum loco officio suo fungi posse, rerum per orbem longe lateque disseminatarum varietas, mobilitasque demonstrant. Itaque corpus nimia intentione, indefesso labore, vigiliis, itineribus,

aëris injuria, noxiis exhalationibus, animalium morsura, plantarum veneno, innumerisque aliis incommodis fractum vires deficerent, nisi proprio ingenitoque robore ad omnis generis molestias perferendas valeret. Huic porro corporis firmitati, licet illa gravissimi momenti sit, etiamnum agilitatem conferamus: in colligendis enim examinandisque rebus naturalibus, doctis manibus et exercitatissimis oculis opus est.

Quae autem ad animi facultates adtinent, eorum duplex est locus, vel ad ingenium, vel ad eum, qui hominibus ingeneratus est, recti bonique sensum spectantium. Ex integritate observatoris enim plurimum pendet, ut veri cognitionem adipiscamur. Quare praeceptorum et doctrinae haec in primis ratio servanda erit, ut in gratiam adscitae aut temere receptae opinionis numquam dissimuletur propria indoles rerum, falsaque pro veris venditentur. Eadem lege porro fabellae aniles, portenta, ethnicae superstitiones fictaeque de industria notiones rerum observatoris indignationem ita moveant, ut haec omnia acerrime insectetur, atque adeo circumforaneos, praestigiatores, sagas, et reliquos immundissimos impostores, qui plebeculam suis commentis decipiunt, conficiunt, exsugunt, e republica profligare studeat. Namque insatiabili veritatis amore incensus animus, si novi aliquid didicerit, id omnibus profuturum festinat in medium proferre; reticere autem, ut sibi soli lucro sit, fraudem existimat.

Inter ingenii dotes, quae in observatore requiruntur, hae praecipuae sunt: intelligentiae acumen, quo studii methodus instituatur; praeclarum judicium ad dignoscendas naturae multiformis divitias; sagacitas et artificium in excogitandis experimentis, in iisdem vero perficiendis summa diligentia et circumspectio; memoriae felicitas ad retinendas rerum diversissimas notas et nomina; invicta denique in observando perseverantia et curiositas. Quibus praesidiis munitus legitimus observator, naturam et experientiam duces sequi, alienae auctoritati non nimiam fidem adhibere, nil prorsus admirari, sed ea, quae sapientem decet, animi tranquillitate cuncta intueri pro lege sibi praescribat. Equidem haec omnia, quae hucusque praecepimus eo graviora et notatu digniora habenda sunt, quo luculentius re ipsa compertum est, in scientia naturali nullum genuinum doctorem esse, nisi et observatorem se praestiterit.

Perreximus ad secundam quaestionem de adminiculis, quorum primum genus sunt instrumenta, sex diversis speciebus distincta, scilicet: mathematica, quibus dimensiones corporum metiuntur; mechanica, legibus motus adaptata; optica, quae visui ministrant; anatomica, quibus partes corporum separantur; chemica, divellendis principiis corporum idonea; postremo physica, ad elementorum qualitates exquirendas constructa. Cum autem iis, qui studio naturae se dicarunt, extra limites natalis regionis vagari plerumque non liceat, de nexu tamen inter rerum diversas species, earumque utilitate judicium ferri, nisi cunctae lustrarentur, omnino non possit; altero genere adminiculorum indigemus, quod cognitionem rerum alienigenarum nobis suppleret. Exstruuntur itaque Musea, exuviis animalium et varietate corporum fossilium referta; coluntur in hortis botanicis plantae exterarum regionum, tum sub dio virentes, tum artificiali calore fotae: quae autem ob oculos poni nequeunt, ex libris, quaeque nova perpetuo innotescunt, litterarum commercio conquiruntur.

Reliquum est, ut tertio loco dicam de methodo in recensendis naturae phaenomenis adhibenda. Atque jam iterum mihi repetendum est, res cunctas nobis apparere, aut per impetum, quem nullo interveniente, in omnes, vel saltim aliquot sensus nostros faciunt; aut immutatione ab iisdem in alia re effecta. Nam quaecunque in sensus non cadunt, neque ullam cum sensibus rationem habent, iis omnino non datur locus in historia naturali. Attamen, cum sempiterno naturae motu, multa indies mutentur, alterius destructione alterum vigeat, alia per compositionem ex aliis concrescant, in contactum veniant, quae pridem remotissima erant, solvanturque vicissim, quae olim arctissime cohaerebant: imperfecta evaderet cognitio rei cuiuslibet, nisi observationibus continuis eius metamorphoseôn historia, ceu vitae curriculum, in manifesto poneretur. Omnis igitur rerum naturalium recensio gemina est: prior descriptionem corporis cuiuslibet, altera illius cum ceteris corporibus rationes, seu historiam proprie dictam naturalem sistit. In concinnandis descriptionibus id praesertim desideratur, ut qualitates quibus ab invicem res naturales discrepant, certis ac probe definitis vocabulis insigniantur, diversaeque porro species apta

nomina nanciscantur. Consistit enim notitia rerum in vera idea objectorum ex notis propriis collecta, quibus similia a dissimilibus distinguuntur; hanc notitiam, ut cum aliis communicemus, nomina propria, quasi idearum signa, singulis imponenda sunt; ex immortalis enim Linnaei sententia, si nomina perierint, peribit et rerum cognitio.

Ab altera parte, in historia nobis respiciendum est ad totius mundi universitatem, caussarumque et effectuum irruptam seriem, rerumque maximarum cum minimis perpetuum nexum. Saepius etiam in consilium vocanda sunt ea, quae in cognatis disciplinis de corporum natura et affinitatibus per varii generis experimenta atque institutas cum illis tractationes innotuerunt, ut quam a conformatione et compositione deduximus distinctam rerum cognitionem, eam ulterius penetrando in specialissimus earum proprietates, phaenomena, mysteria, dotes, vires et usus, omnibus numeris absolvamus, eaque ad vitae necessitatem et delectamentum adhibita, fruamur.

Sed in ista rerum admirabili varietate unde incipiamus, quem tandem scrutandi finem faciamus? Quos enim cernimus naturae vastissimos thesauros, corporum omnis generis infinita propemodum serie refertos, disseminata per immensum spatium radiantia coelorum agmina, inorganicae materiae, pondere, mensura, numero fere infinitas conjunctiones et inde natas minerarum species, plantarum animaliumque myriades, formarum, organorum, artuum, principiorum, virium, pharmacorum varietates; hos, ut verbo eloquar, labyrinthos, quis umquam sine ariadnaeo filo intrare audeat? Etenim memoria hominis ad omnia sigillatim retinenda non valet, nisi succurrat ei in subsidium ordo, quem cum Linnaeo animam scientiae appellare malim, cuius nimirum ope diversae rerum species secundum affinitates, quibus inter se invicem conveniunt, vel etiam arbitrariis quibusdam notis distinctae, in classes, ordines, tribus, genera, speciesque rediguntur, ut exercitui in castrorum acies distributo similes, facilius a primo intuitu lustrari possint. Quam autem genuinus naturae observator cum magna solertia et improbo labore, a contemplatione individuorum assurgens ad universalia, exstruxit methodum, hanc ut discentes melius adjuvare possit, docendo invertimus, et incipientes a divisionibus su-

perioribus seu generalioribus, quae numero infrequentes, mente facilius tenentur, ad singula specialissima gradatim descendimus. Atque hac potissimum via procedentes, non solum omnibus maeandris naturae nos feliciter expediemus, verum etiam in apparenti rerum confusione tandem in naturalem quendam et ab ipso mundi auctore stabilitum ordinem incidemus, quo cuncta cohaerent et se mutuo excipiunt.

Permulta sunt, auditores ornatissimi, quae de methodo studii adhuc praecipienda essent; sed ista forte in pertractandis singulis historiae naturalis sectionibus aptiorem locum reperient; neque enim arbitror in eo mihi operam collocandam esse, ut ordinis necessitatem, rem tam apertam et in tam clara luce positam, supervacanea demonstratione coram vobis evincam. Quare iam postremo me in gravissimum argumentum convertam, quod ad alteram partem scientiae nostrae adtinet. Nempe videntur mihi cuidam in faucibus haerere huiusmodi quaestiones: quorsum hi tanti apparatus methodici? Qui istarum nomenclationum, ubi minutissima quaeque naturae corpuscula sigillatim recensentur, finis aut modus? Quo pacto, cum earum, quae hominibus ad vitae usus ministrant, rerum naturalium numerus angusto limite circumscriptus sit, reliquarum formarum inutilium varietate discentium memoriam onerare, et physicis istarum indagatione omnem vitam consumere licet? Nonne consultius factum fuisset, in cognitione rerum duntaxat utilium restitisse?

Istaene postulationes aequae vobis, et cum veritatis studio conciliandae videntur, auditores ornatissimi? Ergo actum est, si Diis placet, de recens nata in Lithuania scientia nostra; tametsi vestrum hunc amplissimum consessum conspicienti de interitu historiae naturalis nihil est, quod mihi metum injiciat. Equidem probe scio, vos mecum persuasum iri, inter mentis attributa nullum esse humanius et a ceterorum animantium indole tam alienum, quam quod nobis insitum est veritatis desiderium. Quare, ut cum principe philosophorum loquar, praeclarum mihi quiddam videtur adeptus is, qui, qua re homines bestiis praestent, ea in re hominibus ipsis antecellat. Quantum autem ad hoc ipsum veritatis studium universae naturae contemplatio subsidii conferat, id iam extra omnem dubitationis aleam positum esse,

ex praecedentibus intelleximus. Quod si damnanda est curiositas, protinus ad agrestis vitae feritatem redeundum erit, ut bestiarum in modum viventibus, praeter cibi et potus quaestum nihil curarum nobis supersit.

Verum quum id praesertim vulgarium et brutis similium animorum sit, quod utilitatem honestati anteferant, cunctaque aspernentur, ex quibus proximum emolumentum fructusque sibi parari non vident; ita hominibus bene institutis, qui dignitatem rebus omnibus anteponunt, atque in communi hominum utilitate tuenda augendaque versantur, id non raro evenit, ut in alteram partem discedant, et de hominis praecellentia nimis superbe sentientes, universum mundum cum infinita rerum varietate sui caussa creatum fuisse alucinentur. Quam quidem jactantiam nullum argumentum tam efficaciter reprimit, quam naturae penitior investigatio. Licet enim hominem in scala animantium, quae alma tellus alit, principem locum occupare concedamus; nihilominus, quum eum iisdem naturae legibus, quibus cetera animalia parent, subjectum esse, innumerasque per terrarum mariumque plagas dispersas species corporum illi hauddum innotuisse, plurima autem animalia vastissimas regiones adhuc liberrime pervagari, neque hominis umquam in se potestatem agnovisse, studio rerum naturalium compertum habeamus: illum profecto diceremus dementis speciem prae se ferre, qui his omnibus probe dispectis, naturam tamen, per tot annorum millia novitate formarum fluctuantem, sui tantum caussa extitisse sibi animo finxisset. Quod si a rerum necessitudine forte quis argutaretur, hominem ad mundi harmoniam necessarium, hoc ipso argumento pro fine creationis haberi posse: ego quidem libenter concedam, hominem ad perfectionem universi necessarium fuisse, eadem lege, qua et muscas, et pulices, et minutissima animalcula infusoria non fortuito sata, sed necessitate naturae existentia, certisque legibus cum ceteris rebus conjuncta, nihil autem in rerum natura supervacaneum esse, inficias iri nequit. At vero, hinc si colligere velim, mundum pulicis caussa creatum fuisse, risum teneatis, auditores? Quid, si ad coelum vultum adtollamus, innumerosque miremur soles, immenso spatio inter se invicem remotos, ponderibus suis libratos, quorum plurimi non nisi armato oculo cernuntur, plures forte, propter di-

stantiae immensitatem nos adhuc latent? An omnes in hunc finem creatos esse affirmares, ut imaginarium hominis imperium locupletarent? Credo, quia elapsis tot saeculis casu tandem alicui nostrûm per telescopium illuxerunt! At hercules! si istarum remotissimarum stellarum forte aliqua, solem nostrum magnitudine aemulans, cum sua planetarum cohorte in abysso necdum emensi spatii periisset, priusquam instrumentorum ope ab hominibus detecta esset, an noctes nostras ista lucis deminutione obscuriores factas animadverteremus? Verum ut intra nostri solis terminos me rursus recipiam, nonne septimum eius planetam, ante biennium adhuc ignotum, gravissimum monitorem habemus, qui nostrae inanitatis nos commonefaceret?

Quum igitur arrogantis ingenii sit, cuncta in dominium hominis vindicare, agrestis autem, omnia fastidire quae non proxime ad quaestum faciunt: quid de utilitate historiae naturalis tandem statuemus, in bivio constituti? Hujus quaestionis, mea quidem sententia, facillimum erit discrimen, modo adtentius facultatum nostrarum rationem habeamus, et quousque harum ope res humanae perductae sint, observemus. Quod enim superius monui, ab infantili inscitia progressas gentes, nonnisi paullatim ulteriore notitia rerum imbutas fuisse, multaque antecedentibus saeculis ignota, recentiori aevo tandem innotuisse, ut quem lentum maturandi modum natura, propriis legibus constantissima, in omni suae ditionis parte stabilivit, eum in humanae mentis dotibus evolvendis et ad summum perfectionis fastigium perducendis itidem sequeretur: id mihi videtur non solum ordinem multo gravioris momenti, quam ut hominis utilitatem pro unico scopo haberet, in totius mundi regimine indicare, sed etiam luculentissimo exemplo sapientiam et bonitatem creatoris in eo potissimum comprobare, quod animo nostro vix limites constituisset, quin usque in novissima tempora gaudeat rerum innumerabili multitudine et varietate, in quarum contemplatione, prout agilis est et inertiae impatiens, vires suas perpetuo exerceat, et in lucem extrahat veritatem, interiore naturae sacrario clausam. Itaque haec ipsa ingenii perficiendi infinita potestas, cum perpetuo impellat homines ad inquisitionem suarum cum re qualibet rationum, plurimum ad vitae felicitatem augendam conferre, atque inexhausta no-

vitate rerum inquirendarum, animum cum maxima voluptate adimplere valet.

Sed etiam numero genus humanum indies nova incrementa capere certissima observatione constat. Quare, ut omnium necessitatibus satisfiat, nova praesidia in naturae imperio nobis sunt conquirenda: discamus famem sitimque novis alimentis sedare; morbis, majoribus nostris ignotis, remedia prius inaudita adhibere; ad commoda quoque et elegantiores vitae usus, naturae divitias mille modis convertere; natura magistrâ, in artibus utilitatem cum eximia formarum venustate conjungere, atque subtiliorem quendam pulchri consonique sensum, qui mores emolliat, nec sinat esse feros, in omnium animis exsuscitare, ut illa gaudeant et exhilarentur continuo, quae formis, coloribus, tonis, modis, motibus et denique verbis inest, convenientia et jucunditate. Et quoniam hac nostri sensus vivida mobilitate ad animi affectus gravissimos et excitandos, et demulcendos utimur, ita ulterius scrutando naturae leges rationesque quibus, quae specie videntur esse contraria, revera tamen conciliantur, et inter se firmissimo cohaerent ordine, incidemus in eam, naturae consentaneam, recti bonique normam, ad beate vivendum necessariam, quae, qua in re consistat officium, eo clarius nos perdocebit, quo curatius rerum omnem congeriem, nexumque minimorum cum maximis in examen revocaverimus. Neqne in hoc, quod ad societatis perfectionem adtinet, examine resistimus, sed universum mundum contemplantes, ad ultimum finem studii nostri pertingimus, atque in admirationem et adorationem divinae mentis, cuius nutu cuncta existunt, lubentes rapimur. Etenim (jam Ciceronis verbis concludam) quis est tam vecors, qui aut, cum suspexerit in coelum, deum esse non sentiat, et ea, quae tanta mente fiunt, ut vix quisquam arte ulla, ordinem rerum ac necessitudinem persequi possit, casu fieri putet; aut cum deum esse intellexerit, non intelligat eius numine hoc tantum imperium esse natum, et auctum, et retentum?

Sufficiant haec modo dicta ad laudandam magnanimitatem, et in scientias benevolentiam maximorum Europae principum, qui naturae indefessos observatores ad remotissimas insulas et regiones delegarunt, ut ibidem omnis generis rerum naturalium thesauros colligerent, describerent, et se-

cum reportarent; quorum usus, etiamsi ex parte aequalibus nostris contingat, posteris tamen cumulatius reservatur. Verum enim vero simili ac forte maiori encomio extollenda sunt clementissimi Regis nostri, Stanislai Augusti, in studium naturae merita, cum Ejus nimirum felicissimis auspiciis huic nostrae scientiae tandem novae cathedrae in patria dicarentur. Quo quidem beneficio Rex munificentissimus non solum quaecunque a cognitione naturae promanant commoda cum sua gente communicanda, sed et praeterea indigenorum corporum naturalium, quae hucusque despecta et inutilia jacebant, explorationem instituendam curavit.

Quae cum ita sint, mihi pro incolumitate et incremento historiae naturalis in nostris academiis ardentissima vota fundenti, hoc, quo nullum majus, officium reliquum est, quod *Te*, *Princeps Celcissime! Vilnensium Episcope* summe venerande! quem nostrae universitatis cancellarium et fautorem primarium devotissimis mentibus colimus, ut huic Scholae historiae naturalis, quae Tuis potissimum consiliis ab illustri collegio praefectorum publicae institutioni, quod Te praesidem suum patriae felicitatis studiosissimum veneratur, denuo instaurata est, tamquam proprio benefacto favere et propitius esse velis, summa animi reverentia obsecrem, rogemque. Est enim palam omnibus notissimum, quanto in scientias, quotquot sunt, amore feraris, quam humanissimum patronum viris eruditis, quamque strenuum illis intercessorem Te, Princeps celsissime! semper praestiteris, nec non qua munificentia ingenuas artes adeo in clientelam receperis, ut in ipso Tuo palatio familiariter versarentur. Harum itaque in hisce regionibus natu minimae, Naturae nimirum scientiae, ex incunabilis vix egressae, Tua autem benignitate fretae, se eodem, quo ceterae, patrocinio abs Te sublevatum iri, cum illa, quae infantilis aetatis est, integra fiducia, sperare liceat. Jam haec, Tua pupilla, tanti defensoris praesidio suffulta, publicae educationi praefectorum, et quod subjungere ausim, Regis nostri longe clementissimi liberalitati commendanda, ut horti botanici et musei rerum naturalium varietate referti pretiosa et eximia quidem, sed quibus vivat, exolescat, floreat, inque novo hospitio fructus proferat, summe necessaria munera accipiat, jam, inquam, Vilnensium Musarum choris se immisceat, suumque Musage-

tam dulcibus, quos in naturae materno gremio legerat flosculis, cum debito honore, ovans atque exultans apud gratam posteritatem coronet.

Quum autem principis optimi in nostram universitatem beneficiis exardescat animus, atque totus se in ejus admirationem effundat, non potest non simul maximo patriae juventutis instituendae studio, quo hunc amplissimum senatum academicum praeclare decorum cernit, bene quaesitam laudem denegare. Et quidem in primis Te, Vir amplissime et plurimum reverende, huius universitatis *Rector Magnifice!* quem in Regia Scientiarum Academia Londinensi Collegam mecum conjunctissimum veneror, utpote cuius in universam rem litterariam et praesertim in astronomiam sublimiorem notissima et per orbem celebratissima sunt merita; Te alterum nostrae academiae patrem et instauratorem omnes qui in hoc ornatissimo consessu frequentes adsunt, quorum cordibus Tuorum beneficiorum sensus infixus est, discentes, doctores, fautoresque nostrae universitatis, cum omni pietate verecunde compellari jubent. Nam etsi praetermitterem, quod valetudini corporis ne quidem pepercisti, ut incremento difficillimae scientiae prospiceres, atque observationum thesauros, quales orbi erudito antea nunquam innotuerunt, invicta perseverantia et continuis pervigiliis comparares: id tamen in omnium ore est, Te, quod eodem encomio dignum et forte magis arduum erat, Tuo in rem publicam amore, Tuis indefessis laboribus, Tuaque sapientia et moderatione consecutum esse, ut hanc nostram universitatem incolumem, renatam, novisque praesidiis auctam videremus. Quapropter universae patriae talem Virum doctrina, integritate, consiliis et magnitudine animi clarum, qui promulgandae cognitionis utilioris fortissimum propugnatorem se praestitit, huic autem academiae, juventuti nostrae, nec non denique mihimet talem moderatorem aequum, pium, humanissimumque ex animo gratulor. Pari autem studio Te, Rector Magnifice! Vosque in senatu academico Collegae spectatissimi! ea qua par est observantia comprecor, siquidem consueta benignitate me in vestrum sodalitium recepistis, ut quemadmodum nostrae scientiae sororio vinculo junctae sint, ita et vestris consiliis me adiuvetis, coeptisque meis auxiliemini, meque vestri favoris studiosissimum, ea, cuius primitias iam expertus sum,

amicitia cumulare pergatis. Excepistis enim collegam, qui et vestro praesidio fretus, de muneris sui gerendi prospero eventu non dubitet, et quo se dignum vestro adsensu praestet, in tradendis cum omni diligentia doctrinis, incorruptum naturae verique amorem vobis coram hac amplissima concione spondeat. Dixi.

Praefatio in Dissertationem de Plantis esculentis insularum oceani Australis.

1786.

Asiam inter orientalem et Americam zephyrinam late extenditur Oceanus australis, omnium vastissimus, nullis extra zonam torridam, praeter unicam fere novam Zeelandiam, terris interceptus; intra tropicos autem plurimis insulis, veluti punctis conspersus, quarum aliae in congeries aliquot collectae, aliae majori spatio disjunctae jacent. Versus occidentem inde a decimo quem vocant latitudinis australis gradu usque ad quadragesimum quartum, idem oceanus novam Hollandiam, Europa maiorem, alluit.

Insolae harum terrarum alii candidiores sunt, alii nigricantes. Priores numero reliquis praestant, uno eodemque sermone utuntur, morumque similitudine, quantum pro climatum diversitate licuit, inter se conveniunt. Ex Indiae regionibus orientalibus per archipelagum moluccanum atque philippinas insulas in oceanum australem eosdem migrasse, propter analogiam linguae eorum vernaculae cum malaica, certissimum est. Oceani huius partem borealem, tropico tamen inclusam, tres insularum congeries occupant, Latronum quae et Marianae dicuntur, Carolinae, et novissimo Cookii itinere detectae Sandvigiae. In ea parte quae trans aequatorem ad austrum sita est, totidem archipelagis, Amicorum scilicet, Societatis et Marchionis Mendozae, sedem figerunt;

quibus adnumerari debent insulae illae, hinc atque illinc in oceano dispersae, cuius superficiem vix superant, stupendis lithophytorum habitaculis inaedificatae, nobis *demersae (Low Islands)* dicendae. Eiusdem stirpis porro ramentum extra tropicum australem, versus Americae littora in paschali insula reperitur *(Ostereiland)*, aliud deinceps ex opposito novae Hollandiae nova Zeelandia est, inde a tricesimo quinto ad quadragesimum septimum latitudinis gradum protensa.

Nigrae gentis longe alia est ratio; nam in Indiae archipelagis orientalibus, et praesertim in montuosis sylvaticisque insularum latibulis agrestium hominum familiae reperiuntur, quae forte cum hisce australioribus nigritis ex eadem stirpe prognatae sunt. Eiusdem gentis praecipua sedes est illa insularum congeries, quae aequatori et moluccanis insulis proxima, Papuae sive novae Guineae, Britanniae, Hiberniaeque nominibus in tabulis geographicis designari solet. Inde per insulas Charlottae, novasque Hebrides ad novam Caledoniam usque haecce Nigritarum proles videtur penetrasse, brevissimo certe, si cum eo conferatur, quo candidiores illi homines novam Zeelandiam et extremam paschatis insulam petierunt, itinere, et a primis sedibus minus remoto. Nigri huius populi forte soboles, etiam novam Hollandiam occupavit, licet hoc certo affirmare non ausim; quod si vastissimae istius regionis incolae re vera originem trahunt a Papuanis, dandum id quoque est, eos a climate et carnium esu aliquanto immutatos fuisse. Verum enim vero nigrorum hominum in hisce terris in primis ea est singularitas, ut fere in qualibet insula, licet proxima vicinitate cum reliquis coniuncta sit, proprio diversissimoque sermone utantur; totque paene sint idiomata, quot sunt insulae ab iisdem habitatae. Quo quidem argumento nullum exquisitius immanitatem maiorum, a quibus ortum trahunt, comprobare videtur; et enim quis est, qui indomitam feritatem simul et inscitiam climatis ubertate altam in eo potissimum non agnoscat, quod praeter victus parandi rationem, nihil a parentibus didicerint, desertisque laribus etiam patrii sermonis obliti sint?

Singularem hanc diversitatem inter Austrasiae vel Polynesiae populos, cum iam neque aëris, qui omnibus idem propemodum est, neque alimentorum, quibus omnes fere iisdem vescuntur, diversae qualitati tribuenda sit, originem du-

cere a primitiva autochthonum varietate, arbitror. Indelebilis enim et tanquam inusta species, diversis hominum familiis inhaeret, plurimis notis characteristicis insignis, quae et climati omnimodo resistit, et ciborum commutatione non frangitur, nec non perpetua successione, nisi contaminatae fuerint generationes aliqua mixtela, a parentibus ad ultimam prolem integra meracissimaque descendit. Cui assertioni ne testimonia desint ex aliis regionibus deprompta, verbo saltem tetigisse sufficiet Aethiopum sive Nigritarum e propriis sedibus africanis in peregrina climata translatorum generationes, atro colore, crispa in capite lana, porrectis maxillis, naso simo, labiis tumidis, ceterisque indiciis ab optimo Soemmerringio, summo incisore, mihi *) nuper enumeratis, atavis semper simillimas. Attamen de origine harum in genere humano varietatum aliquid certi vel ea ratione constitui nequit, quod in universum historica traditione antiquiores sint, et Iudaeorum oracula, quibus Europaei e consuetudine pie assentiuntur, de iisdem sileant. Cum autem Iudaeos semel in scenam evocaverim, eosdem non dimittendos judico, priusquam eorum exemplo varietatum humanarum persistentiam firmaverim. Plurima enim secula non suffecerunt ad abluendam istam notam vultui horum hominum adeo profunde insculptam, qua vel a primo intuitu asiaticam eorundem originem, meridie clarius perspectam habemus.

Quod ad climatis temperiem attinet, illud nimirum in novae Hollandiae desertis siticulosis, inter calidissima jure referri potest, neque huius parti boreali, aequatori vicinae, ipsam Africam aequinoctialem aestuosiorem existimarem. Insulas vero, per oceanum dispersas, ventorumque intra tropicos perennium halitu perflatas saluberrima et amoenissima coeli temperie gaudere, navigatores quotquot ad easdem appulerunt omnes uno ore pronunciant. Novae Zeelandiae, licet frequentibus procellis exagitetur alpesque suas perenni nive obrutas in altum adtollat, nihilo tamen secius leniores sunt brumae, cum in eius parte extrema ad quadragesimum quintum usque gradum latitudinis in austrum conversa, sub ipso fine autumni herbas et fructices florentes legissem.

---

*) Ueber die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer. Frankf. u. Mainz. 8. 1785.

Qui Carolinas, Marianas, Sandvigias, Mendocinas, Societatis et Amicorum insulas tenent, primae gentis hominis, elegantioris sunt formae, colorisque purissimi castanei absque ullo nigredinis inquinamento. Statura eorum mediocris est, ad proceritatem accedens; capilli longi, densi, cincinnati, nigri; barba maribus crebra, prolixa; oculi ampli, iride nigrofusca; nasus latiusculus, nec simus; labia crasciuscula, dentes pulcherrimi. Magnates colore saepius lucidiore dignoscuntur, corpore proceriore, robusto, obeso, abdomine amplissimo. Sed exceptionem habent insulae aquae penuria laborantes E-uwa, Tonga, Namoka, Paschatos, quarum incolae, etiam natu principes, plerique gracilioris sunt formae.

Ingenium horum hominum mite, morum comitate quadam et mansuetudine coniunctum, at in bellis in saevam ferocitatem degenerat. Respublica omnibus feudalis est, regis moderamini subiecta, cuius in Amicorum insulis nullo limite circumscriptam potestatem, in Societatis archipelago potentiores vasalli coërcent. Vulgus hominum clientibus constat, et mancipiis glebae adscriptis, regiturque polytheismi superstitione, quae in Sandvigiis praesertim insulis profundiores videtur radices egisse, verum etiam apud Taheitenses interdum humanas victimas erogat. Iis in universum monogamiae consuetudo, vix a nobilibus, militibusve spreta. Vestimentorum genus laxum, leve, climati accomodatum; balneum frigidum bis de die, matutinum et vespertinum; unguentorum usus inprimis inter magnates frequens; moderata in laboribus domesticis exercitatio; nocturni aëris intemperies sedulo evitatur; mollis denique libido, risus, joci, fabulae, cantilenae et saltationes ad tuendam sanitatem vitamque ad ultimum terminum protrahendam conferre videntur.

Victus ratio, apud hancce gentem quam sit congrua valetudini robustae et integrae, videndum est. Artocarpi fructus farinaceo-pulposi ab Otaheitensibus, insularumque Societatis, Mendocinarum, Sandvigiarum, Carolinarum et Latronum indigenis loco panis adhibentur, primis octo mensibus in anno maturescentes, sed tamen ante maturitatem perfectam in cibum cedunt. Hi decorticati, foliisque obvoluti, in fornace subterranea per horulam assati, comeduntur. Reliquis quatuor mensibus musae inprimis fructus, radicesque

ari, dioscoreae, dracontii, taccae, convolvuli hominibus cibum suppeditant; quem ter singulis diebus capiunt, plerumque refrigeratum, interdum tepidum, nunquam vero ferventem. Artocarpi fructum, quem blando alimentorum vegetabilium generi adnumerari non dubitem, variis modis praeparatum, sive acidulatum fermentatione, sive cum oleo et nucleis cocos nuciferae commixtum frixumque magnates quidem in deliciis habent, sed eidem lautiores quoque epulas adjiciunt; pisces enim sapidissimos, pullos gallinaceos, porcinas, caninasque carnes in conviviis magna quantitate ingurgitant. Horaeis porro fructibus Spondiae, Musae, Eugeniae crudis subinde vescuntur.

Sale marino in littore radiorum solarium ope concreto in Sandvigiis insulis ad cibos saliendos utuntur. Societatis insulae sale concreto carent quidem, sed eius loco aqua oceanica pro embammate adhibetur; in paschatis demum insula, nimis arida et aqua pura omnino destituta, non raro salsam pro potu ordinario hauriunt. In Marchionis, Societatis, Sandvigiisque insulis scaturigines aquae frigidulae, purissimae, levissimae abundant, communique usui inserviunt. Qui delicatius vivunt, lympham nucibus cocos inclusam sorbillant. Sacerdotem autem turba et magnates extractum radicis piperis methystici potant, quod non solum toxicis viribus eosdem inebriat, somnoque gravi opprimit, sed etiam corpus lente emaciat, et leprae obnoxium reddit. Abominandum hocce temetum in Amicorum insulis praesertim usitatissimum est. Ibidem plurium causarum juncta operatione plane efficitur, ut homines, ex eadem stirpe cum Taheitensibus et Sandvigianis prognati in universum tamen minus robusti evadant, eorumque proceres non adeo pinguescant, sanguinis autem acrimonia maiore laborare videantur; unde vel elephantiasin, vel totius corporis squalidissimam purulentamque exulcerationem non raro generatam fuisse novimus. Quum enim huius archipelagi australiores insulae fontibus et rivulis aquae purioris penitus careant, incolis suis non solum potum salubrem, sed etiam balnea in climate aestuoso maxime salutaria denegant. Deinde, quod forte maximi momenti est, blandissimi artocarpi fructus ibidem rarius occurrunt, atque radices jam commemoratae ari, dioscoreae taccae, huius alimenti saluberrimi vices agunt, quae licet coctura

vel tostione a volatili et fere deleteria causticitate liberentur, tamen adstringentium et acrium indolem non ita plane exuunt, ut suspicionem movere omnino non valerent, apud homines iisdem perpetuo altos tandem massam sanguinis et humorum exacerbari, nimiaque acredine accendi posse. E contra vero blandiori diaeta, horaeisque fructibus aquosis usi Taheitenses, aquae potatores, quorum corpora crebris ablutionibus humectantur et emolliuntur, non possunt non obesiores reddi, cum revera succi corporis humani tot diluentium juncta actione nimis debilitarentur, nisi transpiratio in regionibus calidioribus abundantior, phlegma superfluum tolleret.

Sunt qui climatis influxum in res humanas pertinaciter negant; iis Novam Zeelandiam vellem adeant, cuius regionis incolae cum Taheitensibus et indigenis archipelagi Amicorum sermone conveniunt, cum quibus etiam fabulae religiosae, et traditiones, nec non ipse vultus et color communem iisdem originem fuisse testantur. At profecto maximam inter hasce gentes ortam a climatis necessitate morum diversitatem mirarentur. Primi enim novae Zeelandiae coloni, qui ad huius regionis oras boreales appulerunt, saccharatum licet convolvulum chrysorrhizum, radicesque ari et dioscoreae secum attulissent, piscaturae tamen, quae facilem commodamque victus rationem iisdem pollicebatur, sese addixerunt; horticulturam, prout operosior erat, sensim versus australiorem extremitatem terrarum errabundi prorsus deseruerunt. Quare singulis familiis insulam pervagantibus et ab invicem segregatis, cum jam nullo societatis vinculo amplius compescerentur, ad libidinosam ferocitatem patebat reditus. Incertus enim piscaturae proventus eas frequenter loco migrare coëgit, ut victui prospicerent; hinc inter diversas familias, quotiescunque fame perductae in idem littus piscosum escendissent, de littorum dominio acerrime dimicatum est. Apud victos inde pariter ac victores irata fames aluit inimicitiam, animosque sibi invicem infensiores reddidit. Eo usque tandem vindictae cupiditas apud irritabile illud et iracundum genus hominum invaluit, ut etiam in occisos hostes dentibus saevire assueverint. Cum igitur bellicam virtutem et fortitudinem maximi faciant, neque cuiquam honorem habeant, nisi corporis viribus plurimum polleat, hinc iniquam et vere

tyrannicam in sexum sequiorem potestatem exercent; quin spretas ac despectas uxores non solum ad vilissima, eaque molestiora officia adigunt, sed et matrem septennes pueri impune conviciantur aut scelesta manu feriunt.

Corpus a frigoris iniuria pannis e phormio textis, plumisque avium aut pelle canina munitis tuentur. Sed igni circumiacentibus intra fumosa tuguria munditiae nulla cura est, cum ab omni lavatione squalidi atque pediculosi abhorreant, nec non pigmento rubro et oleo rancido vultum foedare consueverint, ut hostibus terrorem injiciant. Victus, quemadmodum superius monui, praecipuus pisculentus est; piscibus enim et recenter captis, et ad solem exsiccatis vescuntur. Docuit tamen etiam dira necessitas ad sylvas confugere, silicumque radices medulla farctas effodere, dum vexatum procellis

atrum
defendens pisces hiemat mare.

Harum silicum in borealiori insula, quae populosior est, cum ingentes acervos collectos vidisset Cl. Crozet, simulque comperisset radicum Convolvuli, ari et dioscoreae culturam ibidem non plane negligi, hominibus Novae Zeelandiae victum vegetabilem esse nimis festinanter inde collegit. Idem navarchus experientissimus apud incolas istius regionis frequentem gummi cuiusdam calefacientis comissationem observavit. Neque iam recuso, in calidiore Novae Zeelandiae parte, advenas e Zona torrida homines consuetudinem vegetabilis alimenti conservasse; quin potius libenter concedam, hoc stabili et minus erratico vitae genere effectum fuisse, ut numerus eorum magis accresceret, civitatisque et regiae potestatis primordia ibidem una progerminarent. Verum ex autoptarum consensu facile colligitur, barbaros in boreali Novae Zeelandiae parte horrido carnium humanarum adpetitu, ferocissimo in hostes animo, ad vindictam iramque proclivitate non solum australiores familias, mereque ichthyophagas aequare, sed et tanto iisdem praestare, quanto in universum viribus corporis membrorumque immanitate eas antecellant. Qui ciborum ad animi adfectus excitandos potentiam agnoscunt, huius tantae ferocitatis stimulos forte ab alkalescente piscium substantia petant, cum etiam in temperatiore insula, pisces saltim ex parte, hominum nutrimento inservire noverint.

Similem huic differentiam, quae inter diversas nigrae gentis colonias intercedit, brevissimis verbis expediam. Ex his, qui Novae Caledoniae insulam aridam et montuosam incolunt homines reliquos mansuetudine pacisque studio superare videntur, statura iis aliquanto procerior, color fuscus quidem, sed ad castaneum vergens: capilli torti, nec tamen plane ut in Aethiope lanati. Eorum arva plantationi radicum ari et dioscoreae idonea, in regione littorali, aquis marinis stagnantibus subinundata et rhizophorae, ficuumque radicantium denso frutice intercepta, ligonibus sedulo confodiuntur. Soli sterilitas autem improbum incolarum laborem parce nimis remuneratur; quare et piscatu vitam sustentant, et ad sylvestria succedanea e regno vegetabili recurrunt, corticesque insipidos hibisci tiliacei exsugunt. Novarum Hebridum contra foecundissima tellus est, quas scilicet calor intestinus vulcani non solum refocillet, sed et late dispersus laetificet cinis. Ibidem hortuli, quos indegenarum industria plantavit, intra spissum undique nemus absconditi latent, Musae inprimis fructibus, citro, ficubus edulibus, nucum vario genere, tum etiam ari et dioscoreae radicibus divites. Ipsa hinc inde farinosis onusta fructibus artocarpus, licet minus frequens, conspicitur; domesticae porro volucres suumque greges circa domicilia vagantur. Succurreret cuiquam forte illam naturae altricis ubertatem intuenti, ut in hisce insulis hominum stirpem bene saginatam, corpulentam, segniorem, imbellem, pacisque et veneris, otio quae maxime aluntur, artibus deditam exspectaret. Enimvero miraretur quod citra spem illi obviam fierent (praeprimis in Malicollo insula) nigerrimi homunciones, naso simo, angulo Camperi acutiore *), capillitio crispo et lanato, exiles, macilenti, deformes, nudi, cingulo armillisque strictissimis coarctati, garruli, ingeniosi, astuti, histriones, agilissimi, irrequieti, suspiciosi, trepidi, sagittis clavisque perpetuo armati, mulierum osores, anthropophagi! Quod vero insulae Tannae indigenis contigerit, Mallicollensibus ingenio magis mitescere, eosque proceritate corporis artuumque masculo vigore superare, id procul omni dubitatione, familiari quam habent cum quadam albidae gentis

---

*) Ex occursu linearum, alterius ab osse frontali, alterius a meatu auditorio, ad dentes incisores superiores, ductarum.

colonia consuetudini tribuendum est. Nam praeter vernaculam suam, intelligebant etiam linguam Societatis et Amicorum insulis communem, eamque ultra proximam insulam Irronan, in alia, cui nomen Itonga, in usu esse nobis referebant.

Haec praemittenda mihi videbantur, cum adumbrationem plantarum molitus essem, quae ad rem cibariam iu terris australibus pertinent; neque iniucundum hunc introitum, nec prorsus inutilem ratus, qui etsi nova et inaudita non proferat, certis tamen et fide dignis observationibus doctrinae utiliori ministret. Equidem mihi videor illorum opinionem recte amplexum esse, qui maximam inter hominum familias diversitatem organicam, ab ipso generationis typo derivandam, morumque notas characteristicas, et consuetudinum perpetuitatem imitatione maiorum oriundam existimant; climati tamen aliquid virium inesse ad inflectendos animos non omnino recusant. Sed etiam in cibi potusque diversis generibus, non solum corporis humani fabricam singulariter renovandi immutandique, verum ipsiusmet animi energiam excitandi aut demulcendi vim sane maximam delitescere, celeberrimi nominis viri strenuis argumentis demonstrare conati sunt. Famis enim sitisque dolore sollicitatos homines, ut detritas de corpore particulas novis supplementis restituant, diluantque sanguinem motu naturali spissatum, alkalescentem edulcorando restaurent, ex deglutitis et in ventriculo solutis corporibus organicis paratum succum tubulis villosae tunicae susceptum, et in glandularum plexibus demum assimilatum, venis haurire quidem, eoque machinam animalem perpetuo resarcire, sed pro diversa principiorum in alimentis miscela diversissimum profecto habitum nancisci asseruerunt, cuius etiam in sensus internos reactionem manifestam simili ratione contingere arbitrati sunt, qua mutato instrumentorum mechanismo, effectuum discrimina in operibus humano artificio elaboratis plane deprehenduntur. Adduxerunt in huius doctrinae defensionem exempla morborum varii generis, quorum fons et origo sublato elementorum nostri corporis aequilibrio debetur, sanandorum autem ratio in eodem mutata diaeta adhibitisque remediis efficacibus restituendo consistit. Tum in medium porro protulerunt animi affectus hoc vel illo cibo potuve interdum sopitos aut exsuscitatos; nec non denique inter tot gentium diversissima ingenia, mitissimum phytiphagis, atrox et belli-

cosum sola carne vescentibus tribuerunt. Cum autem singula, quibus haec opinio fulciri solet argumenta, post Hallerum denuo recensere *) supervacaneum et citra huius opellae propositum foret, id unum, missis coniecturis fallacibus adiiciam, ad immutandum typum varietatum humanarum, ex observationibus superius enumeratis, non adeo notabilem esse in terris australibus ciborum efficaciam.

Plantae in oceani australis insulis esculentae quinquaginta quatuor in universum mihi innotuerunt, quarum viginti sex ante nostrum iter botanicis incognitae erant. Harum universalissimae sunt (cum etiam extra tropicos reperiantur) Convolvulus chrysorrhizus, Dioscorea alata, Arum macrorhizon et esculentum; his proxime accedunt, tropico tamen inclusae: Musa paradisiaca, Cocos nucifera et Artocarpus, incisa, reliquae omnes in una alterave insularum congerie desiderantur, aut minus frequentes sunt. Numeravi porro in Societatis insulis species esculentas viginti sex; in Amicorum insulis totidem, sed nonnullas diversas; in novis Hebridibus circiter viginti; in nova Zeelandia sedecim, quibus comprehenduntur antiscorbuticae septem Europaeis quidem pretiosissimae, sed quarum apud incolas ad rem cibariam nullus est usus.

Erunt forte, qui in tenui laborem me collocasse existiment. Attamen non defuit, qui ex hac tenuitate oriundam gloriolam legitimis dominis praeriperet, et alienae messi immiteret falcem. Taceam rerum naturalium cognitionem, usu semper esse anteriorem; et earum quae nostro itinere innotuerunt ad hominum necessitates adplicationem, etiamsi parte saltem aequalibus nostris contingat, posteritati tamen clarissime perspiciendam demum reservari.

*) Physiolog. Tom. VI. Lib. IX. Sect. 3.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.